H. Un. 220

Gebhi stbibliothk.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Neue Geschichtsbibliothek.

Erster Band:

Der Sieger von Roßbach.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Ein Heldenbild

von

C. H. Matthias.

Leipzig 1859.
Verlag von W. Bock.

57-Bk.

Der Sieger von Roßbach.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Ein Heldenbild

von

C. H. Matthias.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Leipzig 1859.
Verlag von W. Bock.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Sieger von Roßbach.

Friedrich Wilhelm von Seydlitz.

Inhalt.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

I.

Jugendjahre.

In dem Garten des Landgutes Minkowsky bei Namslau in Schlesien steht ein einfaches, fast ganz schmuckloses Grabmal. Hier ruht im Schatten der einst von ihm gepflanzten und gepflegten Bäume ein Mann, auf den Deutschland mit Stolz zurückblickt, unter dessen genialer Führung gegen die Feinde des Vaterlandes Wunder der Tapferkeit vollbracht wurden, dessen wuchtige Säbelhiebe den Franzosen Furcht einflößten, die Russen mit Schrecken erfüllten, — **der Sieger von Roßbach und Zorndorf.**

Berlin, Rheinsberg und Kalkar ehren sein Andenken durch Denkmäler; Friedrich der Große rief ihm nach „er lebte unübertroffen und stirbt, ohne ersetzt werden zu können!" Die Nachwelt aber bewahrt in treuem Gedächtniß die Erinnerung an seine unvergeßlichen Heldenthaten; und diese auf's Neue zu verherrlichen ist der Zweck des vorliegenden Buches.

Seydlitz, dieser nachmals berühmteste aller Reitergenerale, der Schöpfer der preußischen Kavallerie, wurde am 3. Februar 1721 in dem Städtchen Kalkar im Her-

zogthum Kleve als preußischer Unterthan geboren. Sein Vater war der in Kalkar in Garnison stehende Dragoner-Rittmeister Daniel, Freiherr von Seydlitz, die Mutter eine geborene von Ihlow. Die Eltern gaben dem Knaben, wahrscheinlich dem damals regierenden Könige von Preußen zu Ehren, die Namen Friedrich Wilhelm.

Der körperlich und geistig gesunde und tüchtige kleine Knabe zeigte sehr bald, daß er bestimmt sei, dereinst Außerordentliches zu leisten. Sein Lebenstrieb äußerte sich vorzugsweise und schon auffallend früh in jeder Art Uebung körperlicher Kraft und Gewandtheit; sich in wilder Beweglichkeit herumzutummeln war schon früh seine größte Lust. Ganz besonders gefiel ihm das Reiten, und schon im siebenten Jahre saß er fest im Sattel. Der Vater, wie die übrigen Offiziere der Garnison, die den ritterlichen Knaben liebgewonnen, ließen es nicht an Aufmunterung fehlen, und in dem Maße, wie dadurch auch der Ehrgeiz erwachte und ihn anspornte, wurde er stets dreister und waghalsiger. Bald ritt er schon mit den Offizieren in die Wette und machte ihnen alle Reiterkünste nach. Statt Gefahren zu meiden, suchte er sie auf, und sein einziges Streben war, rasch mit ihnen fertig zu werden. Da er nun auch adeliger Geburt und sein Vater selbst Offizier war, wodurch ihm von vornherein der Weg zur künftigen Kriegerlaufbahn geebnet wurde, so stimmten Anlagen, Neigung und Umstände vollkommen zusammen, und schon früh stand es fest, daß aus dem Kleinen einmal ein Mann des Degens werden müsse. Man versprach sich nichts Geringes von ihm. Daß sich diese Erwartung aber in so überaus glänzender Weise erfüllte, hatte er dem glücklichen Umstande zu verdanken, daß er in die bald darauf

anbrechende kriegerische Glanzzeit Preußens recht eigentlich hineingeboren wurde. — Diesem dereinstigen Berufe entsprach schon seine Erziehung im elterlichen Hause, wo man, wie damals in der Regel bei den Adeligen, zwar auf strengen Unterricht hielt, keineswegs jedoch den Körper darüber zurückkommen lassen wollte, so daß dem Knaben freie Zeit und Gelegenheit genug gelassen wurde, sich in seiner rührigen Weise für die saure Lernzeit zu entschädigen. So schoß der angeborne Trieb ungehindert in der eingeschlagenen Richtung weiter, und mit der wachsenden Körperkraft nahm die Geschicklichkeit, aber auch die Tollkühnheit zu. Da starb der Vater, und Alles schien nun anders werden zu müssen. Die besorgte Mutter, der der Wildfang doch zu gefährliche Sprünge machen mochte, suchte ihm den Zügel etwas straffer zu ziehen und schickte ihn, bei ihren beschränkten Mitteln, in die strenge Schule zu Freienwalde in der Neumark. Aber ihm, der so früh im Sattel zu sitzen gelernt hatte, wollte es nun auf der stillen Schulbank nicht behagen; er empfand nur den Druck der Schulzucht, keine Lernbegier, und machte geringe Fortschritte. Dies dauerte eine Reihe von Jahren, bis sich unerwartet die Verhältnisse änderten.

Schon früher war der Markgraf Friedrich Wilhelm von Schwedt, ein Vetter und Eidam des Königs Friedrich Wilhelm I, auf den kleinen Seydlitz aufmerksam geworden, und Alles was er durch dessen Vater, welcher zuletzt bei dem Kürassierregimente des Prinzen stand, von dem kühnen Treiben des damals kaum achtjährigen Knaben erfahren, hatte ihn sehr für diesen eingenommen. Jetzt erbot er sich, den Verwaisten als Pagen zu sich zu nehmen, und die Mutter, obwohl sie des Prinzen eigene

Wildheit kannte, mochte nichts dagegen einwenden, da auf diese Weise die Zukunft ihres Sohnes immer noch am besten gesichert schien. — Kaum vierzehn Jahre war Seydlitz alt, als er den Pagendienst antrat. Dort kam er in sein Element. Der Markgraf hatte seinen Uebermuth in der Jugend nicht austoben können, und führte noch als Mann trotz der Mißbilligung des Königs ein ausgelassenes, wahrhaft zügelloses Leben, in welches er nun auch den neuen Pagen als nächsten Helfer und Genossen einführte. Die tollsten Dinge, Eingebungen einer unbändigen Laune, wurden ausgeführt; man jagte förmlich nach Wagnissen, je halsbrechender desto besser, und nahm es auch mit den Gesetzen der Sittlichkeit keineswegs sehr streng. Diese neue Schule stach freilich gegen die vorherige in Freienwalde grell genug ab, und setzte nicht nur das Leibes-, sondern auch das Seelenleben des Knaben den größten Gefahren aus; bei einem Alter von vierzehn Jahren, welches den Lockungen der Sinnlichkeit, für die es so empfänglich, noch keinen Charakter entgegenzusetzen hat, konnte das schlimme Beispiel schwerlich ohne Nachtheil an Seydlitz vorübergehen. Und doch wurde bei solcher Lebensweise auch wieder alles das gepflegt und entwickelt, was ihn später hauptsächlich zum Helden gemacht hat: Kühnheit und Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Geistesgegenwart. Die edle Wagenlenkerkunst der alten Griechen wurde hier überboten und durch absichtlich gehäufte Gefahren erst recht interessant gemacht; während aber jene olympischen Wettfahrer ihr Leben einsetzten für den köstlichen Siegerpreis vor den Augen von ganz Griechenland, galt es hier nur den Kitzel des Uebermuthes zu befriedigen. Gewöhnlich bog man in's offene Feld ein, über Rain und Gräben ging die brausende Fahrt,

was nur das Viergespann laufen wollte; oftmals sogar mußten Kutscher und Reitknecht absteigen und die durch keinen Zügel mehr gehemmten Hengste auf jede Weise zum Durchgehen reizen. Stürzte oder brach der Wagen, so kam das nur erwünscht, und Prinz und Page, letzterer nach damaliger Sitte auf dem Wagentritte stehend, suchten ihren Triumph darin, im verhängnißvollen Augenblick einen geschickten Sprung zu thun. Die wildesten Füllen, die noch keinen Reiter getragen, mußte Seydlitz besteigen, und leicht wußte er sie zu bewältigen, wie ein aufgelebter junger Alexander jedem Bucephalus gewachsen. Schnell erwarb er sich die vollste Zuneigung seines fürstlichen Gönners. Dessen Zärtlichkeit jedoch war ungewöhnlicher Art: statt mit banger Sorge den Liebling zu hüten, sann er nur auf neue Gefahren für ihn. War das Ungewöhnliche so spielend gelungen, so kam nun auch das Unerhörte daran. Mazeppa ward einst, festgebunden auf einem Hirsche, durch die Wildniß dahingetragen; hier aber mußte der Page Seydlitz ganz frei auf dem Rücken eines solchen rasenden Renners aushalten, während der entzückte Gebieter das Thier durch den herrschaftlichen Thiergarten hetzte. Selbst zwischen umlaufenden Mühlenflügeln galoppirten Herr und Page zu öfteren Malen hindurch, wo es nur auf eine Viertelsekunde ankam, nicht erfaßt und zerschmettert zu werden. Alles glückte indessen der außerordentlichen Gewandtheit; Schwierigkeit und Gefahr gab es kaum noch für solche Reiter. Dergleichen Uebungen blieben freilich für den Prinzen, da er nie zu Felde zog, reine Kurzweil ohne praktische Bedeutung, für Seydlitz jedoch waren sie eine wichtige Vorschule für seine spätere Laufbahn: aus den vier Pagenjahren,

die er beim Markgrafen verbracht, erwuchsen die zehn ruhmvollen Kriegsjahre des spätern Helden, und in dem kleinen Kunstreiter und Voltigeur steckte schon der einstige große Virtuose des Reiterkrieges. Was ihn ferner von dieser Zeit an unzertrennlich begleitete, etwa wie Friedrich den Großen die Tabacksdose oder der Krückstock, war seine Tabackspfeife, welche späterhin selbst bis in die Pulverwolken der Schlacht hinein zu dampfen pflegte. Etwas weit Schlimmeres indessen war der Hang zu sinnlichen Ausschweifungen, der während seines Pagenlebens vielfach Nahrung gefunden hatte; dieser verfolgte Seydlitz Zeit seines Lebens, ließ ihn oft empfindlich büßen, und half sogar wesentlich seine Lebenstage verkürzen.

Im Jahre 1739 beginnt Seydlitz' militärische Laufbahn. Sein bisheriger Gönner hatte auch hier für ihn gesorgt, und den erst siebzehnjährigen Jüngling sogleich als Kornet zu seinem eigenen Kürassierregimente geschickt, welches unter dem Obersten von Rochow zu Belgard in Pommern stand. Rochow, der mit dem Chef des Regimentes nicht im besten Vernehmen stand, nahm den allbekannten Liebling und Vertrauten des Markgrafen nicht eben sehr freundlich auf, da er in demselben nur einen lästigen Aufpasser argwöhnte. In Folge dessen hatte Seydlitz in dieser Garnison einen schwierigen Stand, an Stelle der früheren Ungebundenheit und Muße fand er scharfe Zucht und schweren Dienst. Man mag sich daher leicht denken, mit welchem Jubel es ihn erfüllte, als nach Ablauf eines Jahres der Kriegsruf ertönte: Vorwärts nach Schlesien hinein!

II.

Erster und zweiter schlesischer Krieg.

Mit dem Tode Friedrich Wilhelms I. begann für Preußen eine neue Aera. Der König Friedrich II., welcher im Jahre 1740 den Thron bestiegen hatte, sah den kurz darauf erfolgenden Tod des Kaisers Karl VI. als ein Signal an, seine Ansprüche auf den Besitz Schlesiens wieder geltend zu machen. Friedrich's Rechte auf die vier schlesischen Fürstenthümer Liegnitz, Brieg, Wohlau und Jägerndorf waren zum Theil darauf begründet, daß Kaiser Ferdinand II. dem Markgrafen Georg von Brandenburg, weil dieser den unglücklichen Böhmenkönig Friedrich von der Pfalz im dreißigjährigen Kriege unterstützte, das Fürstenthum Jägerndorf genommen und den österreichischen Ländern einverleibt hatte; theils basirten seine Ansprüche auf eine zwischen dem Kurfürsten Joachim II. und dem Herzoge Friedrich von Liegnitz im Jahre 1537 geschlossene gegenseitige Erbverbrüderung. Voll Thatkraft, Ruhmbegier und Kriegslist benutzte er die gefährliche Lage, in welche die Kaiserin Maria Theresia bald nach ihres Vaters Tode durch die auch von mehreren anderen Staaten auf ihre österreichischen Erblande erhobenen Ansprüche gerieth, um seinen Rechten Anerkennung zu verschaffen, und rückte ohne vorherige Kriegserklärung im December 1740 mit einem Heere von 30,000 Mann in Schlesien ein.

Daraus entspann sich der erste schlesische Krieg, in

welchen nun auch Seydlitz mit dem Belgarder Regimente auszog. Zwar dauerte das unerquickliche Verhältniß des jungen Kornets zu seinem Obersten auch noch ferner fort, aber er hoffte sich jetzt dafür schadlos zu halten; von dem drückenden und langweiligen Einerlei des Garnisonlebens kam er ja los, und der Krieg mußte ihm doch Gelegenheit genug bieten, seinen feurigen Ungestüm und seine Geistesgegenwart, die vor dem Obersten so wenig Beachtung fanden, nun vor der ganzen Welt zu beweisen.

Friedrich II. hatte seine kriegerische Rolle mit dem größten Glanze eröffnet. Nach unaufhaltsamem Vordringen war in kurzer Zeit ganz Schlesien in seinem Besitze, und bald darauf stand er in Mähren und bedrohte die Kaiserin Maria Theresia in ihrer Hauptstadt Wien. Welch ein gewaltiges Wunder war aus der kleinen sandigen, verachteten Mark Brandenburg erstanden! Ganz Europa staunte. Unserm Seydlitz war es nicht vergönnt, bei diesen Erstlingsthaten des neuen preußischen Heldengeistes schon gewichtig mit einzugreifen; bald traf ihn sogar ein Unfall, der seine Hoffnungen auf Ruhm und Ehre in weite Ferne hinauszuschieben wenn nicht gänzlich zu vernichten drohte: er gerieth in Gefangenschaft. Es war im Frühjahr 1742. Friedrich war wieder nach Böhmen zurückgegangen, und die ungarischen Husaren benutzten dies, die schlesische Grenze, die nicht mehr hinreichend gedeckt schien, zu beunruhigen. Als Seydlitz' Oberst, welcher Kranowitz unweit Ratibor besetzt hielt, die Annäherung einer 5000 Mann starken feindlichen Streifschaar erfuhr, bereitete er, entschlossen den Platz zu behaupten, Alles zu hartnäckiger Vertheidigung vor, und entsandte auch einen Posten nach

einem weiter vorwärts in enger Thalschlucht gelegenen Dorfe, um jeder Ueberrumpelung vorzubeugen. Auf Seydlitz fiel seine Wahl, und 30 Kürassiere waren es, mit denen dieser den massenhaft andringenden Feind dort aufhalten sollte, bis man ihm einige Kompagnien Grenadiere zu Hülfe schicken würde. Seydlitz sah indessen klar, daß dies ein Ding der Unmöglichkeit sei, und sogleich erwachte sein Argwohn, der Oberst habe nur aus übelwollender Absicht ihn, einen bloßen Kornet, vor allen Anderen zu diesem Posten ausersehen; als er daher mit seiner kleinen Schaar aufbrach, erklärte er offen, ein solcher Ehrenposten stehe ihm, seinen Kameraden voraus, zwar nicht zu, da er aber einmal dazu kommandirt sei, werde er seine Pflicht thun, und Leben und Freiheit theuer verkaufen. Seydlitz rückte in das Dorf ein und traf seine Vertheidigungsanstalten mit der Umsicht eines alten erprobten Kriegers. Mit Wagen und Bäumen wurden schnell die Eingänge des Dorfes möglichst verbarrikadirt, die Kürassiere mußten ihre Pferde in einen Hof zusammenstellen und dann zu Fuß als Schützen, die eine Hälfte links, die andere rechts, in den das Dorf umgebenden Gärten hinter Mauern und Zäunen Stand nehmen. Die Karabiner sind schußfertig. Der Feind erscheint und nähert sich dem ganz unverdächtig aussehenden Orte. Plötzlich knattert's zwischen den Hecken hindurch; der Feind stutzt und hält sich zurück; da die Schüsse jedoch nur vereinzelt fallen, merkt er die Schwäche der Dorfbesatzung und dringt mit seiner ganzen Macht heran. Seydlitz behauptet sich. Stunden schon sind verflossen, von allen Seiten nähert sich das Feuer des Feindes, Seydlitz sieht die Hälfte seiner Mannschaft bereits kampfunfähig, die Patronen fangen an zu fehlen, und noch

wehrt er sich. Niemand kommt ihm zu Hülfe. Der Oberst von Rochow hat den Beginn des Gefechtes wohl vernommen, aber er rührt sich nicht; nur der hier befehligende General rückt mit drei Kürassier-Schwadronen vor. Aber auch dieser ist, Seydlitz zu retten, zu schwach; über eine schmale und baufällige Brücke reitend, wird er aus einem Hinterhalte von einer zehnmal so starken feindlichen Schaar unerwartet angefallen, und kann an kein Weiterdringen denken, kaum daß er sich mit äußerster Anstrengung und bedeutendem Verluste zum Hauptkorps zurückrettet. Noch immer hört man vom Dorfe her das Knallen von Seydlitz' Karabinern; er hält sich wundervoll! Seltener wird nun das Schießen, man glaubt Seydlitz' letzte Nothschüsse zu hören. Es wäre eine Schande, die Braven dort im Stiche zu lassen! — mehre Kompagnien eilen dem Dorfe zu — aber sie kommen zu spät. Von allen Seiten durch die Uebermacht zusammengedrückt, hatten die paar tapfern Kürassiere nicht einmal daran denken können sich durchzuschlagen, sondern sich endlich ergeben müssen. Ehrenvoll genug war die Kapitulation, denn der junge Kornet durfte seine ganze Ausrüstung behalten, die Mannschaft wenigstens ihre Montirung nebst Mantelsäcken und Pallaschtaschen. Aber Gefangenschaft bleibt Gefangenschaft, — auch peinigte Seydlitz der Gedanke, was man im preußischen Lager dazu sagen möchte, daß er sich dem Feinde ergeben, und so verlebte er die Tage seiner Gefangenschaft zu Raab in Ungarn wol nicht angenehm. Zum Glück dauerte diese nicht lange; noch während des Krieges wurde er ausgewechselt. Dieser Unfall, den er erst so schwer empfunden hatte, weil derselbe seine Zukunft zu vernichten schien, ward nun der erste Schritt

zu seinem Glücke. Der König nämlich, welcher gleich anfangs, als er die nähern Umstände des Kampfes erfahren, unsern Seydlitz bedauert hatte und für seine Losgebung sogar einen österreichischen Rittmeister ausliefern wollte, ließ sich nun von Seydlitz selbst Alles noch einmal ausführlich berichten und die schriftlich abgeschlossene Kapitulation vorlegen. Ein Glück, daß Seydlitz diese sorgsam aufgehoben hatte, — denn Friedrich forschte auf's strengste nach allen Einzelheiten. Es gelang Seydlitz nicht nur, sich vollständig zu rechtfertigen, sondern auch den König so für sich einzunehmen, daß dieser ihm zur Belohnung für sein mannhaftes und besonnenes Verhalten die ehrenvolle Wahl ließ, Lieutenant in einem Kürassier-Regimente oder Husaren-Rittmeister zu werden. Seydlitz wählte den Husaren-Rittmeister, obwohl diese Truppengattung, noch neu und, bis dahin weniger bewährt, beim Heere geringer geachtet war. Damit hatte er es abermals getroffen, denn dem Könige lag gerade daran, die Husarentruppe emporzubringen. Mit dem angenehmen Gefühle, seines Königs Wohlgefallen erweckt zu haben, trat unser Kornet nun sofort als Rittmeister bei den weißen Husaren von Natzmer ein.*) Der edelsin-

---

*) Meistens wird diese Beförderung anders erzählt. In Berlin, heißt es, habe Seydlitz beim Heimreiten von der Truppenschau geäußert: so lange ein Reiter noch sein Pferd habe, dürfe er sich nicht ergeben; der König, der dies vernommen, habe ihn auf der Schloßbrücke zu sich herangerufen, durch Aufziehen der Brücke von seinen Gefährten absperren lassen und dann gesagt: „Nun hat Er ja noch sein Pferd und ist doch mein Gefangener;" Seydlitz aber, schnell entschlossen, habe mit einem gewaltigen Satze seines Pferdes das Brückengeländer übersprungen, sei an's andere Ufer

nige junge Offizier fühlte sich aber auch gedrungen, für seine braven Mitkämpfer, die gemeinen Kürassiere, ein Wort einzulegen, und erlebte bald darauf die Freude, sie besonders ausgewechselt und vom Könige für ihre rühmliche Tapferkeit beschenkt zu sehen. Weniger Gnade als vor dem Könige fand Seydlitz vor seinem Obersten, bei welchem er sich nun meldete. Dieser, ohne Kenntniß von dem Empfange, der seinem Untergebenen beim Könige geworden, ließ ihn hart an wegen jener Kapitulation, die dem ganzen Regimente zur Schande gereiche, und sprach von einem Strafantrage, den er deshalb machen müsse. Seydlitz, der ja den König hinter sich hatte, konnte ruhig und gelassen erwiedern: der König wisse schon Alles und habe ihn so eben zum Rittmeister ernannt, er selbst aber habe sich bei dem Herrn Obersten nur bedanken wollen, daß er ihm damals den mißlichen Auftrag gegeben und dadurch zum Glücke verholfen habe. So sehr nun der Oberst in Verlegenheit gerieth, so genoß Seydlitz seinen Triumph doch voll Selbstbeherrschung und ohne aus dem schuldigen Respecte und dem bescheidenen Tone zu fallen.

Vor dem Feinde konnte Seydlitz sich zunächst nicht weiter bewähren, da der Breslauer Friede den Feindseligkeiten für dies Mal ein Ende gemacht hatte. Er kam mit seiner Schwadron in dem Städtchen Trebnitz, rechts von der Oder einen Tagemarsch von Breslau, zu stehen, wo er sich nun emsig an seine neue Aufgabe machte, die Husaren einzuexerciren, an strengere Zucht und regelmäßigen

---

geschwommen und darauf vom Könige sofort als Rittmeister angeredet und mit einer Husaren-Schwadron belohnt worden. So anziehend diese Erzählung, ist sie doch nur eine reine Dichtung.

Dienst zu gewöhnen. Mit Güte und Gewalt griff er's an und sah seine Bemühungen bald mit Erfolg gekrönt. Nebenher betrieb er seine eigenen gefährlichen Reitübungen von ehemals, die nun durch die Theilnahme der Mitoffiziere noch an Reiz gewannen; mit den letzteren stand er überhaupt in ungetrübtem kameradschaftlichem Verkehre, und gab sich in ihrer muntern Gesellschaft gern der jugendlichen Lebenslust hin. —

Im Jahre 1744 brach der zweite schlesische Krieg aus, welcher Seydlitz öfter scharf mit dem Feinde zusammenbrachte, besonders mit den Vorposten, überhaupt mit den leichten Truppen desselben. Hier gelang mancher verwegene Streich, bei welchem Seydlitz' persönliche Kühnheit und Umsicht sich in glänzendem Lichte zeigte, nicht minder aber der Muth und die Gewandtheit der Husaren, denen er seinen Geist eingehaucht hatte, und denen er in allen Stücken, auch in äußerlichen Geschicklichkeiten und Handgriffen Lehrer und Beispiel zugleich war. Die preußische Reiterei im Ganzen hatte noch nicht die hohe Ausbildung erlangt, welche das Fußvolk schon früher aus des alten Dessauers Schule her besaß, und der österreichischen Reiterei gegenüber wollte sie noch nicht alles das leisten, was der König von ihr verlangte. Was ihr aber fehlte, mehr Raschheit und Ungestüm in den Bewegungen, das sah der König in Seydlitz zur höchsten Vollkommenheit gebracht, und er wurde immer aufmerksamer auf den jungen Offizier, dessen Leistungen so glänzende Resultate versprachen.

Zunächst war es besonders bei Landshut in Schlesien, wo Seydlitz am Pfingsttage 1745 seinen Feuermuth leuchten ließ. Die Oesterreicher wichen zurück, und ihre Husaren

waren eben im Begriff sich durch Reich=Hennersdorf zu ziehen. Der Oberst Soldan, welcher die erste preußische Linie führte, machte durchaus nicht Miene, sie daran zu hindern. Das war zu viel für Seydlitz und seine nicht minder feurigen Freunde Malachowski und Warnery. Sie standen mit ihren weißen Husaren zwar erst in zweiter Linie, indessen gelang es ihnen, sich durch die vordere Linie hindurchzudrängen, und nun begann die Jagd, auf der sie dem Feinde weidlich zusetzten. Schon sollte es auf 10 andere feindliche Schwadronen losgehen, als unglücklicherweise auch eine von Soldan's Schwadronen, ihrer Ungeduld nicht mehr Meister, den weißen Husaren nachfolgte; — sogleich ließ Soldan Appell blasen, und Alles mußte Kehrt machen, wobei nun die Jagenden ihrerseits die Gejagten wurden und in theilweiser Verwirrung zurückwichen. Bei diesem Rückzuge wurde Seydlitz besonders den Nachtheil davon inne, daß damals die durch den Kampf gelockerten Schwadronen stets rückwärts wieder geschlossen wurden. Das war nicht nach seinem Sinne; immer die Stirn dem Feinde entgegen! wäre seine Regel gewesen; und schon im nächsten Jahre erschien auf seine Anregung ein Befehl des Königs für die ganze Reiterei, wodurch diesem Uebelstande abgeholfen wurde. Kurz darauf kam der erste große Glanztag der Reiterei Friedrich's des Großen, der 5. Juni 1745 mit dem Siege von Hohenfriedberg. Wer hörte nicht von der Menge der Siegestrophäen, die ein einziges Regiment allein, das Dragoner=Regiment Baireuth, davontrug. Auch Seydlitz blieb sich treu; er hatte es mit den Sachsen, die den Oesterreichern halfen, zu thun, und nahm persönlich einen ihrer Generale gefangen. Vierundzwanzig Jahre alt

wurde er nach diesem Siege Major, — ein Major, sehr jung an Jahren, aber alt an Kriegserfahrung. Auch in der Schlacht von Sorr stürzte Seydlitz sich mit gewohnter Tapferkeit in die feindliche Reiterei, und brachte eine Karabinerkugel im linken Arme wieder mit heraus. Nur kurze Zeit fesselte ihn die Wunde. Ein Landregen war eingetreten und hatte die Wege fast grundlos gemacht; keines Angriffs daher gewärtig schlich die österreichische Nachhut langsam bei Zittau vorüber, als plötzlich Seydlitz nebst seinem unzertrennlichen Waffenbruder Warnery sich über sie herwarf, und sie nach allen Richtungen zerstreute und zum Theil niederhieb. Endlich erschallte der Donner der Kesselsdorfer Schlacht, mit welchem der alte Dessauer gerade sein funfzigjähriges Kriegerjubiläum feierte. Dies war der letzte Sieg in dem zweiten schlesischen Kriege; durch ihn ward der Friedensschluß beschleunigt, der schon am 25. December desselben Jahres zu Stande kam.

Nicht in Waffenthaten allein bestanden Seydlitz' Leistungen in diesem Kriege, auch um eine menschlichere Kriegführung hatte er sich ein besonderes Verdienst erworben. Anfangs standen die weißen Husaren unter dem Oberstlieutenant von Schütz welcher sich durch kühne Streifzüge dem Könige sehr empfohlen hatte, zugleich aber auch wegen seiner barbarischen Mordlust in allgemeinem Verrufe war. Unschuldige Landleute, die er unterwegs aufgreifen lassen, um sie als Führer zu benutzen, oder auch damit sie seinen Marsch nicht verriethen, ließ er, wenn er sie wieder los sein wollte und doch ihre Freilassung noch nicht für räthlich hielt, ohne Erbarmen niedermachen; ebenso zündete er ohne Noth manches friedliche Gehöft an. Der König, empört über

solche Unmenschlichkeiten und unnütze Verwüstung, konnte doch den sonst höchst brauchbaren Offizier nicht sogleich durch einen andern ersetzen, und stellte daher Seydlitz, dessen edleren Sinn er schon erkannt hatte, jenem mit dem Auftrage zur Seite, dessen Grausamkeiten möglichst Einhalt zu thun. Der Untergebene sollte seinen Vorgesetzten zügeln, — keine leichte Aufgabe; aber sie gelang Seydlitz, und sie gelang ihm, nicht kraft des königlichen Befehls allein, sondern auch vermöge des persönlichen Ansehens, das er sich durch seine militärischen Vorzüge erworben, und dem auch der rohe Sinn eines Schütz sich beugte; keinem andern seiner Kameraden, der ihm in des Königs Namen Vorstellungen gemacht hätte, würde der Anführer so willig Gehör gegeben haben. Fortan blieben alle solche wehrlose, auf Streifzügen entführte Personen mit unnöthigen Gewaltthätigkeiten verschont und sahen bald ihre Heimath wieder; auch das Sengen und Brennen nahm ein Ende. Damit hatte der junge Seydlitz sich eins der schönsten Blätter im Lorbeerkranze des Kriegers erworben. Schütz entging seinem wohlverdienten Schicksale nicht: als er im zweiten Feldzuge wieder einmal auf feindliche Husaren stieß, wurde er von diesen, die ihn wohl kannten, ohne Gnade niedergehauen.

III.

Waffenruhe.

Der Friede brachte Seydlitz nach Trebnitz zurück. Hier bekam er bald Gelegenheit, sein Uebergewicht auch in einer ganz anderen unblutigen Kriegführung zu beweisen. Die Aebtissin eines benachbarten Cisterzienserklosters, welche mit der katholischen Geistlichkeit und den früheren österreichischen Beamten die Abgeneigtheit gegen die preußische Herrschaft theilte, und außerdem über die abenteuerlustigen Husaren-Offiziere zu klagen haben mochte, schien ihrem Unmuthe auf irgend eine Weise Luft machen zu müssen. Wenigstens ließ das aus den Klostergütern für die Schwadron zu liefernde Pferdefutter sehr viel zu wünschen übrig. Der Landrath hielt die darüber erhobene Beschwerde keiner Berücksichtigung werth. Seydlitz, nie wegen eines zweckdienlichen Streiches in Verlegenheit, brachte daher selbst Abhülfe. Eines schönen Tages fuhr die Aebtissin, wie sie pflegte, in Begleitung einiger Nonnen nach den nachbarlichen Klostergütern spazieren. Es war eine würdevolle schwere und unbehülfliche Kutsche, von vier glatten Hengsten träge dahingeschleppt. So eben bog man in einen Hohlweg ein, wo man um keinen Preis die Begegnung eines fremden Fuhrwerks gewünscht hätte, denn es war nicht auszuweichen; — und da gerade brauste nun den ehrwürdigen Damen ein Gespann entgegen; ein leichter Wagen, wie durch die Luft geführt von vier ganz unklösterlich mageren aber muthschnaubenden

Hengsten. Es war Seydlitz. Noch hätte sich wohl einem Unglück vorbeugen lassen, und die beleibten Klostergäule gaben das beste Beispiel, sie standen still; aber ein Dämon mußte in des Majors Kutscher gefahren sein, denn kaum wird dieser des Klosterwagens ansichtig, so peitscht er nur desto mehr auf sein Viergespann los, und jagt es vollen Laufes in das entgegenkommende hinein. Die acht Hengste drängen sich im wilden Knäuel, die Klosterbedienten wissen vor Schrecken keine Hand zu rühren, und die Damen zittern in Todesangst. Da springt der Retter in der Noth aus seinem Wagen, und während seine in derlei Kleinigkeiten ausgelernten Leute sich zwischen die Pferde werfen, reicht Seydlitz den halbohnmächtigen Frauen die Hand, hebt sie aus dem Wagen und empfängt die Dankbezeugungen, die sie ihrem vermeintlichen Lebensretter reichlich spenden. Seydlitz drückt gebührendermaßen sein Bedauern über das unangenehme Begegniß aus, und sichert die strengste Bestrafung seines Kutschers zu. Als die Aebtissin jedoch in der Freude über ihre glückliche Rettung ihn zu begütigen und den Kutscher zu entschuldigen sucht, scheint sich Seydlitz endlich zu ihrer Ansicht zu bekehren, und mit einem etwas schalkhaften Lächeln äußert er: er glaube wirklich, daß der Kutscher weniger schuldig, und daß es vielmehr Neid oder Eifersucht seiner Pferde sei, was sie auf die der Aebtissin losgetrieben, da sie vermuthlich wahrgenommen hätten, daß diese all das gute Futter verzehrten und ihnen nur das schlechte übrig ließen. Was Seydlitz mit dem Streiche beabsichtigt hatte, wurde vollkommen erreicht: das Futter ließ ferner nichts zu wünschen übrig, und auch das ganze Verhältniß zwischen beiden Parteien wurde freundlicher. Zu diesem Erfolge mochte

wol die Furcht vor einer wiederholten Lebensrettung nicht das Wenigste beigetragen haben.

Hatte dieser Streich jedenfalls einen ritterlichen Anstrich, ja eine gewisse zarte Seite an sich gehabt, so wurde gegen den Landrath viel nachdrücklicher und mit mehr soldatischer Rauhheit verfahren. Schon längere Zeit war es den Offizieren ein unauflösliches Räthsel, wer der versteckte Angeber sein möchte, von dem der General von Natzmer alle Vorkommnisse bei der Schwadron erführe. Harmlose Dinge waren dem General in schlimmerem Lichte dargestellt, wirkliche Ungehörigkeiten aber übertrieben, bisweilen sogar gänzlich unbegründete Denunciationen gemacht worden. Daß Angeberei stattfahd, davon zeugten zu deutlich die Zurechtweisungen, welche selbst wegen der geringfügigsten Vorfälle vom General anlangten. Besonders häufig bekam man Verweise über zu heftiges Reiten zu hören; „die Pferde sehen schon wieder überarbeitet aus," hieß es bei jeder Besichtigung, und auf jede Klage über unzureichendes oder verdorbenes Futter lautete die Erwiederung beständig, daß der Futterzustand auch mäßiger sein könnte. Es war unerträglich, daß der General, der ohnehin schon gar zu gern an seinen Untergebenen zu tadeln pflegte, noch durch einen Dritten dazu aufgereizt würde. Nur durch ein Ungefähr kam Seydlitz endlich hinter das Geheimniß. Der Zuträger war kein Anderer als der schon erwähnte Landrath, welcher, um die Offiziere desto erfolgreicher angreifen zu können, sich bei dem General beliebt zu machen gewußt hatte. Der unberufene Berichterstatter mußte einen Denkzettel erhalten, und bald war Seydlitz mit seinem Anschlage im Reinen. Der Landrath verwandte zu seinen Ge-

schäften in der Stadt bestimmte Tage in der Woche, an denen er dann Abends nach seinem Gute zurückzureiten pflegte. An einem sehr nebeligen Tage, wo Seydlitz den Landrath wieder in der Stadt wußte, ließ er die Schwadron zu einem Manöver ausrücken, und stellte sie in zwei feindliche Parteien getheilt abseits von der ebenen Landstraße zu beiden Seiten eines Richtweges auf, den der Landrath bei seinem abendlichen Heimritte gewöhnlich einschlug. Der Boden war hier äußerst uneben, und dieser Seitenweg heute um so beschwerlicher, da man kaum zwanzig Schritte weit durch den Nebel sehen konnte. Dennoch trieb den Landrath ein Verhängniß, auch heute diesen kürzeren Weg zu wählen, auf dem er sehr gut Bescheid wußte. Sorglos kommt er dahergeritten, da ihm hier noch niemals etwas zugestoßen ist. Da taucht hart am Wege rechts ein Husarenposten aus dem Nebel hervor, und er wird angehalten. „Was soll das?“ Alles Verdächtige, heißt es da, müsse angehalten werden. „Ich bin der Landrath.“ Aber es hilft nichts, er muß mitreiten zum nächsten Unteroffizierposten weiter abseits. Dort entschuldigt man die Schildwache damit, daß sie nur den erhaltenen Befehl vollzogen habe, und geleitet den Landrath höflich wieder nach dem Wege zurück. Er reitet weiter; aber nicht lange, so tönt ihm abermals ein Halt entgegen, diesmal von der linken Seite her. „Aber was soll das wieder? — auch ist drüben der Irrthum schon aufgeklärt worden.“ Von drüben also? — um so schlimmer, nun gilt er für einen Spion der andern Seite; kurz, er muß links den mühsamen Ritt bis zum nächsten Posten machen, von wo er dann mit ähnlichen Höflichkeitsbezeugungen wie vorher wieder zurückgeführt wird. Zum dritten Male und

immer wieder kommt dasselbe Halt und dieselbe Abführung zum nächsten Posten, dieselbe Erörterung mit nachfolgender Entschuldigung und vor Allem derselbe beschwerliche Ritt über Hügel, Gräben und Schluchten hinauf und hinab; wie ein Ball zwischen zwei Parteien hin und her geschleudert, langt er endlich sehr spät ganz abgemattet bei dem Major auf dem Hauptposten an wo er seinem Aerger über solche Behandlung in den bittersten Klagen Luft macht. Seydlitz jedoch nimmt nach ein paar bedauernden Worten eine sehr ernste Miene an, und spricht seine Husaren von jeder Schuld frei, da sie nur nach den Feldregeln gehandelt hätten. Niemand könne ja auch, setzt er mit besonders nachdrücklicher Betonung hinzu, bestimmt sagen, unter welcher Hülle sich ein Spion verberge, und schon sein einsamer später Ritt auf einem solchen Schleichwege habe den Husaren Argwohn einflößen müssen, da jeder, der nichts Heimliches im Dunkeln betreibe, bei so trübem Wetter auch die offene Straße zu halten pflege. Worauf dies zielte, konnte dem Landrath nicht entgehen. Er beherzigte im Stillen die empfangene Lehre, die Angebereien unterblieben, und auch über das muthwillige Spiel, das man mit ihm getrieben, hielt er's für das Klügste zu schweigen.

Daß Seydlitz auf diese und ähnliche Streiche verfiel, darin zeigt sich sein echt militärischer Charakter. Unterhandlungen verstand und mochte er nicht; als Mann der That, nicht der Rede, wollte er auch bei Verwickelungen in seinen bürgerlichen und persönlichen Verhältnissen den Gegner lieber durch einen geschickten Schachzug zwingen, als durch Worte bewegen; so sehr war er Kriegsmann, und so wenig hatte er vom Diplomaten an sich. Merkwürdig ist

dann die Mischung von Uebermuth und verständiger Mäßigung, mit der er derartige Manöver ausführte; aber es spiegelt sich eben darin recht treu die Natur des jungen Helden, in der ein frühgehegter Hang zur Ausgelassenheit mit Selbstbeherrschung und Ordnungsliebe vereinigt war. Seine tolle Lust ritt er gewissermaßen, wie er sein Roß ritt — im verwegensten Laufe gebot ein Ruck am Zügel augenblicklich Halt. So gern er sich gehen ließ, und soviel er sich auch zuweilen gegen Andere herausnahm, so wurde er doch nie zügellos oder roh und ungeschliffen, vielmehr hatte Alles seine Grenze und nahm eine anständige Form an; mit einem Worte: auch seine tollen Streiche hatten Eleganz. Versinken konnte er nicht, seiner Würde konnte er nichts vergeben, — das ließ das Gefühl seines persönlichen Werthes, sein Stolz nicht zu. Schon bei so jungen Jahren zum Range eines Majors emporgestiegen, durfte er wohl die Meinung fassen, daß er wirklich etwas sei, und die Stimme seiner Kameraden, bei denen er in hoher Achtung stand, rief ihm dasselbe zu. Auch der König blieb hinter der allgemeinen Anerkennung nicht zurück; davon zeugte nicht nur die ungewöhnlich schnelle Beförderunng vom Kornet zum Major, sondern auch das Lob, welches er Seydlitz' Leistungen bei jeder Gelegenheit bisher gespendet hatte, sowie zuletzt nach der Truppenschau des Jahres 1746 kostbare türkische Ehrensäbel, mit welchen er Seydlitz und dessen Freund, den Major Warnery, beschenkte. Alles dies diente dem jungen Helden nur als Antrieb und Erinnerung, daß er Alles aufzubieten habe, sich der schon erworbenen Stellung würdig zu zeigen und später noch Höheres, wozu ihm die besten Aussichten eröffnet waren, zu erreichen. So waren jenes

edle Selbstgefühl und der feste selbständige Sinn genährt worden, die sich in seinem Wesen, Benehmen und äußerer Haltung unverkennbar ausprägten. Wer ihn nicht kannte, für den hatte dieses ernste Wesen etwas Auffallendes ja Befremdendes, weil es so ganz und gar nicht zu der Jugend des Helden zu passen schien. Aber Ernst und Scherz fanden sich eben in ihm verträglich neben einander: Mannesernst bedeckte wie eine Krone den heitern Jugendmuth, und beides zusammen gab seiner Erscheinung den Reiz würdevoller Anmuth. Man mußte ihn einmal still zu Pferde halten sehen, da war es wie der Anblick eines schönen Marmorbildes, aber in jeder Linie, in jedem Zuge der Gestalt ahnte man, daß unter der gehaltenen Ruhe Alles Feuer und Leben sei.

Je nach dem Kreise, mit welchem er verkehrte, traten diese beiden Pole an Seydlitz' Wesen hervor. Peinlich einsilbig und schweigsam, kalt und unzugänglich erschien er in Umgebungen, wo statt Gemüthlichkeit und Vertraulichkeit ein steifes Wesen und Formenzwang oder wo ihm fremde Interessen herrschten, in sehr hohen Gesellschaften, in den Hofzirkeln, beim Könige. Selten gab er aus freien Stücken sein Wort dazu, sondern ließ sich gewöhnlich erst auffordern, und antwortete auch dann kurz und bescheiden nur was zur Sache gehörte, ohne Anspielungen oder launige Bemerkungen einzustreuen, aber stets in höflichem Tone. Nur wo ein Gegenstand sein eigenes Interesse schärfer berührte, da war er wie ein Feuerstein, aus dem der Funke geschlagen wird: körnig, scharf und schlagend kam die Antwort. Mit solchem Benehmen paßte er wenig zu einem vertrauten Günstling des Königs, etwa wie es Winterfeld oder Andere waren; er nahm keinen besondern Antheil an dem, was außerhalb

des kriegerischen Berufes und der soldatischen Lebensweise lag, Soldat war er und wollte er sein, und nur Soldat. Gegen seine Vorgesetzten kam ihm sein gemessenes Betragen in mancher Hinsicht zu statten, denn niemand wagte es, sein Spiel mit ihm zu treiben. Von seinen Untergebenen wiederum sicherte er sich den vollsten Respect und pünktlichen Gehorsam, indem er sie auf das Strengste an seine Befehle band, ohne sie mit kleinlicher Tadelsucht oder stichelnden Anspielungen zu peinigen.

Ein ganz Anderer wurde er wieder in den Mußestunden im Kreise seiner Mitoffiziere und Soldaten. Der Befehlshaber vom Exercirplatze war vergessen. Mußten dort nicht selten „alle tausend Teufel" auf die Trägen und Fahrlässigen herniederfahren, so war er nun außer Dienst seinen Soldaten ein freundlicher Beschützer, der ihnen auch ihr Vergnügen gönnte, und seinen Offizieren ein aufgeräumter Kamerad, der sich gern an ihren fröhlichen Gelagen und seltsamen Fahrten betheiligte.

Am heimischsten fühlte sich Seydlitz in dem engern Kreise seiner eigenen Offiziere, besonders der Lieutenants von Lossow und Zetmar und des Kornets Hohenstock. Fanden diese sich Abends bei ihm ein, so war alsbald der zurückhaltende Ernst verscheucht; ein freundschaftliches Gespräch entspann sich, zu welchem jeder ohne Geltung des Ranges das Seinige beisteuerte; jeder Zwang war verbannt, rückhaltslos sprachen sich die verschiedensten Ansichten aus. Meist handelte es sich da um militärische Fragen, man sprach von Dienstverhältnissen und allen im Kriege vorkommenden Aufgaben, auch Kriegserlebnisse wurden erzählt, und zur Abwechslung kam die Jagd oder irgend ein ergötzlicher Vor=

fall an die Reihe. Dagegen duldete Seydlitz keinerlei Gespött auf Gegenstände des Glaubens, auf kirchliche Gebräuche oder auf irgend etwas dem Menschen Ehrwürdiges, denn er hatte während der stürmischen Periode seines Jugendlebens die Achtung vor dem Heiligen nicht abgestreift; ebenso wenig fand er an gemeinen Zoten Geschmack, so sehr ihm auch sonst ein tüchtiger Spaß, selbst ein derber, willkommen war. Denkt man sich dazu ein halbes Dutzend Pfeifen im Gange und ebenso viele gefüllte Gläser durch die Tabackswolken blinkend, so hat man das Bild von den Seydlitz'schen Abendunterhaltungen vollständig vor sich; denn — und das kann wundernehmen — gespielt wurde nie.

Auch Gesellschaften, wo sich Damen einfanden, und es doch nicht allzu gezwungen herging, besuchte Seydlitz gern, und pflegte dann mittheilsam, zuweilen sogar lebhaft zu werden; unter allen Vergnügungen aber gab er sich am liebsten, ja mit Leidenschaft, der Jagd hin, und im Kreise froher Jagdgenossen fand man ihn stets in der geselligsten Stimmung. Weniger ergeben war er den Genüssen der Tafel, da er für seine Person mäßig aß und trank; keineswegs jedoch durfte deshalb seinem Tische etwas abgehen, der vielmehr stets auf das beste, besonders mit verschiedenen Sorten feiner Weine, besetzt war. Am liebsten hatte er es dann, wenn der Gast selbst seine Sorte forderte, und es konnte ihn verstimmen, wenn jemand aus allzugroßer Bescheidenheit sein Lieblingsgetränk verhehlte. Auch in diesem, wie in manchen andern Punkten, war sein General von Natzmer nicht mit ihm einverstanden; diesem hieß das auf viel zu hohem Fuße leben, und jedesmal, so oft er bei Bereisung seines Regimentes Seydlitz' Gast war, gab er

demselben seine Meinung dadurch zu verstehen, daß er alle die lockenden Etikettes überging und sich ganz gewöhnlichen Franzwein ausbat. Das sollte eine Lehre sein, aber Seydlitz nahm es nur als eine Herausforderung und beantwortete diese in seiner Weise: dem General wurde sein Franzwein nicht vorenthalten, er selbst jedoch ließ für sich und die übrigen Tischgenossen gerade dann die theuersten Flaschen öffnen. Wie mit der Tafel, so hielt er es auch mit seinem ganzen Hauswesen, welches sich in jeder Hinsicht durch Eleganz auszeichnete. Seydlitz, wie sehr auch steifen Gesellschaftsformen abhold, war kein Freund cynischen Wesens, vielmehr bildet eine gewisse Vorliebe für ein vortheilhaftes Aeußere an Personen wie an Sachen einen wesentlichen Zug seines Charakters.

Daß Seydlitz auch fest in seiner Freundschaft war und sie über Ort und Zeit bewahrte, das konnten jene drei genannten Offiziere seiner Schwadron bezeugen. Was er ihnen bei seinem spätern Abgange vom Regimente versprochen, ihnen auch fernerhin weiterzuhelfen, hat er redlich gehalten. Hohenstock hatte es nach Ablauf des siebenjährigen Krieges bis zum Major gebracht, und als er darauf Commandeur eines Regimentes wurde, sah Seydlitz mit innerer Befriedigung sein früheres Versprechen gelöst, und sagte zu jenem: „Ich habe mein Wort zu erfüllen gesucht, so gut ich kann; Lossow hat seinen Weg gemacht, Zetmar ist auf demselben umgekommen, und Ihnen ist der Wagen angespannt.“ Lossow und Hohenstock überlebten Seydlitz, der erstere zuletzt Generallieutenant, der andere Generalmajor.

Seydlitz' Hauptangelegenheit während seines Garni=

sonlebens in Trebnitz blieb natürlich der Dienst, und diesem durfte das gesellige Leben mit seinen Zerstreuungen durchaus keinen Abbruch thun. Hier ist Seydlitz wieder nur der ernste und strenge. Was er schon in der Zwischenzeit der letzten Kriege begonnen, setzt er mit unablässigem Eifer fort: die Ausbildung seiner Schwadron. Auf Alles erstreckt sich seine Sorgfalt, selbst auf das Putzen, Satteln, Füttern und dergleichen. Reiterstückchen, die er früher aus Liebhaberei für sich allein geübt, verlangt er nun von jedem Einzelnen seiner Husaren. Uebung wird jeden zum Meister machen! Ohne Bügel aufzusitzen, im vollen Jagen sich leicht auf dem Sattel zu wenden, nach rechts, nach links und rückwärts und in der heftigsten Bewegung Ruhe und Sicherheit zu bewahren, endlich die rohesten Pferde zuzureiten, die widerspenstigsten fromm zu machen, das ist die Kunst des Husaren. Kein Graben darf ihm zu breit, kein Zaun, keine Hecke zu hoch sein, Höhen und Tiefen müssen für ihn verschwinden; er windet sich durch dichte Gebüsche, durchschwimmt reißende Fluthen, er kennt kein Bedenken und läßt sich durch kein Mißlingen, durch keinen Unfall von der Wiederholung des Versuches abbringen; wer dies nicht leistet, verdient kein Reiter zu heißen. Nach dem Reiten kommt der Säbel und das Schießgewehr. Jenen muß man blitzschnell und geschickt zu führen wissen, den Karabiner aber — das ist das Meisterstück — im schnellen Ritte ladend und richtig zielend abschießen. In jeder Fertigkeit stellte Seydlitz selbst das vollendetste Muster dar, es bedurfte nur den Nachahmungstrieb der Leute anzuregen; Stockschläge kamen selten oder nie vor, ganz von selbst ging auf die Lernenden der unermüdliche Eifer des Lehrmeisters über, und

als schönster Lohn galt, dem Vorbilde nahe zu kommen und Lob zu ernten. Der Erfolg konnte nicht ausbleiben. Während der König mit den Fortschritten der übrigen Reiterei immer noch nicht zufrieden sein konnte, fand er bei den Seydlitz'schen Husaren Alles in hoher Vollkommenheit. So war die Trebnitzer Schwadron bald nicht nur für ihr eigenes Regiment sondern für die ganze preußische Reiterei überhaupt ein Muster geworden, und, mochte der General von Natzmer auch hier und da mäkeln und von Gefahr und Verderben für Pferde und Menschen reden, — Seydlitz, der den König auf seiner Seite wußte, ließ sich nicht mehr irre machen.

Schon seit länger hatte der König Seydlitz in's Auge gefaßt. Ihn hatte er sich jetzt für den Fall ersehen, daß es irgendwo haperte. Im Herbste 1752 hatte er ihn zum Oberstlieutenant erhöht und schon wenige Wochen später als Befehlshaber zu dem Dragonerregimente in Treptow in Pommern versetzt. An diesem Regimente waren dem Könige manche Mängel aufgefallen, und er wollte, daß es wieder „in Ordnung" gebracht würde; dazu schien eben Seydlitz der Mann. Nachdem derselbe in Zeit von wenigen Monaten seine Aufgabe gelöst, mußte er abermals die Waffe wechseln, und den Befehl des Kürassierregimentes von Rochow zu Ohlau in Schlesien übernehmen. Bei dieser Truppengattung, von der er einst ausgegangen, verblieb er nun, und noch als General bekannte er sich äußerlich wenigstens zu derselben, indem er beständig ihre Uniform, den Küraß und den geraden Pallasch trug. Ein besonderes Vorurtheil für diese oder jene Waffengattung hatte er nicht, vielmehr ließ er jeder ihre eigenthümlichen Vorzüge;

das Unerläßliche, Schnelligkeit und Gewalt des Anstürmens, verlangte er in gleichem Maße von Allen; auch hielt er es für gut, wenn jede mit allen Fechtarten vertraut gemacht würde; wie er daher früher die Husaren zu Massenangriffen angeleitet, so übte er jetzt die schweren Kürassiere im Plänkelgefechte. — Er selbst für seine Person hatte jetzt die vielseitige Schule durchgemacht, welche ihn zum dereinstigen höhern Reiteranführer befähigen sollte: als Kürassier-, Husaren- und Dragoner-Offizier hatte er nach einander die verschiedenen Dienst- und Fechtarten der leichten und schweren Reiterei kennen gelernt, um die besonderen Waffengattungen auf das Wirksamste verwenden zu können. Absichtlich pflegte der König bei Offizieren, die ihm zu einer höheren Stufe berufen schienen, diesen Wechsel der Truppengattung herbeizuführen, so unbequem ein solcher manchem unter ihnen auch war; bei Seydlitz aber that er es in besonders auffallender Weise.

Im Jahre 1755 wird Seydlitz Oberst des Rochowschen Kürassierregiments. Und jetzt stehen wir mit ihm an der Schwelle des gewaltigen siebenjährigen Krieges. Alles, was den vollkommenen Reiteranführer ausmacht, meinen wir in ihm vereint zu erblicken; er ist zu jeder Aufgabe bereit und — wir erwarten es — jeder gewachsen.

Im siebenjährigen Kriege.

IV.

Lowositz.

Maria Theresia, welche den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte und auf die Wiedereroberung bedacht war, hatte während der elf Friedensjahre ihre Kriegsmacht verstärkt und durch geheime Traktate an Frankreich, Rußland und Sachsen Bundesgenossen erworben. Friedrich kam ihr zuvor und eröffnete den Krieg im August 1756 durch einen plötzlichen Einfall in Sachsen. Seydlitz marschirte mit auf Pirna, wo die ganze sächsische Armee wie in einer Falle eingeschlossen wurde. Nachdem er darauf in Leipzig Geld- und Proviantlieferungen eingetrieben, schloß er sich wieder dem Heertheile an, welcher unterdessen in Böhmen eingerückt war, die Oesterreicher am Vordringen zu verhindern. Die ganze Reiterei stand unter dem Feldmarschall Grafen von Gesler, der schon bei Hohenfriedberg Lorbeeren erworben hatte. Sobald der König selbst nachgekommen war, ging es an's Schlagen.

Es war bei Lowositz am 1. October 1756. In starkem Nebel rückten die Bataillone des preußischen linken Flügels vor, wurden aber unvermuthet von heftigem Gewehrfeuer empfangen. Dieses kam aus den Weingärten, welche sich an einem Bergabhange gegen Lowositz hin er-

streckten; jedes Gartenstück war mit einer drei Fuß hohen Feldsteinmauer eingefaßt, und hinter diesen Mauern kauerten die als treffliche Schützen bekannten Kroaten. Das Plänkelgefecht war im Gange. Indessen der König, in der Meinung, der feindliche Feldherr Browne ziehe sich zurück, glaubte es nur noch mit einer Nachhut zu thun zu haben. Durch eine Vorschwenkung seines rechten Flügels gegen Lowositz wollte er diese vermeintliche Nachhut verjagen und damit, wie er sagte, „der Sache ein Ende machen.“ Die Reiterei mußte vor zunächst um den Plan etwas zu klären, da feindliche Kavallerie bemerkbar geworden. 15 Schwadronen Dragoner warfen sich auf 25 feindliche und jagten sie augenblicklich zurück. Auf der Verfolgung jedoch traf Geschütz- und Gewehrfeuer aus dem Nebel hervor links und rechts ihre Flanken, und sie mußten der feindlichen Reiterei, die nun verstärkt zurückkehrte, wieder das Feld räumen. Aber preußischerseits sammelten sich schnell 71 Schwadronen, unter denen auch Seydlitz mit seinen fünfen war. Alle drängten sich zum Kampfe, und dem übermächtigen Stoße konnte die feindliche Reiterei nicht Stand halten. Sie wurde verfolgt bis an einen Graben, jenseits dessen die feindliche Infanterie stand. Plötzlich sprühte das Feuer von vorn und auf beiden Seiten aus den Hohlwegen und Gräben nahe bei Lowositz so wie aus einer dortigen Batterie und aus den Gräben des Dorfes Sulowitz. An allen den Punkten hatte sich der Feind in der Stille zu diesem Empfange in Bereitschaft gehalten. Außerdem bedrohten links zwei frische Kürassierregimenter die Flanke der Reiterei; sie mußte zurückeilen, setzte sich aber ohne verfolgt zu werden, vor dem Fußvolk des linken Flügels. Inzwischen war der Nebel gefallen; die beiderseitige

Artillerie hatte ein ununterbrochenes Spiel begonnen, in welchem sich besonders die überlegenen preußischen Zwölfpfünder, 40 an der Zahl, vernehmlich machten; auch bei den Kroaten in den Weinbergen ging es immer hitziger her. Nun sah der König, daß er nichts Geringeres als die ganze feindliche Armee vor sich habe. Die Reiterei wollte sich nicht gedulden, vergeblich flogen des Königs Adjutanten herbei, sie im Zaume zu halten, sie ging abermals ungestüm vor, warf die feindliche zurück, und verfolgte sie 800 Schritt über einen Grund hinweg; einige Schwadronen setzten in der Hitze über einen Bach, und trieben die Jagd noch eine gute Strecke weiter; aber wieder das mörderische Feuer von vorn und von den Seiten — die Reiterei muß zurück, besonders schwer hat sie in den Flanken gelitten. Zwei Generale sind getödtet, mehre Offiziere und viele Gemeine, denen die Pferde erschossen worden, in Gefangenschaft gerathen. Die arg mitgenommenen Schwadronen konnten sich erst unter dem Schutze einer Batterie an einem Hügel wieder sammeln, und wurden dann gänzlich hinter das Fußvolk zurückgezogen. Nun ging dieses vor. Mit dem linken Flügel zog sich der Herzog von Bevern stets weiter links bis an die Elbe, um in dieser Flanke sicher zu sein, und bestürmte Lowositz. Es war ein blutiger Kampf. Browne ließ endlich gegen 12 Uhr seinen linken Flügel durch Sulowitz zum Angriff vorrücken, damit sich nicht die ganze Macht der Preußen auf das bedrängte Lowositz würfe. Aber vor Sulowitz stand der König selbst, und bereitete mit seinen Zwölfpfündern den Angreifenden einen so heißen Empfang, daß sie in großer Unordnung durch das brennende Dorf zurückflohen. Doch das genügte nicht; flugs mußten noch

einige Bataillone weiter rechts in des Feindes Flanke fallen. Diese säuberten die Weingärten von den hartnäckigen Kroaten, und damit war es entschieden: der Feind wich überall zurück, zum Theil in Lowositz hinein, und als Bevern auch diesen Flecken gegen drei Uhr mit gefälltem Bajonett erstürmt hatte, war die Schlacht beendet. 40,000 waren durch 24,000 besiegt worden. Die Ehre des Sieges gebührte dem Fußvolk; aber auch die Reiterei hatte die Unwiderstehlichkeit ihres Anlaufs bewährt; worin sie fehlte, das war nur allzu großer Eifer und allzu hitziges Ungestüm, und dieser Fehler scheint dem Könige an ihr gar nicht sehr mißfallen zu haben. An dem unzeitigen Angriffe konnte Seydlitz keine Schuld haben, da er in dieser Schlacht gar keinen selbstständigen Befehl führte, dagegen hatte er nicht wenig dazu beigetragen, daß die Angriffe wenigstens augenblicklich siegreich waren. Wahrscheinlich hätte er noch auf der Verfolgung des geschlagenen feindlichen Heeres Ruhm eingeerntet, wenn nicht der Boden für Reiterei ungangbar gewesen wäre. Diesem letztern Umstande hatte das österreichische Heer es auch hauptsächlich zu danken, daß es sich in guter Ordnung zurückziehen durfte; im Kampfe selbst hatte es sich so tüchtig erwiesen, daß Friedrich gestehen mußte, er „finde nicht mehr die alten Oesterreicher wieder."

Nachdem durch den Sieg bei Lowositz die Oesterreicher für's erste zurückgewiesen waren, begab sich der König schleunig nach Sachsen zurück, und nahm die ganze 17,000 Mann starke sächsische Armee, die sich inzwischen weder rücken noch rühren gekonnt hatte, bei Pirna gefangen. Dieses Heer hatte unter den entsetzlichsten Drangsalen und Entbehrungen seinem Landesherrn die Treue bewahrt, und die Offiziere

nahmen auch nach geschehener Ergebung keine preußischen Dienste, nur die gemeinen Soldaten, und auch diese nur gezwungen, leisteten Friedrich den Eid der Treue. Höchst gewagt war es unter solchen Umständen, daß der König, statt diese Truppen einzeln unterzustecken, zehn ganze Regimenter derselben beisammen ließ, und er bekam bald Ursache, es zu bereuen.

Die Preußen nahmen nun ihre Winterquartiere großentheils in Sachsen. Seydlitz kam in Dresden zu stehen. Von seinem dortigen Aufenthalte her ist uns ein an den König gerichtetes Schreiben erhalten, aus welchem man sehen kann, daß der Mann des Degens auch die Feder — nach damaligem Maßstabe wenigstens — mit einer gewissen Eleganz zu führen wußte. „Ew. Majestät" schreibt er „sage im Namen sämmtlicher Offiziers Rochow'schen Regiments den allerunterthänigsten Dank vor die Winterquartier-Gelder, so Hochdieselben gnädigst geruhet uns auszahlen zu lassen. Wir haben dieser abermals empfangenen Wohlthat nichts als den ohnedem schuldigen Eifer vor Ew. Majestät Interesse entgegenzusetzen, welcher bei uns unauslöschlich sein soll;" und schließt dann nicht ohne Anmuth mit der Wendung: „Ein ungleich größerer Gewinnst wird es vor immer sein, wenn Ew. Majestät den heutigen Tag noch oft sieghaft und gesund zurücklegen." Die Vergnügungen, welche das schöne Dresden in so reichem Maße bot, wurden nicht verschmäht; daß aber dabei auch das Einüben der Mannschaft eifrigst fortging, versteht sich bei Seydlitz von selbst, und war schon deshalb nöthig, weil jede Kürassierschwadron um 24 Pferde vermehrt wurde.

Auch Oesterreich machte die gewaltigsten Vorberei-

tungen; Truppen auf Truppen zogen aus den entfernten Kronländern heran, so daß ein alter Krieger in den Ruf ausbrach: „Mit dieser Macht würde der König von Preußen den Teufel aus der Hölle jagen;“ — „aber“, erwiederte ein anderer Oesterreicher „er würde sie mit der seinigen auch alle in die Hölle hineinjagen, wenn gleich ihrer noch einmal so viel, als wir und unsere Bundesgenossen, gegen ihn ausmarschirt wären.“ So begannen beide Parteien mit gestärkten Kräften den neuen an blutigen Schlachten so überreichen Feldzug.

Schon im April 1757 rückten die Preußen wieder in Böhmen ein und auf Prag los. Seydlitz zog mit dem Heertheile des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau, dessen Vortrab Zieten führte. Unter dem Befehle des letztern, den er so sehr verehrte, zu kämpfen, war Seydlitz' höchster Wunsch, und er hatte sich dies als besondre Gnade vom Könige erbeten. Auf dem Marsche gab es auch Gefechte genug, und Seydlitz zeigte sich als Unteranführer seines Generals würdig; öfters war der König selbst Zeuge seiner Leistungen. An der ewig denkwürdigen Prager Schlacht, welche auf dem rechten Ufer der Moldau stattfand, konnte Seydlitz nicht theilnehmen, denn er hatte auf dem linken Ufer bei dem Fürsten Moritz zurückbleiben müssen, während Zieten mit dem Könige hinübergegangen war. Zwar sollte der Fürst am Tage der Schlacht oberhalb Prag die Moldau überschreiten, und den Feind im Rücken fassen, allein zum Schlagen einer Brücke reichten die vorhandenen Mittel nicht aus, und als Seydlitz, dem es keine Ruhe ließ, nun wenigstens mit seiner Reiterei ohne weiteres hinübersetzen wollte, bedeutete man ihm, daß die Strömung dazu viel zu

heftig und der Grund bodenloser Triebsand sei; vergeblich machte er nun selbst die Probe: kaum war er einige Schritte in den Fluß hineingeritten, so versank sein Pferd bis zur Brust im Triebsande, der schon bis in die Pistolenhalfter hineinrann; weder vom Waten noch vom Schwimmen konnte die Rede sein, und Seydlitz, der immer noch nicht ablassen wollte, hätte seine Tollkühnheit sicherlich mit dem Leben bezahlt, wenn es den Seinigen nicht endlich doch mit größter Mühe und eigener Lebensgefahr gelungen wäre, ihn vom Pferde zu reißen und auf's Ufer herauf zu ziehen. Es blieb nichts anderes übrig, als sich in die höchst peinliche Lage zu fügen: man mußte ruhig den Donner der Schlacht mit anhören und müßig zusehen, wie zehntausend Kameraden drüben hinsanken, während man mit leichter Mühe den Feind völlig vernichtet haben würde, wenn man hätte zu Hülfe eilen können.

Die Oesterreicher, obgleich geschlagen, hielten sich dennoch in der Stadt Prag, in welcher sie nun belagert wurden, und zu ihrer Befreiung näherte sich der Feldmarschall Daun mit einem Heere. Diesem Halt zu gebieten, wurde zuerst Reiterei unter Zieten, dann noch ein anderer Truppentheil unter Bevern abgesandt; als aber Daun's Bewegungen immer drohender wurden, machte sich Friedrich mit noch einigen Truppen selbst auf.

V.

Kollin.

Nachdem der König sich in der Gegend von Kollin mit Bevern vereinigt hatte, betrug sein Heer etwa 34,000, das Daun'sche dagegen 54,000 Streiter. Ihm war es trotz aller Nachrichten immer noch nicht glaublich, daß Daun ihm um so viel überlegen sei, und es kam darüber zu heftigen Auftritten mit den Generalen. Endlich am 18. Juni 10 Uhr Morgens erreichte das preußische Heer auf seinem Marsche längs des sogenannten Kaiserweges das Wirthshaus zur goldenen Sonne, wo der drückenden Hitze wegen Rast gemacht wurde, und die Reiterei absaß. Unterdessen stieg der König mit den Generalen nach einem obern Zimmer des Gasthauses hinauf, und überzeugte sich aus den Fenstern deutlich von der Stärke und der ganzen Stellung des Feindes. Und diese Stellung machte Daun's Feldherrnverstande alle Ehre, denn sie war höchst fest und kaum angreifbar. Auf den Höhen hinter Chotzemitz stand die Linie, deren zahlreiche Batterien das ganze davorliegende Feld bestreichen konnten. Dennoch entschied sich der König für eine Schlacht, denn sein Scharfblick hatte doch bald einen etwas schwächern Punkt am rechten Flügel der feindlichen Stellung entdeckt, und nach Verlauf einer Stunde schon war er mit dem Angriffsplan im Reinen, und rief ihn den in einem Nebenzimmer versammelten Adjutanten zu. Auf den rechten Flügel des Feindes war es abgesehen; dort sollte der General von Hülsen mit 7 Bataillonen, Kavallerie und einigem

Geschütz das Dorf Krzeczhorz angreifen, während die ganze übrige Linie sich immer links hinter Hülsen heranzöge, dessen Angriff zu unterstützen; dabei sollte der rechte Flügel sich vom Feinde mehr entfernt halten, und weil er deshalb weniger Deckung brauchte, den größten Theil seiner Reiterei an den angreifenden linken Flügel abgeben, so daß 100 Schwadronen zusammen kamen, zu denen auch Seydlitz zählte. Der König hatte großes Vertrauen zu seinem Schlachtplane und zu seinen Truppen; ganz anders war es mit Daun, und Friedrich, als er einen nähern Blick auf die feindliche Stellung warf, sprach dies mit den Worten aus: „Sicher verlassen die österreichischen Feldherren sich mehr auf ihren festen Posten als auf den Muth ihrer Truppen." Wie die Stimmung der beiderseitigen Oberfeldherrn, war auch die ihrer Truppen. Hier brauchte es nur den Klang von Friedrichs Namen, einen Blick seines Auges, — ja der bloße Gedanke: er ist hier! genügte, daß Alles, vom alten benarbten Krieger bis zum milchbärtigen Troßjungen voller Siegeszuversicht war: „Friedrich kann nicht verlieren!" Unter Liederklang kochten die Burschen ab, andere lehnten sich auf ihr Gewehr, ruhig grasten die Pferde, als wäre es eben gar nichts und verstände sich von selbst, daß die Preußen einen fast doppelt so starken Feind, der noch dazu wie auf Wällen stand, angreifen sollten. Drüben bei dem ängstlich besorgten Daun war Alles still und in banger Erwartung, noch in der Nacht hatte man ja vor den anrückenden Preußen zurückweichen müssen, da die gestrige Stellung nicht sicher genug geschienen; — ohne Zweifel, mit den Preußen war es ein schlimmer Tanz! — mit solchen Gedanken schaute jeder Wachtposten, der Offizier mit dem Fernrohr

auf die Bajonnette herab, die dort vor ihnen in der hellen Sonne blitzten, und in den meisten Mienen stand zu lesen: „so viele wir sind, und so fest wir stehen, heute werden wir geschlagen." Und in der That, so wäre es gekommen; Friedrichs Plan war unfehlbar; hätte er ihn nur vollständig ausgeführt!

Es war schon Mittag vorbei, da geschah der Anmarsch. Hülsen rückte auf Krzeczhorz los, Zieten mit 50 Schwadronen gegen die Nadasdy'sche Reiterei, welche dort des Feindes Flanke deckte; Seydlitz erhielt vom Könige 15 Schwadronen unter sein Kommando, und hielt sich zur Unterstützung bereit. Viel Blut kostete es bei dem Dorfe, denn Daun hatte scharfsichtig die Gefahr erkannt, und den bedrohten Flügel bedeutend verstärkt, überdies aber noch ein Eichengebüsch, welches am äußersten Ende jenseits seiner Reiterei lag, besetzen lassen. Aber Hülsen ließ nicht nach. Schon hatte auch Zieten Nadasdy's Reiter bis hinter den Eichbusch zurückgeworfen, und als sie wieder vorkam, hatte sich Seydlitz, der zu seinen 15 noch 10 Schwadronen zubekommen, ebenfalls in den Kampf gestürzt, Nadasdy war noch weiter zurückgetrieben worden, und nur die Ungunst des Bodens und das lästige Feuer aus dem Eichbusch in Flanke und Rücken hinderte die preußischen Reiter, ihren Vortheil zu verfolgen. Jetzt hatte Hülsen eine Batterie genommen und das Dorf erstürmt; weiter zu dringen war ihm allein unmöglich, er hatte eine ganz frische Flankenlinie vor sich, die Daun dort kurz vorher aufgestellt, und selbst schon zu viel Mannschaft verloren; jedoch er stand fest und behauptete wenigstens, was er gewonnen hatte, und Alles war noch gut, nur Hülfe hatte er jetzt

nöthig von dem Haupttreffen hinter ihm. — Aber das war eben das Unheil, daß das Haupttreffen gar nicht hinter ihm stand, wie es doch sollte. Der König selbst hatte die Hauptkolonne zu früh in ihrem Linksmarsche gehemmt; er hatte erst Hülsen's Erfolg abwarten wollen, und war, statt dem Eichengebüsche, nun gerade den stärksten Punkten des Feindes gegenüberzustehen gekommen. Vergeblich waren alle Gegenvorstellungen des Prinzen Moritz gewesen, mit gezogenem Degen und der zornigen Frage auf ihn eindringend, ob er gehorchen wolle oder nicht, hatte der König ihn zum Gehorsam gezwungen. Als es Zeit zum Angriff geworden, mußte der Prinz Moritz zwar noch ein wenig links, dann aber geradeaus anrücken. Fürchterlich räumten die entgegenstehenden Batterien unter den Stürmenden auf. Und doch ging auch jetzt noch Alles gut: Prinz Moritz mit 9 Bataillonen reichte Hülsen die Hand, nnd beide eroberten die große Batterie neben Krzeczhorz; auch ein Theil des österreichischen Fußvolks ward in Unordnung zurückgeworfen, und selbst der Eichbusch wurde von Hülsen's Grenadieren eingenommen und besetzt. Jetzt ein Hauptsturm mit der Reiterei — und die Preußen hätten bei Kollin gesiegt; Daun dachte schon an Rückzug, und ließ den Befehl dazu, mit Bleistift auf einen Zettel geschrieben, herumlaufen. Allein der Reitersturm blieb aus, Daun gewann wieder Vertrauen, und die traurige Wendung war da.

Den Eichbusch hatte Hülsen nur schwach besetzt, über drei Bataillone Oesterreicher erschienen und drängten die paar hundert preußischen Grenadiere wieder hinaus; von dort schlugen nun wieder die Kugeln in Zietens Flanke,

als er Nadasdy, der auch wieder hervorgekommen war, zurückjagte. Auch Hülsen's Haufe gerieth mehr und mehr in Bedrängniß, und Seydlitz mußte sich mit 15 Schwadronen hinter ihm als Rückhalt aufstellen, weil kein Fußvolk mehr zur Unterstützung zu erhalten war. Auch der General von Manstein nämlich im Centrum, der sich nach des Königs Befehle zurückhalten sollte, hatte sich aus Mißverständniß mit dem Feinde eingelassen, so daß auch dort Alles im Feuer stand. Anfangs hatten auch seine Grenadiere Alles, was ihnen entgegenstand, geworfen, bis sie ins feindliche Kartätschenfeuer geriethen. — Auf dem bedrängten linken Flügel muß inzwischen der alte Pennavaire mit der Reiterei vor; sie wirft die feindliche zurück, muß aber ebenfalls vor dem Feuer des Eichbusches weichen. Da bricht Seydlitz, nun als selbstständiger Anführer einer Brigade, mit 10 Schwadronen, Kürassieren und Dragonern, hinter dem Fußvolk hervor, dringt zwischen dem Eichbusch und dem feindlichen rechten Flügel hindurch, und fällt in die dichten Haufen des feindlichen Fußvolks ein. Schon ist ein Regiment niedergerannt, jetzt noch zwei andre, die ihn aufhalten wollen; schon ist er am zweiten Treffen der Oesterreicher, hat wieder ein Regiment zu Boden geritten und nimmt dessen Fahnen. Aber dieser glänzende Schlag kann doch die Uebermacht des Feindes nicht brechen, der nun die linke Flanke bedroht. Ueberdies sind die Schwadronen durch das Getümmel auseinander gekommen und die Pferde außer Athem; ein weiteres Stürmen verbietet sich von selbst; Seydlitz muß wieder bis hinter Krzeczhorz zurück. Andere Schwadronen unter Pennavaire, dann unter dem Könige selbst und unter dem Fürsten Moritz richten nichts

aus; bei'm Zurückgehen bringen sie gar ein Infanterieregiment in Unordnung, und kaum hat der sächsische Oberstlieutenant Benkendorf dies bemerkt, so haut er dort mit 2 Schwadronen ein, alle übrigen sächsischen Reiterregimenter — sie waren aus Polen gekommen — stürzen sich ihm nach, und überfluthen den ganzen linken Flügel der Preußen. „Dies für Striegau!" rufen die Sachsen, noch erbittert wegen der Niederlage von Hohenfriedberg und Pirna, und hauen Alles vor sich nieder; Hülsen's und Moritz' Schaaren wanken, — auch das Pulver geht ihnen schon aus, — die Sachsen dringen tiefer in sie hinein, — und jetzt löst sich dieser ganze preußische Flügel zu vollständiger Flucht auf. Kaum 40 Mann sammelt der König um seine Person; auch diese weichen, und er ist mit den Adjutanten allein; er will noch nicht zurück; — in 7 Schlachten hat er die Oesterreicher und Sachsen besiegt, und hier sollte er weichen müssen? — Da fragt ihn einer der Adjutanten: „Wollen Ew. Majestät die Batterie allein erobern?" und nun ergiebt sich der König in sein Loos: die Schlacht ist verloren. Daun rückt zum allgemeinen Angriff vor, und bald ist auch die Mitte der Preußen unter Manstein geworfen. Am längsten hält sich der rechte Flügel unter Bevern; heldenmüthig opfern sich die Braven, um den Feind so lange als möglich aufzuhalten, und die flüchtige Armee vor dem gänzlichen Untergange zu retten; von dem ersten Bataillon Garde allein fallen 24 Offiziere und 475 Mann.

Auf dem Rückzuge war Seydlitz in der Nachhut mit zunächst am Feinde, und trug durch seine kecke Haltung nicht wenig dazu bei, die Oesterreicher von der Verfolgung abzuhalten; auf der Kaiserstraße rückte er dicht an der feind-

lichen Fronte entlang in größter Ruhe gegen Planian, wo sich die Ueberreste des preußischen Heeres sammeln sollten. Von 18,000 Mann, die das Fußvolk vor der Schlacht zählte, fanden sich kaum 6000 ein; die Reiterei hatte nur etwa 1500 Mann Verlust, aber Zieten unter den Verwundeten; außerdem waren 45 Kanonen und 22 Fahnen eingebüßt.

Je größer die Siegesgewißheit vor der Schlacht, desto schmerzlicher die Niedergeschlagenheit des preußischen Heeres über diese erste Niederlage; man war wie betäubt, der König selbst anfangs sehr niedergebeugt. Obwohl er indeß bei solcher Stimmung zum Loben nicht sehr aufgelegt sein konnte, und auch mit der Reiterei im Ganzen nicht zufrieden schien, so ließ er doch das hervorleuchtende Beispiel, welches Seydlitz durch seinen unwiderstehlichen Angriff auf noch geschlossene Infanterie gegeben hatte, nicht ohne die verdiente Belohnung. Zwei Tage nach der Schlacht wurde Seydlitz, erst 36 Jahre alt, vom Könige zum Generalmajor ernannt, zu welcher Beförderung der 20 Jahre ältere Zieten durch warme Empfehlung redlich mitgewirkt hatte. Der junge General indeß schien sich nicht mehr für allzu jung zu halten, denn als Zieten ihm Glück wünschte, soll er lächelnd geäußert haben: „Wenn etwas aus mir werden sollte, Excellenz, so war es Zeit, denn ich bin schon 36 Jahre alt.“

Eine so schwere Niederlage, wie die bei Kollin ließ auch einen sehr schwierigen weitern Rückzug erwarten, und in der That fiel derselbe so unglücklich aus, daß von den Ueberresten des geschlagenen Heeres noch ein bedeutender Theil den großen Strapazen und dem Mangel an Lebens-

mitteln erlag oder dem nachsetzenden Feinde in die Hände gerieth. Unter der Führung des Prinzen August Wilhelm, Bruders des Königs, suchte man sich aus Böhmen nach der Lausitz zu retten. Voran ging der General Graf von Schmettau mit einem Truppenhaufen, und bei diesem befand sich auch Seydlitz mit seiner Brigade. Da man aber auf den beschwerlichsten Umwegen hatte marschiren müssen, so war der Feind schon zuvorgekommen, hatte den Eckartsberg bei Zittau in der Lausitz mit zahlreichem Fußvolke besetzt und sandte den 10 Seydlitz'schen Schwadronen, als sie in der dortigen Ebene anlangten, 40 Schwadronen entgegen. Unter solchen Umständen den Kampf anzunehmen, wäre nicht nur Verwegenheit sondern ein unbesonnener Mißgriff gewesen. Seydlitz wußte seine Kampflust zu beherrschen, und sprach sich unverhohlen gegen ein Gefecht aus, worauf man dem Feinde auswich und sich in die Stadt hineinzog. Allein damit hatte man nichts weiter als einen Aufschub gewonnen, denn die Feinde besetzten Anhöhen und Ebene, wodurch sie Schmettau's Truppe von dem weit zurückgebliebenen Hauptheile des preußischen Heeres abschnitten, und machten Anstalten anzugreifen. Was sollte Reiterei in einer beschossenen Stadt? Seydlitz Aufgabe war es nun, zum Heerzuge des Prinzen August Wilhelm zurückzukehren, und sofort griff er die Sache an. Hundert Husaren waren bestimmt, bei Schmettau zu bleiben, und diese Hundert sollten den 800 übrigen Reitern das Entkommen erleichtern. Nachdem die Vorstadt nach dem Feinde hin mit Fußsoldaten besetzt worden, wurden die 100 Husaren sammt allen Packpferden der Offiziere und den Gespannen der Geschütze in die nächsten Kornfelder geschickt,

wo sie in aller Eile das Korn mähten und auf die Pferde luden. Der Feind ließ sich auch täuschen. Zwar stutzte er anfangs, als die Husaren zum Vorschein kamen, sein Vorposten von fast 1200 Reitern saß augenblicklich auf, und die Hauptmacht rückte aus dem Lager; bald aber, da alle preußische Husaren abgesessen waren und offenbar nur friedlichem Erwerbe nachgingen, beruhigte man sich drüben wieder, das Fußvolk zog in's Lager, und die Reiterei saß ab. Der blinde Lärm schien die Leute so verdrossen zu haben, daß sie nun auch nichts merken wollten, als das Verdächtige wirklich kam; vermuthlich aber glaubten sie, es geschehe nur zum Schutze der Ernte, als Seydlitz nun mit seinen sämmtlichen Schwadronen erschien und längs der Vorstadt eine Kette bildete, — kurz, der Wachtposten saß nicht einmal auf. Mehr konnte Seydlitz nicht wünschen. Kaum wenden sich die letzten beladenen Pferde nach der Stadt, so ertönt die Appelltrompete, die lange Reiterkette schnellt nach der Mitte zu einer geschlossenen Masse zusammen, und vorwärts geht's gleich einer Windsbraut auf die feindliche Reiterei los. Ehe diese auf die Pferde kam, war sie über den Haufen gerannt, und hätte leicht aufgerieben werden können. Allein Seydlitz durfte sich damit nicht aufhalten; nach glücklichem Durchbruch bildete er die Marschsäule, und ließ den schärfsten Trab annehmen. So kam er dem erstaunten Feinde bald aus dem Gesichte, und langte endlich glücklich mit aller seiner Mannschaft bei dem Prinzen an.

Bald wurde Seydlitz von diesem leidigen Rückzugskriege erlöst, denn der König wollte wieder angreifen. Der Name Kollin war allen Feinden Friedrichs wie ein Weckruf in die Ohren geklungen: Franzosen, Reichsvölker, Russen

und Schweden wurden lebendig. Da Daun nun einmal aus seinem unangreifbaren Posten bei Eckartsberge nicht herauszulocken war, so wendete sich der König, der keine Zeit zum Nichtsthun hatte, gegen die Franzosen und Reichsvölker.

Ein französischer General hatte sich mit seinen Husaren schon bis gegen Halle herangewagt. Diesen zunächst zu verjagen wurde Seydlitz mit 10 Schwadronen Husaren und 5 Schwadronen Dragonern von Dresden nach Leipzig vorangeschickt. In Merseburg meinte dieser den Feind bei nächtlicher Weile zu überraschen; als er jedoch anlangte, fand er keine Spur mehr von demselben, und stieß daher bei Grimma wieder zu dem Könige, dessen Vortrab er nun machte. Erst am 7. September fand Seydlitz wirklich Feinde in dem Städtchen Pegau; aber wie ihnen beikommen? — denn jene steckten hinter wohlverrammelten Thoren und hatten Schützen hinter dem Gemäuer aufgestellt, Seydlitz aber besaß kein Fußvolk. Die Husaren sind auf Alles eingeübt, sie müssen auch hier ausreichen. Hundert von ihnen sitzen ab und machen sich an's Thor heran; in kurzer Zeit ist es gesprengt, und nun geht's mit sämmtlichen Schwadronen im Gallopp über die steinerne Elsterbrücke in's Thor hinein, in einem Jagen durch die Stadt hindurch und zum andern Thore wieder hinaus; zwei österreichische Husarenregimenter, die auf dem jenseitigen Felde vortheilhaft hinter einem Hohlwege aufgestellt sind, werden flugs angefallen und bis Zeitz zurückgetrieben, wobei die Sieger 350 Gefangene machen. Ein Theil dieser geschlagenen Truppe, welcher sich folgenden Tags noch einmal an der Saal-Brücke bei Schulpforta blicken ließ, wurde abermals mit Verlust zersprengt.

VI.

Seydlitz und der Fürst von Soubise.

Ein noch erfolgreicheres Unternehmen gelang Seydlitz bei Gotha am 19. September. Bis dorthin hatte der König, 3 Bataillone und etwa 2000 Reiter stark, den Fürsten von Soubise von Erfurt hinweggedrängt, und dort zuletzt noch einmal die österreichischen Husaren geworfen und bis gegen Eisenach verfolgen lassen. Das ganze preußische Heer bei Erfurt war nur 15,000 Mann stark, da 56,000 in der Lausitz gegen Daun zurückgeblieben waren, und vor dieser kleinen Schaar war hier ein dreimal stärkeres Heer zurückgewichen, weil Soubise den König für viel stärker hielt, in welchem Wahne dieser ihn auch auf alle Weise zu bestärken wünschte. Da der König nun merkte, daß Soubise ihm hier nicht stehen würde, zugleich aber auch einsah, daß er bei seiner Schwäche demselben nicht in noch größere Ferne folgen durfte, so ging er für seine Person nach Erfurt zurück, und ließ nur Seydlitz mit 20 Schwadronen zur Beobachtung des Feindes bei Gotha stehen. Dieser vertheilte seine Mannschaft vor, in und hinter die Stadt, und beunruhigte die Franzosen unaufhörlich, um sie in ihrem Glauben, der König sei noch in Gotha, zu bestärken; einmal überfiel er ihre vorgeschobenen Posten sogar bei Nacht und jagte sie bis Mechterstädt zurück. Dieses lästigen Störenfrieds hätte der Prinz von Soubise sich gern entledigt; als ihn daher der Prinz von Hildburghausen, welcher die Reichsvölker befehligte und bessere

Kundschafter hatte, über den wahren Verhalt der Sache aufgeklärt hatte, ward der Angriff auf Seydlitz beschlossen.

Am 19. September früh rückten beide Prinzen an der Spitze von 6000 Mann zu Fuße, 4000 zu Pferde und 4 Geschützen gegen Gotha an. Vor dieser Uebermacht zog sich Seydlitz langsam hinter Gotha zurück, bis er die Höhe von Sebeleben erreicht hatte. Hier marschirte er auf, mit den Husaren von Szekely im ersten und dem Dragonerregiment Meineke im zweiten Treffen, während noch weiter zurück die Dragoner von Katte sich zu einer langen eingliedrigen Reihe ausdehnten; für den Fall eines Rückzuges sollten diese letzteren jene beiden ersten Treffen hindurchlassen, sich dann auf ein gegebenes Zeichen dichter zusammenschließen und den Rückmarsch decken. Das Ganze, wie es so aufgestellt war, nahm sich aus der Ferne gesehen wie ein sehr beträchtliches Truppenkorps aus, und der Feind hielt es auch dafür. Ihn in dieser Täuschung zu bestärken, ließ Seydlitz außerdem einen Dragoner nach Gotha reiten, der sich als Ueberläufer ausgeben und von des Königs Heranziehen berichten mußte. Die beiden prinzlichen Feldherren, wie immer, schlecht von den Unternehmungen der Preußen unterrichtet, wähnten nun wirklich schon des Königs ganze Macht, die sie bis auf 30,000 Mann überschätzten, auf dem Halse zu haben, und hielten unentschlossen inne. Jedoch dies war nun Seydlitz nicht mehr genug, sie sollten auch zurück. Sofort mußten einige Schwadronen Husaren von den Pferden steigen und als Fußvolk die Zwischenräume der Reiterei ausfüllen. Nun glaubte der Feind sich schon von Friedrichs Bataillonen angegriffen, und von Standhalten war keine Rede mehr. Je scheuer jene wichen, desto

kühner wurden unsre Husaren: ein Anfall folgte dem andern, erst nur wie zum Versuche, dann immer ernstlicher und heftiger, bis endlich die Ungeduld eine Schaar Husaren und Dragoner zum letzten entscheidenden Streiche fortriß. Mit verhängten Zügeln sprengen sie in's Thor von Gotha hinein, verbreiten dort Bestürzung und Verwirrung, — sind schon mitten in der Stadt und klopfen den eben ausrückenden Reichssoldaten auf die Tornister; Soubise tafelt so eben auf dem Schlosse bei der Herzogin, und kann ihr die preußischen Husaren nicht genug rühmen; — siehe da! da sind sie schon, sein Lob durch die That zu bekräftigen; — jetzt Adieu den Tafelfreuden, die besten Schüsseln bleiben für die Preußen, — es ist nur gerade noch Zeit, sich auf's Pferd zu schwingen und das Weite zu suchen. Im Nu war Alles von den Franzosen, was laufen konnte, zu den Thoren hinausgejagt, etwa hundert Mann, 4 Stabsoffiziere und 4 Lieutenants ausgenommen, denen die Preußen zu rasch waren. Eine große Beute gab es an Pferden und allerlei Gepäck, an Schachteln und Büchsen, Putz- und Verschönerungsmitteln, Kleidungs- und Bequemlichkeitsgegenständen, die unter den säbelgriffigen Händen der Husaren eben kein sehr zartes Loos hatten, und da diese nichts Würdigeres mit ihnen anzufangen wußten, zu reichlichem Gespött und Gelächter herhalten mußten. Das war innerhalb der Stadt. Jenseits derselben aber ging die Noth noch einmal an: Seydlitz war dem Nachtrabe auf den Fersen, brachte ihm eine neue Schlappe bei, und ließ ihn nicht Athem schöpfen, als bis er die Thore von Eisenach hinter sich hatte.

War diese glänzende Ueberrümpelung von Gotha auch ohne weitere bedeutende Folgen, so flößte sie doch der

peußischen Reiterei jenes Selbstvertrauen ein, welches sich von nun an immer herrlicher bewähren sollte; denn hier hatten bloße Reiter auszuführen gewußt, was sonst nur mit Reiterei und Fußvolk im Verein unternommen wurde. Vor Allem erhoben sich weit und breit beredte Zungen, die weise Entschlossenheit des Anführers zu preisen. Friedrich der Große selbst stiftete ihm in seinen Geschichtsbüchern, wo er diese Kriegszeit beschreibt, ein rühmendes Denkmal. „Jeder andre Offizier," sagt er dort, „wäre mit sich zufrieden gewesen, aus einer so schwierigen Lage sich ohne Verlust herauszuziehen; Herr von Seydlitz würde nicht begnügt gewesen sein, hätte er sich nicht mit Vortheil herausgezogen. Dieses Beispiel beweist, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Generals mehr im Kriege entscheiden als die Zahl der Truppen. Ein mittelmäßiger Anführer in solcher Lage wäre durch die sichtbare Uebermacht des Feindes entmuthigt worden, hätte sich bei deren Annäherung zurückgezogen und die Hälfte seiner Leute in einem Nachtrabsgefechte verloren, welches die überlegene feindliche Reiterei schleunigst anknüpfen mußte. Die treffliche Verwendung des in breiter Ausdehnung dem Feinde von fern gezeigten Dragonerregiments gab dem Herrn von Seydlitz Gelegenheit, großen Ruhm in einer so mißlichen Lage zu erwerben." Seydlitz selbst aber bat sich für's Weitere Verstärkung aus, „denn das heutige Manöver," schreibt er dem Könige, „wird schwerlich zweimal gelten." Schon nach zwei Tagen indessen rief ihn der König von Gotha zurück, und da getraute sich Seydlitz seinen Abzug bei hellem Tage ohne Verlust zu bewerkstelligen, „denn die Furcht vor Ihro Majestät Waffen," schrieb er, „ist bei dem Feinde nicht geringe."

Die Franzosen unter Soubise wollten sich durchaus auf nichts Ernstliches einlassen, so sehr der König dies gehofft hatte, weil ihm daran lag, sich wenigstens nach dieser Seite hin den Rücken frei zu machen, um dann den übrigen Feinden die Stirn zu bieten. Fast schien es, als wollten jene ihn nur weiter hinweglocken, damit die andern Feinde Preußens von Nord, Ost und Süd über die wehrlose Mark herfallen könnten; denn schon war die Uebereinkunft von Kloster-Seeven geschehen, durch welche der Herzog von Cumberland, der Anführer der bisher mit Preußen verbündeten Hannoveraner, so unrühmlich von der preußischen Sache abgefallen war, und das eigentliche französische Hauptheer unter dem Herzog von Richelieu, welches jenem gegenübergestanden hatte, konnte sich nun ebenfalls gegen den König wenden; Böhmen hatte dieser gänzlich räumen müssen, Schlesien war in Gefahr, schon brandschatzten die Schweden in der Uckermark, die Russen drangen in der Provinz Preußen vor, die Oesterreicher aber drohten von der Lausitz her, schon klopften sie an die Thore von Dresden, und Sachsen, woher der König hauptsächlich seine Mittel zur Führung des Krieges bezog, schien kaum noch vor ihnen zu retten. Wohin sollte er sich zuerst wenden? er sollte überall sein. Sogar Berlin rief um Hülfe, da 4000 wilde Kroaten unter Haddik dorthin unterwegs waren; der König eilte sofort in jener Richtung über die Elbe und überließ den Franzosen einstweilen das linke Saalufer. Indessen auch dieser Zug wurde bald wieder unnütz, da man erfuhr, daß Haddik mit der geringen Brandschatzung von 200,000 Thalern und einem Dutzend Paar Handschuhen für seine Kaiserin von Berlin wieder abgezogen sei. Nirgends bot

sich eine Aussicht auf Entscheidung, und doch war eine solche so dringend nöthig! Der Staat stand am Rande des Verderbens, nur ein Sieg, gleichviel gegen wen, konnte den Feinden wieder Respect und den Preußen neues Vertrauen zu sich selbst einflößen. Schon eilte der König hinter den Oesterreichern her nach Schlesien, um sich den Sieg aus der Ferne zu holen, — da wurde dieser ihm zuvorkommend in bequemerer Nähe angeboten, von einer Seite her, wo er sich dessen nicht mehr versehen hatte. Der Feldmarschall von Keith, welcher an der Saale stehen geblieben war, berichtete, daß das vereinigte französische und Reichsheer auf das rechte Ufer dieses Flusses übergegangen sei und nach Sachsen vordringe. Anfangs konnte der König dies gar nicht glauben, als es sich aber wirklich bestätigte, da war er nicht derjenige, der auf sich warten ließ: schon nach acht Tagen hatte er seine nächsten Streitkräfte nach Leipzig zusammengezogen. Jetzt zog sich Soubise, der auch nach den Befehlen seines Hofes sich auf dem rechten Ufer der Saale auf nichts einlassen sollte, eiligst wieder auf das linke Ufer zurück. Aber er sollte diesmal nicht entkommen. Die Preußen werfen sich auf Weißenfels und schlagen die feindliche Besatzung hinaus; daß die Brücken über die Saale abgebrannt sind, hält nicht auf: bei Weißenfels, Merseburg und Halle sind schnell neue Brücken geschlagen, und am 3. November ist die Saale in 3 Kolonnen überschritten.

Durch die Kühnheit und Schnelligkeit dieses Ueberganges waren die Feinde so überrascht worden, daß einige ihrer Haufen nicht rechtzeitig wieder bei ihrem zurückgewichenen Hauptkorps eintreffen konnten. So fand sich Laudon, der den österreichischen Truppenantheil befehligte,

ohne seine Grenadiere, nur mit 3 Bataillonen Kroaten am 3. November bei den Franzosen wieder ein; überhaupt blieb die Hälfte der Reichstruppen aus, und schon hiermit hatten die Preußen eigentlich einen Vorsieg errungen. Diese ihrerseits standen schon am Abend des Tages, an dem sie die Saale überschritten hatten, vollständig gesammelt im Lager bei Braunsdorf, eine halbe Meile vom Feinde in dessen rechter Flanke. Sofort erkundete der König, so gut es die abendliche Dunkelheit zuließ, die feindliche Stellung, und setzte, da er sie für den Angriff sich nicht günstiger wünschen konnte, auf den nächsten Morgen die Schlacht fest, obwohl er nach seiner Schätzung eine beinahe dreimal überlegene Streitmacht sich gegenüber hatte. Die Feinde hatten sich in der That so schlecht gelagert, daß einige Husaren aus des Königs Begleitung der Lockung nicht widerstehen konnten: wie der Wind schossen sie von dannen, auf das feindliche Lager zu und sogar in die Zeltgassen hinein, und holten sich zum Handgeld des morgenden Sieges nicht bloß Pferde, sondern selbst Gefangene heraus — ein rechtes echtes Husarenstückchen.

Fast mitten in der Nacht noch — es mochte etwa 2 Uhr sein — erhob sich der König schon wieder, denn es war die Meldung gekommen, daß der Feind seinen Stand verändert habe; um 3 Uhr stieg er mit seiner Generalschaft zu Pferde, und nahm bei dem hellen Mondscheine die neue Stellung des Feindes in Augenschein. Um 4 Uhr geschah der Aufbruch der Truppen — zur Schlacht, wie es immer noch hieß. Die Soldaten sangen dabei „Wach auf mein Herz und singe,“ und „Es woll' uns Gott gnädig sein.“ Vor der feindlichen Stellung angekommen, betrachtete der König

dieselbe genauer, und fand sie zu seiner großen Ueberraschung so stark, daß er, was noch nie bei ihm vorgekommen, von dem beschlossenen Angriff wieder abstand, und sein Heer etwa zwei Stunden weiter zurück lagern ließ, um zu erwarten, was der folgende Tag bringen werde. Diesen Abzug hatte die Reiterei zu decken, die dabei eine feindliche Kanonade aushalten mußte, jedoch nur 20 Mann einbüßte.

VII.

Die Schlacht bei Roßbach.

Am folgenden Tage früh verlegte der König sein Hauptquartier von Bedra nach Roßbach. Zwischen diesen beiden Dörfern, in der Richtung von Norden nach Süden, stand das preußische Lager, indem es seinen linken Flügel an Roßbach lehnte, vor seiner Mitte aber das Dorf Schortau hatte, welches mit Husaren besetzt war. Es waren in allem 27 Bataillone und 45 Schwadronen, zusammen noch nicht 22,000 Mann, welche hier in 3 Treffen lagerten, Fußvolk in den beiden ersten, Reiterei und Geschütz im dritten. So gut die Stellung sonst gewählt war, so hatte sie doch den Nachtheil, daß der höher stehende Feind sie vollständig überschauen und die Bataillone bis auf den einzelnen Mann zählen konnte, — ein Nachtheil, der freilich in diesem besondern Falle, wie wir sehen werden, zum Vortheile ausschlug. Vom Feinde durch einen tiefen Grund getrennt und außerdem durch ein sich im Halbkreise herumziehendes Moor

geschützt, war das preußische Lager auf drei Seiten schwer zugänglich. Nur im Rücken von der Saale her konnte es mit Aussicht auf Erfolg angegriffen werden. Aber um ein so kühnes Manöver auszuführen, hätte es mit den Feinden anders bestellt sein müssen, als es war; vor Allem hätten sie statt zweier Feldherren, — uneinig, wie sich von selbst versteht, — nur einen haben, und dieser eine hätte ein zweiter Friedrich sein müssen. Daher hatte denn auch der König keinen Gedanken daran, daß der Feind es sich einfallen lassen würde, ihn in seiner Flanke umgehen zu wollen. Er war in der peinlichsten Unruhe, denn länger hier liegen bleiben, bis etwa der Feind sich zurückzöge, konnte er nicht, — er hatte keinen Augenblick zu verlieren, in Schlesien war seine Hülfe dringend nöthig; selbst den Feind anzugreifen, war ihm auch unmöglich, — um durch den tiefen Grund hindurch und dann noch die Höhen hinanzudringen, dazu wären, wie er selbst äußerte, allein als erste Sturmmasse 20,000 Mann Fußvolk erforderlich gewesen. Schon machte er sich darauf gefaßt, unverrichteter Sache nach Schlesien hinwegeilen zu müssen, — da geschah von Seiten der Feinde dennoch das Unerwartete.

Ehe wir jedoch die Ereignisse weiter verfolgen, wollen wir uns diese Feinde des Königs etwas näher ansehen. Am Morgen des 4. November stand das vereinigte feindliche Heer unbeweglich in seinem hochgelegenen Lager von Mücheln bis Gröst, und blickte mit dem Gefühle der Sicherheit von dort herab. Vorn ist der Abhang mit dem tiefen Grunde davor; da sollen die Preußen, meint man, das Stürmen wohl bleiben lassen; kämen sie aber doch, sagen die Franzosen auf dem linken Flügel, so hätten sie es oben noch erst mit

ihrer furchtbaren Batterie und linkerseits mit dem tiefen Graben zu thun. Die Franzosen haben sich vorgesehn. Ebensowenig aber haben sich die Reichstruppen, die auf dem rechten Flügel stehen, vernachlässigt. Ihre Hauptmasse von 12 Bataillonen ist in der Flanke durch eine waldige Höhe, durch einen Vorhack und durch drei starke Schanzen gedeckt; vorn in der Ebene steht die kaiserliche und Reichs-Reiterei und hinten ein Rückhalt von 8 Bataillonen und 16 Schwadronen. Der Morgen rückt vor. Es ist richtig, die Preußen hüten sich anzugreifen. Doch wie, wenn man dies selber thäte? Jedoch, so gut es mit den Befestigungen, so schlecht stand es mit Allem, was zum Angriffe gehört. Da war keine Kühnheit, keine Geistesstärke, nicht einmal Einigkeit, weder bei den Feldherren noch bei den Truppen zu finden. Die Parteien waren und blieben sich fremd; sie hatten noch keine Ruhmesernte mit einander getheilt, keine gemeinschaftliche Schlachttaufe erhalten, darum verknüpfte sie auch keine gemeinsame Begeisterung, kein rechtes Band des kameradschaftlichen Verkehrs; statt dessen herrschten Mißtrauen, Scheelsucht und gegenseitiges Anklagen. Die Franzosen waren schon damals die „große Nation", wie sie sich so gern nennen, wenigstens ließen sie es am Großthun nicht fehlen; sie mußten immer die ersten sein, wo etwas zur Vertheilung kam, überall streckten sie ihre Hände nach dem Schönsten und Besten aus, und nahmen beim Durchziehen einer Landschaft den Reichstruppen alle Lebensmittel für Menschen und Thiere vor der Nase weg. Die deutschen Truppen ließen sich wol manches gefallen; wenn ihnen aber sogar ihre eigenen Zufuhren von denen, die sich ihre Bundesgenossen nannten, mit List oder Gewalt weggenommen wur-

den, da lief ihnen die Galle endlich über, und sie bedienten den Franzmann mit allerhand derben Ehrentiteln oder auch wol mit etwas noch Schlimmerem. Dann antworteten jene wieder mit geringschätzigen Mienen und Redensarten: die Reichstruppen, hieß es, verdienten gar nicht Soldaten zu heißen, und seien überhaupt Verräther, die es im Herzen mit den Preußen hielten. So brach der Zank bei jeder Gelegenheit aus, und das größte Glück war es für beide Theile, daß sie nur das Wenigste von dem verstanden, was sie von einander zu hören bekamen. Was aber die erwähnten Vorwürfe der Franzosen betrifft, so waren diese allerdings nicht so ganz aus der Luft gegriffen. Der ganze jämmerliche Zustand des damaligen deutschen Reiches spiegelte sich auch in seinem Heerwesen ab. Die Reichsvölker bildeten ein buntscheckiges Gemisch von den Zuzügen der unzähligen, zum Theil winzig kleinen Reichsstände: Da sah man ein paar Kompagnien von diesem oder jenem weltlichen Fürsten neben andern eines Bischofs, hier war die Kompagnie eines Stiftes, dort die eines Klosters eingeschoben; ja manche einzelne Kompagnie sah wieder ebenso bunt aus: der eine Zug bestand aus den verlorenen Söhnen irgend einer freien Reichsstadt, der andere aus den Hintersassen dieses selbstherrlichen Grafen oder jenes selbstständigen Reichsritters, es waren lauter kleine Armeen, zum Theil nur ein Dutzend Mann stark, diese in blauen, jene in weißen Röcken, hier mit dunkel- oder mit hellgelben oder rothen Aufschlägen und Rabatten, jede aber unter ihrem eigenen General, einem Unteroffizier nämlich, der sie einige Mal im Frühjahr exercirt und zwei- bis dreimal im Abfeuern von Patronen geübt hatte. Besonders kümmerlich sah es mit den Soldaten des schwäbischen Kreises aus: den

Stamm bildeten da die Friedenssoldaten, die nie etwas anderes gethan hatten als Schildwache stehen oder vielmehr sitzen; die übrigen wurden durchs Loos, durch Handgeld oder Gewalt zusammengebracht, und da der durch's Loos Getroffene irgendwelchen beliebigen Ersatzmann stellen konnte, so fanden sich da allerhand Landläufer und Ausländer, ja Zigeuner, junge und alte, große und kleine, gerade und schiefe durcheinander, von denen die einen krumme die anderen gerade Gewehre hatten, die einen ihr Pulver aufschütteten, die anderen nicht, die einen den Ladestock mit diesem, die anderen mit dem andern Ende einstießen. Auch im Kommando, in den Dienstregeln und in den Feldeinrichtungen herrschte bei den Reichs-Truppen die größte Verschiedenheit, und nur darin stimmten sie überein, daß sie durchgängig nur eine höchst geringe kriegerische Ausbildung, von der preußischen Gewandtheit vollends nicht einmal eine Idee hatten, und daß sie überdies mit Pferden und dem nöthigen Feldgeräth nur dürftig versehen waren. So mißlich sah es mit dem Aeußern, nicht minder verfänglich aber mit dem Innern der Reichssoldaten aus. Seltsam! sie sollten gegen die Preußen kämpfen, und doch: — in den Herzen der meisten — auch der besseren — unter ihnen thronte der Heldenkönig, Preußens Friedrich, der die Welt mit seinem Ruhme erfüllte. Offiziere und Gemeine jubelten innerlich bei den Siegen der Preußen. Schon bei den Werbungen hatte sich oft die größte Widerspenstigkeit gezeigt. Der Markgraf von Ansbach hatte solchen Offizieren, die sich des Marschirens weigern würden, mit dem Standrecht drohen müssen. Von den Badenern liefen 500 Mann sammt Offizieren zu den Preußen über, und ihr

Landesherr der Markgraf von Baden-Durlach war selbst im Herzen preußisch. In Würtemberg liefen die meisten Soldaten, als sie nun wirklich ausrücken sollten, wieder davon; es war eine förmliche Empörung, die den Herzog sogar mehrfach in Lebensgefahr brachte, und erst, nachdem Hunderte von Fahnenflüchtigen aufgehängt worden waren, konnten die übrigen über die Grenze gebracht werden. Höchstens auf die Katholiken könne er sich verlassen, klagte der Anführer des Reichsheeres selbst; die größere Hälfte der Truppen war aber protestantisch, wie der Held ihres Herzens auch. Dazu kam noch, daß nicht nur die gemeinen Soldaten, sondern die Offiziere jedes Ranges, ihren Oberfeldherrn wegen seiner despotischen Strenge fürchteten und haßten. Und dieses Heer war es, welches an Friedrich, der in die Reichsacht erklärt worden war, die Execution vollziehen sollte!

Bei dem französischen Theile des vereinigten Heeres sah es im Ganzen allerdings besser aus: dort war man mit allem Nöthigen ausreichend versehen, und der gemeine Krieger war kriegsgeübt und an soldatische Zucht gewöhnt; aber was für Herrchen hatte man zu Offizieren! Meist Günstlinge des französischen Hofes, wie gemacht für die Spiegelsalons von Paris, aber ohne eine Idee zu haben von der Strenge des militärischen Lebens, wollten sie ihr weichliches Lotterleben auch im Felde fortsetzen, wollten nichts entbehren, nichts von Anstrengungen wissen, und belästigten und hinderten obendrein noch das übrige Heer in seinen Bewegungen durch den ungeheuren Troß ihres Gepäcks und ihrer Bedienung. Sie waren darin nur die getreuen Abbilder ihres Oberanführers des Prinzen von Soubise; denn auch dieser,

obgleich sonst mit vielen geselligen Tugenden ausgestattet, verstand von der Kriegführung so gut wie gar nichts, und hatte seine Ernennung nur der Marquise von Pompadour, zu deren Schmeichler er sich erniedrigt hatte, zu verdanken, war aber dabei von einem ungeheuren Ehrgeiz, welcher, wie seine eigenen Landsleute versichern, dem französischen Staate 200,000 Mann und viele Millionen gekostet hat. Gegen Soubise genommen konnte der Herzog von Sachsen-Hildburghausen noch für einen leiblichen Feldherrn gelten, da er neben persönlichem Muthe auch nicht unbedeutende militärische Kenntnisse besaß.

So war das Heer beschaffen und so die Feldherren. Diese konnten nichts mit einem solchen Heere, und das Heer nichts mit solchen Führern anfangen, und es schien unmöglich, daß es zu einer kühnen Unternehmung kommen könnte. Und dennoch! — Als die beiden Feldherren mit Tagesanbruch das kleine preußische Heer zuerst gegen sich anrücken sahen, da stieg doch ein Gefühl der Scham in ihnen auf, daß sie mit ihren 46,000 sich ruhig von dem kaum halb so starken Feinde dort unten sollten Hohn sprechen lassen. Jedoch verließen sie das Lager noch nicht. Als endlich der König von Preußen sich, wie wir gesehen haben, wieder zurückzog um zwischen Bedra und Roßbach zu lagern, da rasselten plötzlich alle ihre Trommeln los, ihre Musik spielte, ihre Kanonen donnerten; es war eher ein Victoria-Schießen als ein Schlachtfeuer, denn außer ein paar Reitern wurde nichts getroffen. Sie blieben auch jetzt noch im Lager; aber so viel schien ihnen nun sonnenklar, daß der König ihre Ueberlegenheit fürchte und sicherlich auf gänzlichen Rückzug denke. Könnte man ihm doch noch auf irgend eine

Art beikommen! — Und da sprach es der Herzog von Sachsen-Hildburghausen zuerst aus. Sein Gedanke war: rechts um die Preußen herumzumarschiren und sich in ihrem Rücken, zwischen ihnen und der Saale, aufzustellen; damit wäre ihnen dann der Rückzug abgeschnitten. Dies klang den Franzosen nun freilich doch etwas zu kühn; indessen man könnte vielleicht schon durch die halbe Bewegung, etwa bis in die Flanke des Königs, diesen zur Flucht bringen — — welch' ein Ruhm! — kurz, am Abend wurde der Auszug auf den folgenden Tag festgesetzt, und noch in der Nacht begannen die Vorbereitungen zu demselben. Nur der General St. Germain sollte mit einem Theile des linken Flügels im Lager zurückbleiben.

Am 5. November Mittags zwischen 1 und 2 Uhr geschah der Abmarsch in zwei Kolonnen über die rechte Flanke hinaus durch Gröst nach der Straße, welche dort nach Freiburg an der Unstrut führt; auf dieser Straße zog man noch eine gute Strecke halb rückwärts fort, damit es wie ein völliger Rückzug nach der Unstrut aussähe. Bei dem Dorfe Zeugfeld endlich glaubte man den Preußen hinlänglich aus dem Gesichte zu sein, um nun unbemerkt die Wendung vorwärts in die linke preußische Flanke machen zu können. Hier erst, scheint es, haben die französischen Generale den ganzen Plan des Herzogs von Hildburghausen, den König im Rücken zu fassen, vollständig angenommen. Bei ihrem anfänglichen Widerspruche, sagt man, habe der Herzog von Hildburghausen in der größten Aufregung seinen Degen gezogen, den Aermel aufgestreift und ihnen mit donnernder Stimme zugerufen, er wolle ihnen zeigen, wie man die Preußen schlagen müsse. Beide Feldherren

ritten nun auf eine dort befindliche Anhöhe, um zu sehen, wie die Preußen ihren Abzug aufgenommen hätten. Sie konnten an dem Lager derselben nicht die geringste Veränderung wahrnehmen, es bot den Anschein der größten Ruhe und Sorglosigkeit dar; der König mußte nicht die geringste Ahnung von dem haben, was man gegen ihn im Schilde führte. Der Herzog hatte also Recht; der König hielt still, man brauchte es nur zu wollen, so konnte man ihn überflügeln und im Rücken anfallen, man konnte ihn schlagen und vielleicht gar gefangen nehmen! — Soubise's Ehrgeiz stand in Flammen, und seine Eitelkeit schürte sie. Welch ein Aufsehen in den Pariser Salons, wenn es hieße: der Fürst von Soubise hat den großen Krieg mit einem Schlage beendigt! — Soubise war mit einem Male ganz für des Herzogs Plan. Sofort ward linksum gemacht und in größter Siegeshoffnung ging es, die Hauptmasse der Reiterei voran, über die Naumburger Heerstraße auf Pettstädt zu. Von dort aus wollte man über Lunstädt und Reichertswerben bis zur Straße, welche von Weißenfels nach Merseburg führt, fortmarschiren, dann abermals linksum machen und auf dieser Straße quer im Rücken der Preußen entlang rücken, um sie von Merseburg abzuschneiden. Ein vortrefflicher Plan! man wußte, nach Merseburg war der einzige Rückzugsweg der Preußen, denn in Weißenfels hatten sie sich den Uebergang über die Saale nicht einmal durch einen Posten gesichert; man hatte eine überlegene Truppenmacht, man wollte also die kleine feindliche Schaar umzingeln — das schien eine Kleinigkeit, — man wollte sie zusammenschießen und — gefangen nehmen. Auf dem Marsche gegen Pettstädt sah man die Preußen

immer noch ruhig in ihrem Lager stehen; — nun vernahm man von dorther Gewehrfeuer; — „richtig, das ist Saint Germain!“ hieß es nun, und man zweifelte nicht mehr an dem Gelingen des Unternehmens; „er thut seine Schuldigkeit und beschäftigt den König von Preußen, daß er von der Ueberflügelung nichts bemerkt; schließlich, wenn das Hauptheer im Rücken angelangt ist, wird er den Feind von vorn anfallen, so daß diesem kein Entrinnen bleibt.“ Schon prahlte der leichtblütige Soubise in einem Eilschreiben an seinen Hof, daß er den Marquis von Brandenburg nächstens gefangen nach Versailles senden werde;*) schon träumte er wol von einem Triumpheinzuge in Paris, wo er als ein zweiter Cäsar sagen könnte: ich kam, sah und siegte.

Allein die Verbündeten täuschten sich. Schon längst hatte von dem Bodenfenster des Roßbacher Amtshauses aus ein Späherauge ihren Marsch verfolgt und ihre Absicht durchschaut. Jetzt erschien dort ein zweites Gesicht; hätten sie wahrnehmen können, wie dieses Auge triumphirend aufblitzte, es würde ihre voreiligen Siegesgedanken gedämpft haben. Erst als sie das Gasthaus zum Luftschiff hinter Pettstädt erreicht hatten, verwandelte sich plötzlich vor ihren Augen die preußische Lagerscene. Es geschah wie im Nu; es war, sagen französische Augenzeugen selbst, wie wenn eine Decoration in der Oper sich wandelt: die Zelte sind fort, Truppenreihen stehen unter Gewehr, und nun ziehen sie

*) Bei dieser Gelegenheit äußerte die Herzogin von Orleans mit bitterer Ironie auf Ludwig XV.: „Ah! um so besser! so werde ich endlich einen König sehen.“

ebenfalls der Saale zu. In ihrer Verblendung nahmen die Verbündeten dies für eine volle Flucht der Preußen nach Merseburg, und nun sollte Alles daran gesetzt werden, ihnen nur zuvorzukommen; daß man möglicherweise selbst angegriffen werden könnte, dies fiel keinem ein, und die Reiterei überhastete sich in dieser Sorglosigkeit dermaßen, daß sie ganz ohne Vorhut zog, und ihrem Fußvolk um mehre tausend Schritt voraus war; von Reichertswerben an schwenkte sie halb links, um so um den Pölzenhügel herum eher als die Preußen die Weißenfels-Merseburger Straße zu gewinnen. Von der Marschkolonne der Preußen konnte man weiter nichts wahrnehmen, weil ein Höhenzug, mit welchem man bisher gleichlaufend marschirt war, sich bis zum Pölzenhügel zwischen beiden Heeren entlang zog.

Sehen wir uns jetzt nach den Preußen um. Schon in der Nacht vom 4. zum 5. November kam dem Könige, der da noch sein Hauptquartier in Bedra hatte, die Nachricht zu, daß das feindliche Heer Anstalten zum Aufbruch mache, und am folgenden Morgen verlautete auch schon etwas über das Ziel des feindlichen Marsches, wenigstens wollten umherschwärmende Husaren von Landleuten gehört haben, daß es auf Weißenfels zugehn solle. Sofort mußte eine Schaar aufsitzen, um Gewißheit über die Sache einzuholen.

Um 9 Uhr Morgens erschien Saint Germain mit 9 Bataillonen und 15 Schwadronen Franzosen auf den Höhen vor dem Dorfe Schortau, hinter welchem die preußische Mitte stand, und griff dies Dorf auch an; indessen kam es dabei zu nichts, die Franzosen schossen aus zu großer Entfernung, und es wurde auch diesseits nichts

weiter gegen sie unternommen, als daß Seydlitz mit einigen Schwadronen vorging und sich die Angreifenden wenigstens ansah. Der König merkte sehr wohl, daß dies nur ein Scheinangriff war, und sah daran, daß es mit dem Abzuge des Feindes seine Richtigkeit haben müsse; nur in Betreff der Richtung wollte er den erhaltenen Meldungen nicht glauben, nach seiner Meinung waren die Feinde vielmehr auf dem Rückzuge nach der Unstrut begriffen; denn hätten sie ihn von der Saale abschneiden wollen, warum würden sie sich nach Weißenfels wenden, wohin sie seinen Rückzug gar nicht voraussetzen konnten? viel bequemer hätten sie es ja gehabt, sich von ihrem linken Flügel bei Mücheln aus gleich nach Merseburg zu werfen. Saint Germain's Truppen hielt er nur für die Nachhut des abziehenden feindlichen Heeres, und diese zu gelegener Zeit anzugreifen mußten sich 10 Bataillone des rechten Flügels und sämmtliche Dragoner und Husaren marschfertig machen. Zugleich bekam der Flügeladjutant, Hauptmann von Gaudi, den Befehl, den weitern Marsch des Feindes aufzuklären, und dieser Offizier war es eben, der von dem Boden des Roßbacher Amtshauses die Linksschwenkung des Feindes bei Zeuchfeld und seinen Weitermarsch gegen Pettstädt hin beobachtete. Inzwischen zeigte der König nicht die geringste Besorgniß, sondern setzte sich in den untern Zimmern ruhig mit seinen Offizieren zu Tisch. Es währte nicht lange, so erschien Gaudi wieder, und berichtete, vielleicht in etwas dringender Weise, daß der linke preußische Flügel umgangen würde. Der König glaubte Zeichen von Bestürzung und Furcht an dem Adjutanten zu bemerken, und nahm den Bericht unwillig auf, ließ indessen doch die Reiterei satteln und das

schwere Geschütz zur Abfahrt fertig machen. Nach aufgehobener Tafel erstieg er selbst mit den Generalen den Boden des Hauses und überzeugte sie nun mit eigenen Augen, daß Gaudi recht gesehen hatte, daß der Feind wohl gar seinem eigenen Wunsche entgegenkomme, und von hinten her zum Schlagen heranrücken wolle.

Mittlerweile war es zwei Uhr geworden. Sollte es heute noch zu etwas Entscheidendem kommen, so mußte man dem Feinde auf halbem Wege entgegengehen, und es war keine Zeit mehr zu verlieren. Auch stimmten, wie jetzt gerade die beiderseitigen Heere zu einander standen, die Marschentfernungen und die Bodenverhältnisse noch auf's Schönste zu einem kühnen Plane zusammen: man hatte näher zur Weißenfels-Merseburger Straße hinter dem Pölzenhügel, als der Feind, der auf einem Umwege marschirte, man konnte ihm dahin zuvorkommen, man konnte ihn mitten in seiner Marschordnung anfallen, bevor er sich zur Schlacht aufzustellen vermochte, — von raschem Deployiren, worin eben die Preußen Meister waren, hatten die Franzosen ja kaum eine Idee, geschweige die Reichstruppen; überdies schien der Höhenzug mit dem Janus- und Pölzen-Hügel wie eigens für die Preußen dort hingestellt, um ihre Bewegungen dem jenseits ziehenden Feinde zu verbergen. Mit einem Worte: Friedrichs genialer Plan war, was die Feinde vorhatten, schneller und besser selbst zu thun, den Gegner zu überflügeln.

Mit derselben wunderbaren Schnelligkeit, mit der der Plan entworfen worden, geschah die Ausführung. Um halb 3 Uhr kam der Befehl, die Zelte abzubrechen, und schnell und pünktlich, wie durch den Ruck einer Maschinerie ver-

schwand das Lager, und Alles stand unterm Gewehr. Die Lagerordnung in die Marschordnung, und diese in die Schlachtordnung zu verwandeln, war etwas, was die Preußen im halbem Schlafe vollbracht hätten. An die Spitze des Fußvolks setzte sich der König selbst, und ließ es mit einer Viertelsschwenkung links treffenweise aufbrechen, in gleichlaufender Richtung mit dem Marsche des Feindes. Von der Reiterei blieben 7 Schwadronen bei Schortau stehen, damit Saint Germain den Marsch nicht störe; die übrigen 38 Schwadronen sollten zusammen eine einzige Angriffsmasse bilden. Aber wem sie anvertrauen? — Da wandte sich des Königs Blick auf den jüngsten Generalmajor, auf den 37jährigen Reiterhelden Seydlitz: er war der Erwählte. Seydlitz' ganze Heldenseele erhob sich in diesem Augenblicke: es war ein stiller Schwur, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen. Er hatte nun viel ältere Generale unter seinem Kommando, und seine Stellung war schwierig; aber mit derselben Sicherheit, mit der er jede Lage schnell und richtig erfaßte, erklärte er seinen nunmehrigen Unteranführern kurz und bündig: „Meine Herren, ich gehorche dem Könige, und Sie gehorchen mir! Vorwärts!" Damit schwenkte er aus dem dritten Treffen, in welchem er bisher gestanden, gleichfalls links ab, und eilte im raschen Trabe der Infanterie voraus, um dem Feinde die Straße nach Merseburg zu verrennen; er schlich sich dabei hinter dem erwähnten Höhenzuge entlang, welchen er von vornherein dem Feinde vorwegnahm und mit 5 Schwadronen grüner Husaren Szekely besetzte, damit jener nichts von dem wahrnehmen könnte, was auf dieser Seite vorginge.

So zogen beide Heere neben einander hin, anfangs

durch die moorige Niederung und den Leibe=Bach getrennt, welche im Halbkreise von Braunsdorf bis über Roßbach herum auch schon das preußische Lager geschützt hatten. Drüben bei den Verbündeten nahm unvorsichtige Eile immermehr zu, weil die Preußen nicht entrinnen sollten. Die Preußen eilten auch, aber mit Vorsicht. Der König nämlich marschirte in zwei Treffen, von denen das erste 19, das andere 6 Bataillone zählte; ein Grenadierbataillon marschirte im Haken auf der linken Flanke, diese zu decken; Kavallerie fehlte ganz, und war auch entbehrlich, weil der rechte Flügel von dem Feinde weiter entfernt blieb und sich überdies noch hinter dem sumpfigen Leibe=Bach befand. Den linken Flügel brachte der König während des Weitermarschirens näher und näher an den Feind, so daß bei fortgesetztem Marsche die Spitzen der beiden Heere aufeinanderstoßen mußten. Dazu ließ er, an dem Höhenrücken angelangt, auf dem höchsten Punkte desselben, dem Janushügel, durch den tapfern Oberst Moller 18 schwere Geschütze auffahren, unter denen sich auch 4 Vierundzwanzigpfünder vom Walle zu Leipzig befanden. Diese sollten losdonnern, sobald Seydlitzens Hervorbrechen das Signal geben würde. In Seydlitz' Hand lag die Schlacht.

Es war halb 4 Uhr, als die preußische Reiterei bei dem Pölzenhügel ankam, und dem königlichen Befehl gemäß Halt machte. Hier sah Seydlitz die feindliche Kavallerie von Reichertswerben her auf sich zukommen, — es waren 22 französische, 3 österreichische und 3 Reichsregimenter, zusammen 52 Schwadronen, unter Anführung des Herzogs von Broglio. Sie hatten an ihrem weit zurückgebliebenen Fußvolk keine Stütze und waren unvorbereitet

zum Kampfe. Der Augenblick für Seydlitz war gekommen; es galt anzugreifen, bevor jene sich geordnet und ihr Fußvolk sich genähert hätte. Zwar war das eigene Fußvolk auch noch nicht heran; aber Seydlitz nahm die Sache auf sich, mit seinen 38 fühlte er sich der 52 Schwadronen Meister. Der stürmische Geist seiner Jugend ist wieder in ihm erwacht, eine fast übermüthige Keckheit. Wehe jedem, der dem ungeduldigen Heißsporn im Wege ist, und wär's auch einer aus den eigenen Reihen! Schon ist man um den Hügel herum, und in der Flanke der Feinde; es wird eingeschwenkt, zwei Treffen stehen da, das erste von 15, das zweite von 18 Schwadronen, jedes in zwei statt in drei Gliedern,*) die 5 Plänkler-Schwadronen Szekely decken die linke Flanke. Da muß noch ein Unglückseliger eine augenblickliche Stockung bringen. Beim schnellen Aufmarsch wird das Pferd eines Rittmeisters der Leibkürassiere scheu und bringt dessen Schwadron etwas aus der Ordnung; zwar genügt ein Augenblick und Alles ist wieder wie es sein soll; aber Seydlitz' ist es nicht entgangen; er sprengt heran, und von der Aufwallung seiner Ungeduld bemeistert donnert er den bestürzten Rittmeister mit den Worten an: „er solle sich zum Teufel scheeren!“ und jagt ihn schmählich vor der Fronte des Regiments weg, wo dieser sich seit der Zeit auch nie wieder hat sehen lassen. Jetzt ist Alles bereit und blickt auf den kühnen Führer, der Allen sichtbar weit voranreitet. Noch ruhen die Säbel in der Scheide, — so hält es Seydlitz immer, — noch dampft seine Tabakspfeife; —

*) Seit dieser Seydlitz'schen Neuerung steht die preußische Reiterei stets in zwei Gliedern.

nun aber wirft er die Pfeife hoch in die Luft und zieht den Degen, 4000 Säbel sind heraus, und Hurrah! rasselt die ganze Linie mit unglaublicher Geschwindigkeit auf den Feind. Dazu donnert nun auch der Janushügel los, und vor demselben dringen des Königs Grenadiere immer näher an den rechten feindlichen Flügel heran.

Seydlitz fand nicht schwere Arbeit. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel war er den Franzosen hinter dem Hügel hervorgebrochen. Broglio, schon höchst betroffen, da er sich überflügelt sah, machte nun vergebliche Anstrengungen, die Flanke wieder zu gewinnen und zugleich seine ordnungslosen Schaaren in Schlachtordnung zu stellen. Dazu gönnte der als lebendige Mauer heranstürmende Seydlitz allzuwenig Zeit; die Linien waren noch nicht gebildet, da hieben die Preußen schon ein. Nicht feige wichen die Angegriffenen sofort, sie setzten sich tapfer zur Wehre; aber keiner wußte recht, wo er hinaus solle, der Eine wandte sich hierhin, der Andere dorthin, es war kein Zusammenhalten, keine Einheit, und Einer hinderte den Andern. Was vermochte solche vereinzelte Tapferkeit gegen die geschlossene Wucht der preußischen Reiter! Es beginnt ein allgemeines Weichen. Da drängen doch ein paar Regimenter wieder vor, es sind die österreichischen Kürassierregimenter Brettlach und Trautmannsdorf nebst 2 andern französischen, denen es hinter der übrigen verwirrten Masse gelungen war, sich in der Eile einigermaßen zu ordnen. Aber schon sind auch die Pallasche der Seydlitz'schen Kürassiere über ihnen, sie werden übel zugerichtet, und ihre männliche Aufopferung kann das Schicksal des Ganzen nicht mehr wenden. Vergeblich eilt auch Soubise selbst herbei; er kommt nur, um Zeuge

zu sein, wie sich seine ganze Reiterei in unaufhaltsame Flucht auflöst, und wird selbst von ihr mit fortgerissen. Kaum eine halbe Stunde dauerte die ganze Reiterschlacht, so schnell entschied das künstliche Flankenmanöver, das Seydlitz ausgeführt hatte. Alle jene 52 Schwadronen sind auf der Flucht nach Freiburg zu, um nie wiederzukehren. Aber noch sind sie nicht gerettet. Sie jagen mit verhängten Zügeln auf Reichertswerben zu; von allen Seiten stürzt man sich in das Dorf hinein, jeder will der erste sein, und keiner hat an den Hohlweg gedacht, der den Eingang in's Dorf bildet. Reiter und Pferde stürzen nieder, die nachfolgenden über sie hin, keiner kann am Ende mehr hindurch, der Weg ist vollständig verstopft; da sind auch schon die preußischen Reiter und nehmen die Flüchtigen zu ganzen Schaaren gefangen. Aehnlich ging es bei den andern Dörfern.

Seydlitz, nachdem er so die feindliche Kavallerie fortgeblasen, sah nun die rechte Flanke des feindlichen Fußvolks gänzlich entblößt und seinem Angriffe preisgegeben; auch da mußte es bald für ihn zu thun geben, er ließ daher von den flüchtigen Reitern ab und stellte sich jenseits von Reichertswerben vor Tagewerben auf. Hier stand er, halb im Rücken des feindlichen rechten Flügels, zum Sprunge bereit, er konnte die Zeit kaum erwarten.

Das Gefecht zwischen den Fußvölkern war inzwischen angegangen und hatte sich näher entwickelt. Als der König zum Angriffe einschwenken ließ, war er mit der Spitze seiner Marschkolonne schon so weit gelangt, daß der Feldmarschall von Keith mit 5 Bataillonen, fast dem ganzen zweiten Treffen, Reichertswerben besetzen konnte, während der

rechte Flügel Lunstädt zum Stützpunkt nahm. So drückte der König mit aller Macht auf die Spitze des rechten feindlichen Flügels. Wohlberechnet marschirten die einzelnen Bataillone in Abständen von 50 Schritten hinter einander. So wie nun das Kommando erscholl: „Rechts schwenkt!“ so geschah diese Schwenkung nicht mit der ganzen Linie, sondern auf das leichteste und schnellste von jedem einzelnen Bataillon; die Linie war gefüllt und stand dem Feinde zugekehrt. Die feindlichen Feldherren stutzten, als sie solche taktische Künste sahen, die ihnen gänzlich unbekannt waren. Was wird der nächste Augenblick bringen? wird das Unwetter sich schon entladen? was ist zu thun? soll man stillstehen, um jene drohende Linie zu empfangen, oder soll man weiter marschiren, um die schon verlorene Flanke wieder zu gewinnen? Man thut das letztere und treibt die Heersäulen zum eiligsten Geschwindschritt an. Aber es ist vergeblich, — gegen die bewunderungswürdigen Bewegungen der Preußen kann man die Flanke nicht wieder gewinnen; und nun hat man's doppelt versäumt, denn die Zeit zum ordentlichen Aufmarsch ist nun auch verloren, und schon rücken die Preußen an. Die Lage ist schon verzweifelt, noch ehe der eigentliche Kampf begonnen hat. „Die Schlacht ist ohne Rettung verloren,“ flüstert der Herzog von Hildburghausen dem Fürsten von Soubise zu, wie er die preußischen Spitzen auf sein Fußvolk andringen sieht.

Der König läßt mit seinem Fußvolk zugleich die 18 Geschütze vorgehen, welche von dem Janushügel die feindliche Reiterei beschossen hatten. Diese schleudern ihre gewaltigen Kugeln in die Marschkolonne des Feindes und richten dort große Verheerung an. Das war ein zu ernster Haltruf.

Die Spitzen der feindlichen Kolonnen sehen sich zum Stillstehn gezwungen, und werden von den Feldherren mit der größten Mühe in eine Art Schlachtordnung gebracht. Inzwischen aber setzen die nachfolgenden Bataillone nichtsdestoweniger den Eilmarsch fort, der ihnen früher anbefohlen worden, und so drängt sich Masse auf Masse; der zur Bildung der Schlachttreffen nöthige Raum schwindet immer mehr, bis zuletzt fast Alles in einen einzigen Menschenknäuel zusammengepreßt ist. Einige Bataillone werden aus dem dritten in das erste Treffen eingeschoben, um dem Flügel doch einigermaßen wieder eine Streckung zu geben; allein auch dies kann das Uebel nicht wieder gut machen, denn sofort verlängert sich auch die preußische Angriffslinie: der Haken, welchen ein Grenadierbataillon auf des Königs Flanke gebildet hatte, schwenkt zur äußersten Spitze ein, und ein andres Grenadierbataillon aus dem zweiten Treffen dieses Flügels rückt in's erste vor. Nach wie vor bleibt das verbündete Heer überflügelt, und da die preußischen Spitzen unablässig immer mehr rechts herüber schwenken, so ist es nicht mehr bloß überflügelt, sondern schon gänzlich in die Flanke genommen. Was hilft nun die zweifache Ueberlegenheit der Zahl! man weiß nichts mit ihr anzufangen; der winzige Gegner aber manövrirt unvergleichlich! — Die Bedrängniß wächst zusehends, und alle Versuche, sie abzuwenden, versagen. Unterdessen donnert von vorn die schwere preußische Batterie unaufhörlich fort und bringt Tod und Verwirrung in die Massen, — je dichter diese sich aufeinanderdrängen, mit desto mörderischerer Wirkung; dort hinten aber lauert der fürchterliche Seydlitz nur auf den Augenblick, um diesen unförmlichen Infanterieklumpen, sobald er sich auf-

lösen wird, vollends zu vertilgen; von der eigenen Reiterei sieht man sich gänzlich verlassen. Aber ohne Kampf zurückzuweichen wäre zu schimpflich, wenn es nicht auch dazu schon zu spät wäre. Also, erst halb aufgestellt wie die Spitzen der Kolonnen sind, müssen sie mit etwa 50 Mann Fronte den anrückenden Preußen sich entgegenstämmen. Schmal nur ist die Masse, aber von mächtiger Tiefe — immer noch schließen sich hinten neue Schaaren an —; das verleiht desto schwereres Gewicht und mehrt die Widerstandskraft; noch scheint Hoffnung vorhanden. Aber gerade diese Tiefe wird verderblich. Schwere preußische Geschütze fahren auf und speien ihre Kartätschenladungen in die dichtgedrängte Masse: keine Kugel verfehlt ihr Ziel, nicht einen Mann nur, viele trifft sie, da so viele hintereinander stehen; „wie von der Sense gemäht lagen sie," erzählt selbst ein Reichsdragoner. Noch hält man Stand; aber nun kommt der eigentliche und letzte Stoß. Es ist kurz nach 4 Uhr. Die preußischen Grenadiere, vom Prinzen Heinrich und dem Könige in eigener Person geführt, sind nun nahe genug heran; mit der größten Kaltblütigkeit — sie sind unter den Augen ihres Friedrich — eröffnen sie in 40 Schritt Abstand ihr Pelotonfeuer. Das giebt den ohnehin schon bestürzten Franzosen den Rest. Ihre vordern Kolonnen stocken, weichen und wenden den Rücken; sie drängen in die dahinter stehenden Bataillone und reißen auch diese mit sich fort; kaum 25 Minuten hat das Infanteriefeuer gedauert, da löst sich Alles in wilde Flucht auf.

Dies ist der Augenblick, den Seydlitz erwartet hat. Mit der sämmtlichen Reiterei wirft er sich hinter das Fußvolk her und mitten hinein, umzingelt ganze Schaaren und

nimmt sie gefangen. Meist ergeben sie sich widerstandslos, denn schon von Anfang des Kampfes an war ihre Hoffnung dahin. Nur einzelne Brigaden halten noch einmal Stand, und wenden den preußischen Reitern die Bajonnette entgegen; allein zu stürmisch setzen Seydlitz' Gardes du Corps und Gensd'armes heran, und zwingen sie bald zum Weichen. Aber auch die siegreiche Reiterlinie kommt dabei aus einander: hier sprengt man noch vor zum Einhauen, dort ist man beschäftigt, die Gefangenen zu sichern. Ein paar Schwadronen Gensd'armes sind von den übrigen abgekommen; sie werden den Sieg ihrer Brüder bezahlen müssen, denn so eben kommt frische französische Kavallerie vom zurückgebliebenen linken Flügel herbei, und macht Miene, über die kleine Schaar herzufallen; da kommt den Preußen auch der glückliche Zufall zu Hülfe, — heute ist ihnen Alles günstig: „Halt!" ruft der französische Führer, der hier die Preußen noch nicht vermuthet und auch noch nicht weiß, daß die verbündete Reiterei hier spurlos verschwunden ist, „es sind Reichstruppen", und so ziehen die gefährlichen Geschwader vorüber und mischen sich weiter vorwärts in's Gefecht; da aber schwenken die wackern Gardes du Corps und Gensd'armes herum, sie stürzen sich in den Rücken der überlegenen feindlichen Reiterschaar, und mit donnerndem Hurrah und klatschenden Säbeln sprengen sie sie auseinander. Noch einmal erhebt sich ein allgemeines wildes Reitergetümmel. Dort ringt noch Schwadron gegen Schwadron, anderswo hat sich schon alles in lauter Einzelkämpfe aufgelöst, und jeder hat seinen Mann zu stehen; Muth und Gewandtheit überbieten sich. Auch die französischen Führer erinnern sich des Gebotes der Ehre. Das Feuer des französischen Muthes

flackert noch einmal auf. Der Fürst von Soubise fliegt zur Reserve zurück und führt frische Geschwader im Sturm heran. Vom linken Flügel langt der Marquis de Castries mit 8 Schwadronen an; athemlos wie sie sind, wirft er sie überall den Seydlitz'schen Reitern entgegen, und es wird das Aeußerste geleistet; ohne Hut, mit klaffenden Wunden am Kopfe, ist er überall, wo er die Seinigen weichen sieht, und spornt sie zu erneutem Widerstande an. „A moi, à moi Rougrave! her zu mir!" das ist die Stimme des tapfern und entschlossenen Rauhgrafen, des Sprößlings vom Kurfürsten Carl Ludwig von der Pfalz und der Maria Louise von Degenfeld; dort bietet er mit seiner französischen Reiterbrigade den verfolgenden Preußen Trotz, und deckt einen Haufen flüchtigen Fußvolks; 2 Schwadronen österreichischer Kürassiere stoßen freiwillig zu ihm, und ihrer vereinigten Anstrengung gelingt es sogar, einige preußische Angriffe zurückzuweisen. Auch auf der andern Seite sind zwei Reiterregimenter aneinander; das französische macht dem preußischen zu schaffen, und schon hat dieses sich gewendet; — Seydlitz ist hinten unter der Hand des Feldscheers mit einer Kugel im Arm; — aber jetzt kommt er wieder vorgesprengt, mit verbundenem Arme; eine Schwenkung seines Degens genügt, das weichende Regiment ermannt sich sogleich, und alsbald ist das feindliche wieder geworfen.

Nur ein letztes kurzes Hinundherwogen, und bald waren die preußischen Reiter überall Meister. Dem preußischen Fußvolk blieb kaum etwas zu thun. Das erste Treffen, vom Könige durch das Bataillon Hülsen aus dem zweiten verstärkt, konnte in vollständiger Schlachtordnung ohne Hin=

derniß zur Verfolgung nachrücken. Nun hielt der Feind nirgends mehr Stand. Sein zweites und drittes Treffen, letzteres fast ganz aus Reichstruppen bestehend, war gar nicht zum Gefecht gekommen, konnte aber der immer reißenderen Fluchtströmung nicht widerstehen. Auch der linke Flügel, der noch gänzlich unberührt geblieben war, giebt jeden Widerstandsversuch auf und folgt dem allgemeinen Rückzuge nach der Unstrut hin. Auch diesem Flügel ergeht es zu guterletzt noch wie zu Anfang dem rechten: seine Reiterei, die den Rückzug decken sollte, wird von den nachrückenden preußischen Batterien erreicht; die Begrüßung ist ihr zu empfindlich, sie läßt ihr Fußvolk im Stiche. So blieb den fliehenden Heeresmassen fast kein anderer Schutz als der, den die früh hereinbrechende Novembernacht gewährte; denn auch Saint Germain, welcher während des Tages ganz theilnahmlos zugesehn hatte, wie sich das Schicksal des Hauptheeres so schnell entschied, konnte jetzt nur wenig wieder gut machen; er versuchte Einiges zur Deckung des allgemeinen Rückzuges, und zog sich selbst am nächsten Morgen zu dem anderen französischen Heer des Herzogs von Richelieu zurück.

Schon kurz nach halb 4 Uhr war die Schlacht gänzlich zu Ende. Die Preußen konnten wegen der einbrechenden Dämmerung die Verfolgung nur bis auf die Höhe von Obschütz fortsetzen; dort kampirten sie die Nacht.

Blut hatte die Schlacht verhältnißmäßig wenig gekostet. Auf Seiten der Sieger war der Verlust so äußerst gering, daß es schien, als hätten sie statt eines ordentlichen Kampfes ein bloßes Plänkelgefecht bestanden. Nur 3 Offiziere und 162 Gemeine deckten als Todte die Wahlstatt, 20 Offiziere

und 356 Mann waren verwundet. Auch der Prinz Heinrich hatte eine Quetschung und die Generale Seydlitz und Meinecke Wunden erhalten, welche jedoch nicht gefährlich waren. Der rechte Flügel war ganz ohne Verlust geblieben, weil er gar nicht in's Feuer gekommen war; nur 7 Bataillone des äußersten linken Flügels waren zum eigentlichen Angriff gekommen, und auch von diesen hatten nur die beiden äußersten 12 bis 15 Patronen verschossen; — fast Alles hatte die Reiterei unter Mitwirkung der Artillerie gethan. Da aber die Reiterei mehr durch den bloßen Anprall und durch ihre Manöver als durch andauerndes Einhauen gesiegt hatte, so hatten auch die Feinde nur 600 bis 700 Todte und 2000 Verwundete, welche größtentheils auf Rechnung des preußischen Artilleriefeuers kommen. Unter den Verwundeten befanden sich der Herzog von Hildburghausen selbst nebst 5 französischen Generalen. Gefangene wurden von den Preußen 5000 gemacht, unter diesen 8 Generale und 300 Offiziere, eine Anzahl, die sich ohne Zweifel verdoppelt und verdreifacht haben würde, hätte die so schnell eingetretene Finsterniß nicht der weitern Verfolgung Einhalt gethan. An sonstiger Beute fielen den Siegern 67 Geschütze, 15 Standarten, 7 Fahnen, zwei Paar Pauken nebst vielem Gepäck und allerlei Heergeräth in die Hände.

Was von den Feinden entkommen war, suchte so eilig als möglich bei Freiburg den Uebergang über die Unstrut zu gewinnen. Die Reiterei hatte bereits um 6 Uhr, also schon nach Verlauf von zwei Stunden, seit sie Seydlitz bei Reichertswerben unter die Klinge gerathen war, den Fluß hinter sich, vom Fußvolk dagegen, welches in gänz-

licher Zerstreuung unter den Schrecken und Hindernissen der Nacht geflüchtet war, sah man noch bei Tagesanbruch die letzten Nachzügler über die Brücke eilen. Der Fürst von Soubise ritt, nur von wenigen Adjutanten begleitet, in einem Zuge die ganze Nacht hindurch auf Nordhausen zu, und der Herzog von Hildburghausen flüchtete, nachdem er nur mit genauer Noth entkommen war, auf der Straße nach Weimar.

Der König von Preußen brachte die Siegesnacht in dem Schlosse zu Burgwerben zu; dort empfing er auch den gefangenen und verwundeten Marquis von Custine, den er mit großer Artigkeit und Zuvorkommenheit behandelte, und erfuhr von demselben, daß die verbündeten Feldherren anfangs bei ihrem Aufbruch aus dem Lager nur die Absicht gehabt hatten, ein neuabgestecktes Lager zwischen Pettstädt und Reichertswerben zu beziehen, und erst bei Zeuchfeld, nachdem sie noch einmal das preußische Lager überblickt, zu dem übereilten Entschlusse gekommen waren, Friedrich im Rücken anzugreifen. — Mit Tagesanbruch am 6. November ging die Verfolgung weiter fort bis nach Freiburg. Da die dortige Brücke vom Feinde abgebrochen worden war, so ließ der König sofort unterhalb der Stadt eine neue schlagen, und überschritt dieselbe mit 11 Bataillonen und 35 Schwadronen, während der Feldmarschall Keith mit dem Rest des Heeres bei Freiburg stehen blieb. Erreicht wurde indessen der Feind nicht wieder, denn es trieb ihn ein panischer Schrecken, und in dieser eiligen Flucht hatte er schon einen zu großen Vorsprung gewonnen; nur viele einzelne Versprengte, so wie 4 Geschütze und einige Gepäckwagen, die bei Eckartsberge

verlassen standen, wurden von den Husaren noch eingebracht. Eine weitere Verfolgung in größerem Maßstabe demnach für fruchtlos erachtend begnügte sich der König, einen kleinen Trupp unter dem Obersten Lentulus gegen Erfurt, einen andern unter dem Obersten Czettritz gegen Cölleda abzusenden, denn laut eingetroffener Nachrichten hatten sich die gänzlich aufgelösten geschlagenen Haufen getrennt, und zogen auf zwei verschiedenen Wegen, die Reichstruppen gegen Erfurt, die Franzosen auf Nordhausen zu. Auch diese Jagd brachte kein weiteres Ergebniß. Die Franzosen waren bereits am siebenten November in Langensalza, 11 Meilen vom Schlachtfelde entfernt, angekommen, 12,000 Mann von ihnen aber durchstreiften unter Plünderung und allerhand Ausschweifungen hordenweise Thüringen und das Eichsfeld, und der Feldherr wußte kein anderes Mittel, ihrer wieder habhaft zu werden, als daß er an jedem Weiler und Kreuzwege Anschlagzettel anheften ließ, auf denen Nordhausen und Heiligenstadt als künftige Sammelplätze angegeben waren. Auch der Oberst Lentulus fand ein leeres Nest; schon am 7. November waren die Reichstruppen in buntgemischten Haufen, Reiter und Fußvolk, Deutsche, Franzosen, Ungarn, Kroaten und Schweizer durcheinander, durch Erfurt hindurchgegangen; nur ein einziges Regiment, ein bairisches, war zusammengeblieben, und als ob das bloße Zusammenbleiben schon etwas Großes wäre, mit klingendem Spiele durch die Stadt gezogen. Auch diesen Reichsvölkern war ein Sammelplatz bestimmt worden, nämlich Bamberg, aber, wie wir sie kennen gelernt, wissen wir schon, wie wenig dies wird geholfen haben; in der That verliefen sich fast alle in ihre verschiedenen Heimathen, und nur geringe

Trümmer des Heeres, welche mit Gewalt zurückgehalten wurden, blieben an der fränkischen Grenze stehen.

Hatte gleich der König mit diesem Schlage bei Roßbach weder der Reichsmacht noch dem französischen Staate einen erheblichen Schaden zugefügt, so hatte er sich diese Feinde doch auf längere Zeit vom Halse geschafft, und war dadurch in Stand gesetzt, sich mit aller Macht gegen die Oesterreicher zu werfen, die schon den Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen und fast ganz Schlesien wieder in ihre Gewalt bekommen hatten. Aber noch höher vielleicht ist der Erfolg anzuschlagen, den dieser herrliche Sieg in der öffentlichen Meinung und in Aller Herzen hervorbrachte. Der Glaube an Friedrich und seine Preußen erhob sich wieder; denn nach einem Tage, wie der bei Kollin, hatte man nun wieder gesehen: Friedrich war doch noch der alte, und die Preußen waren auch noch die alten. Man wußte in der neuern Geschichte kaum ein Beispiel aufzufinden, wo ein Heer eine so sehr überlegene Streitmacht in so kurzer Zeit und so vollständig besiegt hätte. Die Rollen, die Soubise sich und Friedrich zuertheilt hatte, waren nun vertauscht: Friedrich war es, der, wie Cäsar einst, von der Schlacht bei Roßbach hätte sagen können: ich kam, sah und siegte. Wie ein glänzendes Meteor stieg der Sieg von Roßbach auf an dem düstern Kriegshimmel des Jahres 1757. Wie der Morgenstern die Sonne heraufführt, so schien es, als sollte der Roßbacher Sieg den noch mächtigern bei Leuthen ankündigen; ja man darf in Wahrheit wol sagen: Roßbach machte Leuthen erst möglich. Und welch' einen seltsamen Wiederklang fand der Siegesjubel der Preußen durch fast ganz Europa, nicht nur bei

ihren Freunden sondern selbst bei ihren Feinden! Im ganzen deutschen Reiche feierte man den Franzosensieger, selbst in Oesterreich konnte man sein Behagen darüber kaum verleugnen, daß die anmaßenden Fremden endlich wieder einmal an den Rechten gekommen wären, einen zweiten Prinz Eugen gefunden hätten; England war eine einzige Flamme der Begeisterung für Friedrich und seine preußischen Helden, und in Frankreich selbst sogar wurde kaum ein aufrichtiges Bedauern kund; was aber recht von Herzen ging, war Spott und Verachtung für Soubise und die ganze Hofpartei, Lob und Ehre für Preußens Friedrich. Die gefangenen Generale und Offiziere hielten mit ihrer Bewunderung nicht zurück, und nächst dem Könige galt sie besonders dem unvergleichlichen Anführer der preußischen Centaurengeschwader, Seydlitz; von ihm sprachen die Franzosen wie von einen Wunder, „dieser junge Mann sei ein geborener General." In der That hatte die preußische Reiterei unter ihm wahre Wunder geleistet, und sich ihrer Vorgänger würdig gezeigt, mit denen der große Kurfürst das Heer der Schweden Hals über Kopf aus dem Lande gejagt hatte. Die alten brandenburgischen Reiter von Fehrbellin, — hier bei Roßbach schienen sie wieder auferstanden zu sein. Fortan hielt sich die preußische Reiterei für unüberwindlich. Neben Friedrichs wanderte Seydlitz' Bildniß von Land zu Land, und in allen deutschen Gauen wo man Friedrichs Namen besang, da verstand man Seydlitz mit darunter; was das Volk aber sagte und sang, klang etwa so:

„Und wenn der große Friedrich kommt,
Und klopft nur auf die Hosen:
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen.“

Der König selbst war nicht der letzte, das Verdienst seines Generals anzuerkennen; vielmehr that er dies in glänzendster Weise, indem er schon am Abend des Schlachttages vom Schlosse Burgwerben aus, dem Generalmajor von Seydlitz zugleich mit den huldreichsten Dankesworten den schwarzen Adlerorden übersandte, und ihn einige Tage später zum Generallieutenant und zum Inhaber des von ihm bisher schon befehligten Kürassierregiments ernannte. Was diese Auszeichnungen besonders auffallend machte, war, daß sie Seydlitz so früh schon zuerkannt wurden; denn binnen Frist eines halben Jahres war der junge Held vom Obersten zum Generallieutenant aufgestiegen, und jenen höchsten Orden, der manchem altgedienten Generallieutenant versagt blieb, trug er schon als Generalmajor auf der Brust, — eine Bevorzugung, die bisher ohne Beispiel war, und auch später nie wieder vorkam. Aber so viel Schmeichelhaftes darin auch lag, und so leicht es einen noch so jungen Mann hochmüthig machen konnte, — Seydlitz blieb wie er war, dankbar und bescheiden, und suchte selbst das Verletzende, was diese außergewöhnliche Erhebung für andere verdiente Kameraden haben konnte, durch sein Wort und Betragen zu mildern: so versicherte er dem gleichfalls in der Schlacht verwundeten tapfern Meinecke, der ihm nun im Range nachstand, auf die treuherzigste Weise, daß er trotz dieses erhaltenen Vorzugs nie die Achtung vergessen werde, die er einem der bravsten Generale schulde,

der überdies älter im Dienste sei als er selbst, und dessen Freundschaft ihm sehr am Herzen liege. Auch für die Offiziere, welche sich unter ihm ausgezeichnet hatten, verwendete sich Seydlitz sogleich bei'm Könige, der die vorgeschlagenen Beförderungen auch ohne Anstand genehmigte. In seine neue Stellung wußte sich Seydlitz, wie immer schon bei seinen früheren Beförderungen, leicht und bequem zu finden, da er sich jeder ihn erwartenden Aufgabe seines Faches vollkommen gewachsen fühlte.

Hoch stand nun Seydlitz vor aller Augen da, eine leuchtende Heldengestalt, fast in poetischem Glorienscheine, wie kaum ein anderer der damaligen preußischen Helden, allein nach der Ritterehre trachtend, ohne Augendienerei vor dem Könige, ohne Mißgunst oder Verkleinerungssucht gegen Seinesgleichen, und darum bei Jedermann beliebt und von Allen gefeiert.

Der König, nachdem er sich hinreichend überzeugt hatte, daß die verbündete Franzosen- und Reichsarmee gänzlich auseinandergestoben und so gut wie abgethan sei, begab sich ohne Verzug nach Leipzig zurück, wartete dort ein paar Tage auf das Eintreffen eines Theiles seines siegreichen Heeres, und machte sich mit demselben in Eilmärschen zur Wiedereroberung Schlesiens auf. Seydlitz mußte wegen seiner zwar nicht gefährlichen aber nur langsam heilenden Wunde in Leipzig zurückbleiben, und konnte also nicht persönlich an der bald darauf erfolgenden glänzenden Sieges-

schlacht bei Leuthen Theil nehmen; die Siegesnachricht aber empfing er eigens auf des Königs Anregung durch den Prinzen Heinrich, und der Gedanke, daß der König ihn solcher besondern Aufmerksamkeit werth gehalten, entschädigte ihn einigermaßen für das Mißgeschick, das ihn verhindert hatte, frische Lorbeern bei Leuthen einzuernten. Die ganze Zeit der Winterquartiere mußte er noch in Leipzig aushalten; die Wunde an sich machte dem Geheimrath Dr. Cothenius zwar keine Schwierigkeit, desto mehr aber der ganze übrige Krankheitszustand, in welchen Seydlitz in Folge seiner von zerrüttenden Ausschweifungen nicht freien Lebensweise verfallen war. Schon in dem schlesischen Standquartiere war der schlimme Grund gelegt worden, und die darauf folgenden ununterbrochenen Anstrengungen der beiden Feldzüge hatten Schonung und Wartung unmöglich gemacht. Zwar war der Körper gerade durch diese Spannung der Thätigkeit bisher noch in gewohnter Rüstigkeit erhalten worden, und hatte Alles, was ihm zugemuthet worden, geleistet, weil er mußte; sobald nun aber in dieser gewohnten Anspannung eine Pause eingetreten war, wie sie die Wunde nöthig machte, brach die Krankheit hervor, und war um so hartnäckiger, je länger sie zurückgedrängt worden war. Zwar bewirkten die angewandten Mittel bald einige Besserung, jedoch mit dem Reiten wollte es längere Zeit noch nicht gehen, da bei den Versuchen, die der Wiedergenesende damit machte, ihm der Athem gänzlich versagte. Dem Könige, der sich öfters theilnehmend erkundigte, setzte Seydlitz ohne Rückhalt seinen Zustand auseinander, und schloß dann in seiner bündigen und doch feinen Weise mit den Worten: „Sobald dieser Zustand nur bis zum Erträglichen gehoben,

so hoffe mein Metier, welches mich ein ziemliches Glück, noch mehr aber Ew. Majestät Gnade schätzbar gemacht, mit der größten Treue nach wie vor zu verrichten, und in solchem zu ersterben" u. s. w. Endlich wirkte der wohlthätige Einfluß des Frühjahrs oder auch das Vertrauen, welches Seydlitz dem Buchdorfer Müller geschenkt hatte, — denn diesen hatte er, wie er dem Könige aus Pförten schrieb, zur Beschleunigung der Kur noch angenommen, — genug, er fühlte sich hergestellt, und begab sich nach Schlesien, wo der König den Feldzug von 1758 schon durch die Zurückeroberung der Festung Schweidnitz eröffnet hatte, und sich nun zu einer weiter ausgreifenden Unternehmung anschickte.

Es ging nach Mähren hinein, und zunächst auf die Festung Olmütz los. Allein, so mühelos dieser Platz von Schwerin im ersten schlesischen Kriege erobert worden war, — jetzt hielt er sich auf das hartnäckigste; er wurde nicht nur auf das beste vertheidigt, sondern war auch mit allem Bedarf reichlich versehen, während es bei den Preußen sowohl mit dem Belagerungsgeräth als auch mit Lebensmitteln nur dürftig aussah, und zudem ihre Truppenzahl nicht einmal ausreichte. Es war ein undankbares Kriegführen, zumal für einen Seydlitz, der mit bedeutenden Reitermassen zu wirken gewohnt war; überdies machte der König hier alle Anordnungen selbst, und zu größern Entscheidungsschlägen, wo auch ein Unterfeldherr sich hätte auszeichnen können, ließ es der Feind wohlweislich nicht kommen. Aber Seydlitz that, wie immer, seine Schuldigkeit. Unter anderm machte er am 12. Mai mit 2 Dragonerregimentern und 300 Husaren einen Streifzug über Olmütz hinaus bis Tobitschau, und nachdem er Zuzug an Fußvolk er=

halten, noch weiter bis Kremsir, nahm in jenen Gegenden alle Lebensmittel und alles Futter weg, und wandte sich dann, nachdem er so den Feinden das Herandringen von dieser Seite erschwert hatte, wieder in's Lager bei Neustadt zurück. Im Juni mußte er mit einem Trupp Husaren und Dragoner in derselben Richtung aufbrechen, um nach dem Feinde zu spähen, konnte jedoch nichts von demselben erblicken. Inzwischen war die Lage der Preußen immer bedenklicher geworden, denn aus Böhmen rückte nun auch Daun und unter ihm der thätige und einsichtsvolle Laudon, der fortan den Preußen nicht wenig zu schaffen machen sollte, zum Entsatze von Olmütz heran, — dem Könige selbst so unerwartet, daß er ausrief: „Da sind die Oesterreicher, sie lernen marschiren!" Die Belagerung von Olmütz mußte nun aufgehoben, und, nachdem Laudon mit großer Uebermacht in einem Engpasse eine Zufuhr von 3000 Wagen fast gänzlich weggenommen hatte, auch Mähren überhaupt geräumt werden. Da aber auch die Verbindung mit Schlesien nun schon abgeschnitten war, so nahm der König seinen Rückzug nicht unmittelbar dorthin, obwohl er, um den Feind irre zu leiten, den Schein davon annahm, sondern wandte sich plötzlich auf den Umweg über Böhmen. Auf diesem wegen der vortheilhaften Stellung und Uebermacht des Feindes höchst gefahrvollen aber mit der größten Geschicklichkeit ausgeführten Zuge bestand Seydlitz ein rühmliches Gefecht bei Chlumetz, und hatte später an der Spitze der gesammten Reiterei den weiteren Rückzug zu decken. Diese mühselige Aufgabe löste er mit solchem Erfolge, daß endlich das ganze preußische Heer, ohne irgend

nennenswerthe Verluste zu erleiden, über das böhmisch-schlesische Grenzgebirge das Lager bei Landshut und Grüssau in Schlesien erreichte.

VIII.

Die Russen in Preußen.

Hätte ihn nichts als der Oesterreicher gedrängt, so hätte der König sich wol noch länger in Böhmen aufhalten können, und ohne Zweifel es auch wirklich gethan, weil es sein nie verleugneter Grundsatz war, zur Schonung seiner eigenen in Feindes Landen zu zehren. Nicht die Oesterreicher trieben ihn, sondern die Russen zogen ihn aus Böhmen heraus.

Diese letztern waren schon im Sommer des vorigen Jahres in die Provinz Preußen eingefallen, und hatten dort bei Großjägersdorf, von den viel schwächern Preußen angegriffen, und schon auf ihr zweites Treffen zurückgeworfen, endlich doch mit Mühe die Schlacht gewonnen. Aber erst im Jahre 1758 nahmen sie unter dem neuen Feldherrn Grafen Fermor Preußen förmlich als russische Provinz in Besitz und zogen dann durch Polen nach der Neumark auf das Herz der preußischen Lande los, während Friedrich noch tief in Mähren saß. Die Hauptmasse des russischen Heerkolosses wälzte sich äußerst langsam heran, zu den siebzig Meilen von der Grenze an brauchte sie volle sieben Monate; aber die Lanzen der Kosacken- und Kirgisenschwärme

blitzten weit vorauf — überall zum Entsetzen und Verderben —, weiter noch leuchteten wie blutrothe Nothfahnen die Feuersbrünste von Flecken und Dörfern, und weit in die Ferne schlug an des Königs Ohr der Jammerschrei seiner getreuen Neumärker, er schlug auch an das Ohr seiner Heldenkrieger, deren viele ihre Lieben und all ihre Habe dort unter den schwer Bedrängten hatten und den Nothschrei ihrer Väter und Mütter heraus zu hören glaubten. Die Seydlitz'schen Reiter schliffen ihre Klingen von Roßbach.

Schon drangen die Russen gegen die Festung Küstrin heran und drohten über die Oder in die Mittelmark einzubrechen. Durfte der König länger zögern? Unverzüglich ward der Marsch durch Schlesien über die Oder den Russen entgegen beschlossen und angetreten.

Held Seydlitz, der von seiner Roßbacher Wunde endlich wieder gänzlich genesen, mußte vor Allen als Hauptхelfer mit gegen die Russen, denen Friedrich vielleicht ein andres Roßbach zu bereiten gedachte, zumal da er ihre Kriegstüchtigkeit bedeutend unterschätzte. Was Reiterei vermochte, hatte der König bei Roßbach gesehen, durch Seydlitz hatte er einen wahren Reitersturm kennen gelernt. Vor dem letzten großen Siege bei Leuthen, welchem Seydlitz nicht beiwohnen konnte, hatte Friedrich die Mahnung nöthig gehalten: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente;" in Seydlitz dagegen, das wußte er, war diese seine Anforderung längst so zu sagen Fleisch und Blut geworden, und durch ihn in seinen Reitern. Gegen die großen Massen der Russen bedurfte es

der Massenangriffe der Reiterei, darum durfte Seydlitz nicht fehlen, darum mußte eine verhältnißmäßig ungewöhnlich starke Reiterei von achtunddreißig Schwadronen auf vierzehn Bataillone Fußvolk mitmarschiren, um sich mit der Kavallerie des Dohna'schen Truppenkörpers, welcher den Russen schon gegenüberstand, zu vereinigen.

Für Seydlitz selbst aber konnte kaum etwas Erwünschteres eintreten als dieser Zug gegen die Russen. Der bisherige kleine Krieg, den er in Mähren und Böhmen zu führen gehabt hatte, mit den unausgesetzten Hin- und Herzügen, Plänkeleien, Kundschaften und kleinen Ueberfällen ohne rechte Entscheidung, schickte sich mehr für Anführer wie Ziethen oder Kleist, und konnte den nicht befriedigen, der sich schon daran gewöhnt hatte, ein Hauptgewicht in die Wagschale der Entscheidung zu werfen. Roßbach sollte nur die erste, die niedrigste Sprosse an der Leiter seines Ruhmes sein. Sein Geist wie Körper hatte keine Spur von jener Gemächlichkeit, die sich so gern auf einem erworbenen Lorbeer ausruht, noch auch von jenem zaghaften Sinne, der aus Furcht, die Frucht der eben bestandenen Probe zu verlieren, einer zweiten auszuweichen sucht. Die Vollkraft seiner Natur drängte weiter, und er war sich dieser seiner Fähigkeiten auch sehr wohl bewußt. Es galt, noch etwas Schwereres zu leisten. Bei Roßbach war es nur ein leichtes Spiel gewesen, etwa wie wenn auf dem Fechtboden ein Meister der Klinge als erste Begrüßung dem Neulinge lächelnd das Rappier aus der Hand schlägt; es war kaum Blut geflossen. Bei den Russen hatte man sich nach Berichten von Kennern einer schärfern Begegnung zu versehen. Der Feldmarschall

von Keith, welcher neunzehn Jahre in russischen Kriegsdiensten gestanden, hatte sich stets günstig über den russischen Soldaten ausgesprochen. Der Preuße, pflegte er zu sagen, sei zwischen zehn und elf Uhr bei der Wachtparade der schulgerechteste Soldat, außer dieser Zeit aber auch noch wie ein andrer Mensch, der Russe hingegen, einmal Soldat, sei auch nichts weiter als Soldat, und sei es zu jeder Stunde. Friedrich freilich wollte hiervon nichts hören und nannte in seiner Erwiederung die Moskoviten nur Barbaren und Canaille, mit der eine gut geschulte Truppe leichtes Spiel habe; aber das war eben in der Art des Alles überfliegenden Adlergeistes des Königs, der nie etwas aufkommen ließ, was Zaghaftigkeit erwecken konnte, und selten anders als durch eigene, sei es auch herbe Erfahrung belehrt sein wollte. Seine Generale ließen sich dadurch wol nicht über die Russen täuschen, am wenigsten Seydlitz, welcher, so sehr er seinen König und Kriegsmeister auch achtete und verehrte, doch nichts weniger als blindlings dessen Ansichten folgte. Voll Vertrauen setzte er sich daher an die Spitze seiner Schaaren, aber auch mit dem Gefühle, daß ein blutigheißer Tag bevorstehe, an welchem er Alles an Fähigkeit und Ausdauer aufzubieten haben würde. Denn entfliehen sollten die Russen nicht, darauf deuteten alle Marschbestimmungen des Königs hin: sie sollten gefaßt und wo möglich vernichtet werden, sie sollten ihr Morden, Sengen und Brennen mit ihrem Blute bezahlen. Daß dies keine kleine Aufgabe, scheint der König, wie er auch sprach, innerlich doch selbst geahnt zu haben; darum jene beiden geheimen Briefe vor dem Aufbruch gegen die Russen an seinen Bruder, den Prinzen Heinrich, und an den Minister Grafen

von Finkenstein gerichtet, in denen er mit einem Ernste, wie nie zuvor, für die preußische Sache gewissermaßen sein Testament macht, indem er die Art, wie der Krieg und die Regierung fortgeführt werden sollte, vorzeichnet. Er dachte an seinen Tod. Es sollte ein Ringen auf Tod und Leben werden. Wie wenig er auch nöthig hatte, die Kampfbegier der Truppen anzufachen, so schrieb er doch an Dohna, dem er zu Hülfe eilte: „...Und saget allen Euren Offizieren, meine Devise wäre: siegen oder sterben, und derjenige, welcher nicht so dächte, möchte diesseits bleiben und könnte sich zum Teufel scheeren."

In solcher Stimmung, welche Alles vom Könige und den Generalen bis zum Gemeinen herab beseelte, brach der ausgewählte kleinere Heerestheil am 11. August von Landshut in Schlesien auf, während der größere dort zum Schutze der Provinz gegen die Oesterreicher zurückblieb. Sehr zu bedauern war es, daß Marschall Keith wegen Krankheit nicht mitziehen konnte.

Wohin aber sollte die Richtung sein? Man wußte die Stellung des Feindes nicht genau; jedenfalls aber dachte man ihn sich weiter gegen die polnische Grenze hin zurück, und strebte daher nach dem nächsten dorthin führenden Oderübergang. Aber schon am 16. erhielt man die Nachricht von der Ankunft der Russen vor Küstrin und von der Einäscherung der Stadt. Nun mußte der Marsch gerade die Oder hinunter auf Frankfurt gehen. An Dohna ließ der König melden, Küstrin dürfe sich bei Verlust des Kopfs des Kommandanten nicht übergeben; und nun ging's an ein Marschiren, wie es nur Friedrich's Truppen verstanden: während bei den Russen durchschnittlich auf den Tag nur

eine Drittelmeile kam, machte das preußische Heer die dreißig Meilen von Landshut bis Frankfurt, meist durch tiefen Mahlsand, bei brennender Hitze und obendrein von sechsundzwanzig schweren Festungskanonen belastet, in nur zehn Tagen. Darunter gab es nur einen einzigen Ruhetag; auch wurde kein Lager aufgeschlagen, sondern der Soldat der Eile wegen bei den Bürgern und Bauern zur Verpflegung eingelegt. Damit die überangestrengten Truppen dabei jedoch nicht zu schmal davon kämen, und auch das Einbringen der Ernte nicht zu sehr gestört würde, mußten die Marschsäulen sich mehr zertheilen. Zugleich ward damit bezweckt, den Feind über die Stärke des Heeres zu täuschen, falls er trotz aller Vorsichtsmaßregeln preußischerseits doch Kunde vom Anmarsche desselben erhalten sollte. Nicht größer wollte man sich machen, wie es sonst meist zu geschehen pflegt, sondern im Gegentheil kleiner: der Feind sollte einen bloßen Theil für das Ganze nehmen, damit er im Gefühle seiner Ueberlegenheit Stand hielte; so sehr fürchtete man noch immer, der Russe möchte sich der verdienten Strafe durch die Flucht entziehen. Demgemäß hatte auch Seydlitz seine Reiterei, von der nur die zehn Schwadronen Zieten'scher Husaren wie immer unter des Königs besonderem Befehle zurückblieben, abgesondert vorauszuführen. Es waren vier Kürassierregimenter, nämlich Gensd'armes, Karabiniers, Gardes du Corps und das Regiment Seydlitz, dazu die beiden Dragonerregimenter Czettritz und Norrmann. Bei Krossen ging Seydlitz über die Oder und erwartete dort das nachrückende Heer. Von hier aus kam der anstrengendste Marsch bis zu dem sieben Meilen entfernten Frankfurt. Die schweren Festungskanonen blieben im Sande stecken; aber

mit unsäglicher Mühe wurden sie wieder herausgearbeitet, denn sie sollten gegen die Russen mitsprechen. Später, als es galt, bereute man nicht, sich so mit ihnen abgemüht zu haben. Am 20. in Frankfurt und Umgegend angelangt, durfte das Heer sich den 21. über bis Abends zehn Uhr von den Strapazen erholen. Die Reiterei lag auf den Dörfern umher, Seydlitz selbst aber nebst dem Fürsten Moritz von Dessau leistete dem Könige Gesellschaft, welcher sich bei einer Predigerwittwe in der nach Küstrin zu liegenden Lebuser Vorstadt einquartirt hatte. Hier hörte Seydlitz ab und zu einzelne dumpfe Schüsse von dem vier Meilen entfernten Küstrin herüberhallen; der König selbst horchte vor der Thür stehend eine Zeit lang, und nahm bei jedem Schuß eine Prise Tabak, wie als Ableitungsmittel seiner brennenden Ungeduld, die so gern den noch trennenden Raum im Nu überflogen hätte, um jene Beller zum Schweigen zu bringen. Zu Abend nahmen alle drei bei der rührigen Wittwe eine einfache kalte Schale ein, worauf der König bis zwei Uhr in der Nacht schrieb, während Seydlitz bei seiner Reiterei nachsah. Andern Tages folgte diese Abends zehn Uhr mit dem übrigen Heere dem schon frühmorgens vorausgeeilten Könige nach dem Dohna'schen Lager bei Gorgast westlich hart neben Küstrin, wo Alles am 22. früh fünf Uhr eintraf. Die Leute waren durch die beständigen starken Märsche so angestrengt und auch äußerlich anzusehen so mitgenommen, daß sie, sonnverbrannt, überwacht, durch vermischten Staub und Schweiß fast unkenntlich, gegen die wohl ausgeruhten und zur Begrüßung des Königs aufgeputzten Soldaten Dohna's sich ziemlich unansehnlich ausnahmen. Aber ein Wort des Königs entschädigte sie. Wie

stolz waren sie auf den neuen Titel! „Ich bringe welche mit,“ hatte der König zu Dohna gesagt, „die sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen.“ Diese Grasteufel sollten sich bald bewähren.

Ein oder zwei Ruhetage wären den neu angekommenen Truppen wol zu gönnen gewesen; auch wurden zwei Tage Stillstand angesagt, aber nur zum Schein, den Feind zu täuschen und zu überraschen. Zu demselben Zwecke wurde Verstärkung in die Festung geworfen, die, was Wälle, Mauern und sonstige Vertheidigungsmittel betrifft, wenig gelitten hatte. Der Feind sollte glauben, daß man sich hier festsetzen oder gegen ihn andringen wolle, obgleich letzteres wegen der drüben entgegenstarrenden Belagerungswerke ganz unmöglich erschien. Die Reiterei mußte im Freien campiren. Es schlug sieben Uhr Abends. Da ward Seydlitz in's Hauptquartier berufen; eben dahin begaben sich auch die übrigen General-Lieutenants. Der Retraiteschuß ertönte endlich, und — plötzlich wurden Husaren und sämmtliche Infanterie des schlesischen wie des Dohna'schen Heeres lebendig und marschirten um zehn Uhr die Oder abwärts davon. Bei der vereinigten Kavallerie erschien Seydlitz mit dem Befehl: morgen früh drei Uhr in zwei Kolonnen! und als am andern Morgen mit Tageshelle sich die russischen Fernröhre über die Oder richteten, war dort kein Preuße mehr zu erblicken.

Wie sah es aber auf dem rechten Odergebiete aus, wo die Russen standen? Was war dort den Sommer über Alles vorgegangen?

Schneckenartig langsam aber unabwendbar war das Unheil herangezogen. Der General-Lieutenant, Graf zu

Dohna, der die bei Großjägersdorf geschlagenen Preußen unter seinen Befehl bekommen und sich mit ihnen gegen die Schweden gewendet hatte, wurde zwar zur Abwehr der neuerdings vordringenden Russen von Stralsund herangerufen; aber theils war er zu schwach für diese Aufgabe, theils hatte er auch die Mark vor den Schweden zu hüten, und hielt sich daher auf dem linken Oderufer, wo er sich allmählig nach Küstrin heranzog, um wenigstens hier dem Feinde Halt zu gebieten, bis der König heranwäre. Nur einzelne Abtheilungen unter Platen und Hordt waren nach Pommern und in die Neumark entsandt worden, um den verheerenden Streifzügen der feindlichen Reiterhorden unter Romanzow und Demikoff zu begegnen. Colberg war so geschützt worden, aber das flache Land von Hinterpommern und der Neumark konnte doch nicht gerettet werden.

Schwärme von Kosacken, Kirgisen, Baschkiren waren damals in jenen Gegenden eine noch ganz unbekannte Erscheinung. Nur hie und da klang wol noch eine grausige Kunde nach, oder ein altersgraues verwittertes Wahrzeichen tauchte auf und sprach von entsetzlichen Gräueln, welche die Voreltern vor vierhundert Jahren dort gesehen hatten, als Moskowiter, Lithauer, Polen und Wallachen vom Papste gegen den gebannten Kurfürsten von Brandenburg in's Land gerufen worden waren. Den Urenkeln hatte sich wol bei solchen Erzählungen das Haar gesträubt, aber sie beruhigten sich mit dem Trostworte: das war einst, in alten wilden Zeiten! und nun hatten sie die Wiederholung jener Grauensscenen in schrecklicher Wirklichkeit um sich her. Um vier Jahrhunderte waren jene Volksstämme älter geworden, aber um nichts verändert; die fortgeschrittene Gesittung der west-

lichen Völker Europas hatte jene östlichen Steppen nicht erreicht. Mit welcher Schonungslosigkeit aber gehaust wurde, welche abscheulichen Grausamkeiten neben Brand und Plünderung an jedem Alter und Geschlecht verübt wurden, darüber sind die Berichte von Freund und Feind übereinstimmend. „Ein grauenvoller Anblick war es," sagt Friedrich später, „alle benachbarten Dörfer von den Russen in Brand gesteckt zu sehen, welche in diesen Gegenden jedes Unglück häuften, wodurch die Menschheit gebeugt werden kann." Fremde Gesandte, die sich als Augenzeugen bei den Russen befanden, schreiben: „das Land ist hier nichts mehr als eine Wüste; man findet keinen einzigen Einwohner, kein Pferd, kein Federvieh." Ja, ein russischer General hatte schon im vorigen Jahre seiner Kaiserin seine Bestürzung ausgedrückt über solches Unwesen, das gegen alles Völker- und Kriegsrecht sei, und Demikoff selbst wußte sich nur damit zu entschuldigen, daß es unmöglich sei, die Raubsucht seiner Kosacken zu zügeln. Diese vorauf und seitwärts vom Heere oft an 30 Meilen entfernt schweifenden Schaaren waren recht eigentlich die Fühlhörner, Freß- und Fangzangen des nordischen Heerungeheuers, aber auch zugleich das Ungeziefer und die eigene Plage desselben. Von vierzehntausend in den preußischen Landen verbrannten Häusern kommen nach Friedrichs eigener Schätzung über die Hälfte auf Rechnung dieser russischen Unholde. Sie zerstörten ihrem eigenen Heere das Obdach und verdarben die Nahrung für Menschen und Thiere; immer zahlreichere Haufen mußten daher vom Hauptheere in die Ferne gesandt werden, nur um deren Ernährung möglich zu machen, und so kam es, daß der russische Ober-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

anführer am entscheidenden Tage die Mithülfe von etwa der Hälfte seines Reitervolkes entbehren mußte.

Was konnten die von Dohna entsandten Detachements gegen diese Kosacken und Kalmücken ausrichten, die außer ihrer Anzahl, welche an 16,000 betrug, auch durch ihre eigenthümliche Ausrüstung und Uebung, durch ihre ganze Art und Weise in solchem Raub- und Verwüstungskrieg im Vortheil waren? Die dürren aber äußerst gelenkigen und unermüdlichen Kosackenthiere, eher großen Ratten als Pferden ähnlich, raschelten leicht durch Wald und Wiesen, durch Heide und Moor; auch die Flüßchen Pommerns und der nördlichen Neumark, unbedeutend und flachrandig wie sie sind, waren ihnen kein Hinderniß. Es brauchte jenseits auf einem Gehöfde nur noch etwas Lebendiges sich regen, ein Huhn oder ein Kälbchen sich hören lassen, sogleich folgte der Klepper schon von selbst der Gewohnheitsregel, und stapfte ins Wasser hinein. Wurden die Räuber verfolgt, so waren sie nirgends, wandten die Verfolger wieder um, so waren sie überall.

Es blieb also nur eins übrig. Wer seine Habseligkeiten retten wollte, mußte sie nach Küstrin zu schaffen suchen, und wer irgend die Mittel, dies auszuführen, besaß, that es. Auf diese Weise häufte sich fast das ganze noch übrige Vermögen der Neumark, besonders den Gutsbesitzern und Geistlichen angehörig, in Küstrin zusammen. Aber auch da sollte keine Sicherheit sein. Späterhin, als Fermor die Stadt durch Bomben in Brand schoß, ward alles dort Aufgestapelte mit den Häusern zugleich in Asche verwandelt. Wie aber mit dem, was man daheim hatte zurücklassen müssen, umgegangen wurde, davon aus hunderten nur ein

Beispiel. Ein bedeutender Grundbesitzer aus der Gegend von Landsberg hatte bei Annäherung der Russen, von dem allgemeinen Schrecken ergriffen, sich mit Frau und Kindern und in der Eile zusammengerafften Sachen ebenfalls nach der Festung geflüchtet. Schon acht Tage darauf, nachdem Landsberg von den Feinden besetzt worden, forderte der Graf Fermor durch eine öffentliche Kundmachung alle Geflüchteten bei Verlust ihres Besitzthums auf, zu dem Ihrigen zurückzukehren. Hiergegen ließ der König von Preußen von den Küstriner Kanzeln ablesen, daß Niemand jenem Ansinnen des Feindes Gehör geben noch etwas mit ihm zu thun haben sollte; vielmehr sollte jeder bei Annäherung desselben tiefer in die königlichen Lande flüchten, die daraus erwachsenden Verluste aber würde der König später wiedererstatten. Unser Flüchtling, seinem Landesherrn gehorsam, floh bei der Beschießung seiner kaum gewonnenen Zufluchtstätte weiter nach Magdeburg. Aber welch' ein Anblick harrte seiner bei der endlichen Rückkehr! Alles lag verödet, alles Vieh und Ackergeräth, alles stehende und liegende Getraide war verschwunden, die Möbel in den Gebäuden zerschlagen, Fenster, Thüren und Kachelofen zerhauen, ja selbst die Schlösser und Haspen abgebrochen. Die Unterthanen, an die achtundvierzig Familien, hatten sich verlaufen, und das eine der Dörfer war niedergebrannt worden. Für die nächstjährige Ernte konnte wenig vorbereitet werden, und was zur Wiederherstellung der Wirthschaft gethan worden, das wurde bei dem spätern Zuge der Russen nach Berlin abermals vernichtet.

Dies war das bejammernswerthe Loos jener Provinzen, welche der König durch zwanzigjährige landesväterliche Sorge

erst zur Blüthe erhoben hatte. Dies war das Brandmaal, welches die russische Armee, besonders die leichte Truppe derselben, sich selbst aufgedrückt hatte. Werfen wir nun noch einen Blick auf die Hauptsäule dieses Heeres und auf seinen Oberbefehlshaber.

Diese Hauptmasse zählte gegen 90,000 Mann, von denen freilich an 30,000 zur Dienerschaft und dem unermeßlichen Trosse gehörten. Bedenkt man die Bedürfnisse einer solchen Anzahl Menschen und die unerhörte Langsamkeit ihres Vorrückens, so sieht man leicht ein, wie dieses Heer, auch abgesehen von muthwilliger Zerstörungslust, die betretenen Gegenden bis zur Verödung aussaugen mußte. Man sagt von Gletscherfeldern der Alpen, daß sie jährlich um einige Fuß vorrücken, und mehr und mehr von der blühenden Alm unter ihrer starren Eisdecke begraben. Aehnlich drang hier der nordische Heereskoloß vor, und unter seinem Fußtritt erstarrten die üppigen Gefilde zur nackten Oede. Aber ob auch Alles rings umher verwelke und vergehe, — glanzvoll und mit morgenländischer Pracht tritt der Zug dieser Eroberer einher. Voran das ganze Gepäck unter zahlreicher Bedeckung; dabei die Zelte des Feldherrn, von Kameelen getragen, seine Dienerschaft nebenher. Dann eine schön geordnete Leibwache von 2000 Kosacken und Kalmücken und hinter ihnen eine Kompagnie Kürassiere mit einer Heerpauke, welche mit der übrigen Musik vereint, ein unaufhörliches Getöse hervorbringt. Nun kommen zwei Adjutanten als Vorboten des Obergenerals, hinter ihnen der Generaladjutant und endlich er selbst, der Graf von Fermor, umgeben von der hohen Generalschaft, eine unzählige Menge von Bedienten und eine Bedeckung von einigen tausend Leib-

kosacken hinter sich. Es wird Mittag, und noch ist kein angemessenes Mittagsquartier erreicht. Da winkt der Feldherr hier am Saume des Waldes; die Generalschaft lagert sich um ihr Oberhaupt her auf hingebreitete Teppiche, und die Köche tragen kalte Küche, auch wol etwas Warmes auf; rings umher aber in weiterm Kreise labt sich Kosack und Kalmücke aus seinem Schnappsacke, ohne vom Pferde zu steigen. In noch weiterem Abstande aber gewahrt man noch eine andere von der vorigen sehr abstechende Gruppe, schüchtern zusammengedrängte Landleute, die sich zagen Schrittes zu nähern suchen. Selbst halb verhungert, glauben sie in den wohlgefüllten Schnappsäcken dort vor sich ihre eigenen letzten Vorräthe, die ihnen gestern geraubt worden, wieder zu erkennen. Der Eine läßt sich träumen, etwa mit einer fußfälligen Bitte um Schonung oder Ersatz bis zum Feldherrn vordringen zu können; ein Anderer will jenen Reiter antreten, vielleicht daß der ihm von der Mahlzeit, die ja doch aus seiner Kammer herrührt, noch einen Bissen zuwirft. Beide täuschen sich. Graf Fermor ist zwar kein so böser Mann, — noch im letzten Quartiere ließ sein eigener lutherischer Feldprediger rühmende Worte über ihn fallen; auch steht ja in seinem Lager immer jenes große grüne Zelt, in welchem fleißig Gottesdienst gehalten wird, und das scheint doch auf Gottesfurcht und christliche Milde hinzudeuten; — jedoch der Graf ist zu vornehm, das Elend um ihn her sieht er nicht, keiner dringt bis zu ihm vor. Schon hat ein schmausender Kosack die ängstlich Nahenden bemerkt; er greift nicht zur Lanze, nicht einmal zur Knute — dazu haben seine Hände jetzt keine Zeit —, sein Falber weiß es schon zu machen: der schwenkt alsbald eine Volte, — nur ein paar

Mal ausgeschlagen, — und seine Hufe haben die Zudringlichen hinweggescheucht. Gleich darauf aber klingt es von den Teppichen her; — es wird, was sonst nie geschieht, heute ausnahmsweise, da gerade ein Staatsfest ist, ein Hoch ausgebracht; — „Unsere erhabene allverehrte gnädige Kaiserin lebe hoch!“ ertönt es, und mit hundert ein Kanonenschüssen fällt der Geschützpark ein, einundfünfzig donnern für den Großfürsten und ebenso viele für die verbündeten Mächte. Vor solcher Lehre verstummt jegliches Elend, versinkt jede Klage; das arme betäubte Landvolk sucht das Weite und flüchtet sich tief in die Wälder oder vergräbt sich in den Kirchengewölben. Fermor's Lebensweise auf dem Marsche bewegte sich täglich in der gewohnten pomphaften Würde und in dem einmal bestimmten Brauch mit allen unabänderlichen Förmlichkeiten. In Städten und Dörfern mußte allemal das beste Quartier für seine Person ausgesucht werden, und dann — bezog er, wie stets, draußen sein Zelt, das Quartier aber überließ er dem lutherischen Feldprediger. Gedachtes Zelt, nach türkischem Muster zusammengefügt und bekleidet, war im Innern mit einfachen Geräthen ausgestattet, aber Alles sah sich doch äußerst prächtig an. Auf der Tafel prunkte nur silbernes und vergoldetes Geschirr; obenan saß Fermor und wählte sich seine Nachbaren; die übrigen Plätze vergab ein feierlich gekleideter Ceremonienmeister, der auch die auftragenden Grenadiere unter sich hatte. Liqueure vor der Mahlzeit und Weine nach derselben machten reichlich die Runde, aber ohne daß etwa lebhaftere Ausbrüche der Tafelstimmung die Feierlichkeit des Mahles verletzen durften.

Der Prinz Karl von Sachsen aber, welcher sich dem russischen Zuge auf das Feierlichste zugesellt hatte, suchte gar

den Grafen Fermor noch zu überbieten. Er zog mit königlicher Pracht einher, mit Hofstaat, Kapelle, Küche 2c.; bepackte Maulesel mit prächtigen Führern gingen vorauf, in den hohen Kopfbüschen harmonisch läutende Glöckchen tragend; dreißig Reitpferde, von dreißig schön geputzten Reitknechten geführt, folgten nach; dazu Prachtkutschen und eine Menge anderer Wagen.

Zu allem diesem nehme man noch die Wagen des ganzen übrigen Heeres, über 4000, und man wird sich eine genügende Vorstellung von dem Gewühle des Zuges machen können.

Welch ein Abstich gegen Friedrich, gegen Seydlitz und das übrige preußische Heer! — Friedrichs Luxus besteht in einer kalten Schale, in dem Wittwenstübchen einer Vorstadt eingenommen, und in einer Prise Taback; Seydlitz, der Held von Roßbach, labt sich an seiner Pfeife. Der König hat statt eines Prachtzeltes oft nichts als seinen abgetragenen Mantel, und den Koller seines Generals schmücken nur die Spuren der Schlachtarbeit; Pferde müssen sie sich borgen, wenn die eigenen ihnen unter dem Leibe erschossen werden. In der spätern Siegesdankpredigt des Hof- und Dompredigers Sack zu Berlin wurde der König und seine kleine Heldenschaar mit Gideon's Häuflein verglichen, wie es einst gegen das zahllose Heer der Midianiter heranzog. Und in der That hatte der langsame und unbehülfliche russische Heereskoloß Aehnlichkeit mit jenen Schaaren morgenländischer Eroberer; auch auf die Russen paßte fast, was unser Dichter von dem ungeheuren Heere des Xerxes sagt: „Wo des Heeres Rosse trinken, stockt der Flüsse Lauf"; und die Preußen glichen dann der kleinen Griechenschaar, die für

Befreiung ihres Vaterlandes zu fast gewissem Tode auszog, — gering an Zahl, aber voll Gedrungenheit, Kraft, Geschicklichkeit und Schnelligkeit, und voll Todesmuth.

Bald mußte sich entscheiden, wer von diesen beiden Gegnern das Feld behaupten sollte. Fermor war ohne wesentliches Hinderniß bis anderhalb Meilen von Küstrin vorgerückt und hatte bei Kamin sein Lager aufgeschlagen. Am 15. ließ er 20 Grenadiercompagnien nebst einem Regiment Husaren und einem Regiment regelmäßiger Kosacken mit 26 schweren Kanonen vordringen und die preußischen Bataillone, welche der Festungskommandant ihm auf den Weinbergen bei der kurzen Vorstadt entgegengestellt hatte, in die Festung zurückwerfen. Sofort wurde dann Küstrin beschossen und das Feuer dabei absichtlich nicht auf die Befestigungen gerichtet, sondern auf die eigentliche Stadt allein. Schon die ersten Schüsse entzündeten ein Strohmagazin, und da die Löschanstalten mangelten, die Aufregung der Bewohner aber nebst der großen Zahl der Kriegsgefangenen und Ueberläufer keine rechte Ordnung aufkommen ließ, so war die Stadt bald ein einziges Flammenmeer und am Abend mit Ausnahme der Garnisonkirche und zweier Häuschen ein Haufen Asche. Von der Hitze waren selbst die Kanonen im Zeughause geschmolzen, ehe letzteres in die Luft flog. Auch die Oderbrücke sammt den davorstehenden Eisböcken war abgebrannt, nachdem die Einwohner der Stadt nur kaum das nackte Leben darüberhin gerettet hatten. Diese unnütze Einäscherung wird besonders dem blinden Eifer des erwähnten Prinzen von Sachsen zugeschrieben. Gegen Abend hörte das Bombardement auf; aber nach 9 Uhr ließ Fermor wieder alle Viertelstunden eine Bombe nachwerfen, weil diese

Geschosse ja in dem Feldzuge nicht weiter gebraucht werden würden. Am 17. übergab ein Trompeter die Aufforderung zur Uebergabe. Der Kommandant aber erwiederte, da die Festung noch unversehrt sei, so werde er sie vertheidigen. Darauf eröffneten die Russen ihre Laufgräben, und waren in der regelmäßigen Belagerung begriffen, während Friedrich, wie wir gesehen, am 22. und 23. auf der linken Oderseite vorbeizog.

Der König hatte von Gorgast aus sogleich die eingeäscherte Stadt besucht. „Gott wird es ändern!" waren seine Trostesworte, zugleich aber wies er 200,000 Thaler zur Erleichterung des Elends an. Der Kommandant dagegen erhielt, als er sich wegen mancher bei der Vertheidigung vorgekommener Mängel entschuldigen wollte, die scharfe Erwiderung: „Schweig Er, ich bin selbst schuld; warum habe ich ihn zum Kommandanten gemacht!"

So hatte der König also Küstrin wenigstens seine Theilnahme bezeigt. Aber was konnte das den armen Neumärkern jenseits helfen, wenn er nicht zu ihnen kommen und sie von den russischen Blutsaugern befreien wollte! Vor dem Unglück Küstrins hatte man immer noch auf Hülfe gehofft. Man kannte und sang wol auch leise den Vers auf den Sieg bei Leuthen:

„Es lebe durch des höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann;"

und mancher alte Invalide brummte in heimlicher Zuversicht vor sich hin, wenn er die hochmüthigen Moskowiten vorbeitraben sah: „Wartet nur, Er kommt, und der Seydlitz

auch; der wird euch jagen, wie die bei Roßbach!" Da traf der entsetzliche Schlag die unglückliche Stadt, und damit mußte auch die Hoffnung in den Herzen der armen Neumärker wieder sinken, ja in vielen gänzlich niedergeschlagen werden. Auch viel schwieriger konnte jetzt irgend eine Kunde zu ihnen über die Oder dringen, seit die Feinde sich zu Herren der rechten Flußseite gemacht hatten; sie sahen sich gänzlich von ihren Brüdern jenseits des Stromes abgeschnitten. Die Namen Friedrich und Seydlitz, die sonst von Mund zu Mund geflogen waren, und die gedrückten Gemüther stets aufs neue wieder erhoben hatten, begannen nun ihre belebende Wirkung zu verlieren; man wurde still; einige erfaßte dumpfe Verzweiflung, andere versuchten es, sich entsagend in das Unvermeidliche zu fügen, noch andere gaben es Gott anheim, ob er in den Herzen der Eroberer menschlichere Gefühle erwecken, oder etwa durch ganz außerordentliche Mittel die Dränger zähmen wollte; alle aber waren der Ansicht, daß sie von ihren Brüdern drüben wol auf lange Zeit keine Hülfe zu erwarten hätten.

Es war am 23. früh Morgens, als in dem Dorfe Gossow bei Bärwalde sämmtliche Bewohner, ihren Pfarrer an der Spitze, den Beschluß faßten, ihre Zuflucht in die feuerfeste Kirche zu nehmen, weil sie in den geweihten Räumen von den Kosacken, deren Heranziehen sie besorgten, verschont zu werden hofften. Schon die letztvergangene Nacht hatten sie außerhalb ihrer Wohnungen im Kornfelde zugebracht. Ein Augenzeuge, der damals neunjährige Sohn des Pfarrers, erzählt nun weiter: Gegen Abend wurde dieser Entschluß ausgeführt. Es war eine ebenso wunderliche als tragische Scene, Alles mit Betten und mancherlei

Geräth sich in dem Gotteshause zusammendrängen zu sehen. Das Getümmel der sich um die Plätze streitenden, das Weinen der Weiber, das Schreien der Kinder, das Aechzen der Kranken und Geängstigten füllte dieses Asyl mit schauervollen Tönen. Eine Frau lag betend vor dem Altare und rang in Kindesnöthen. Doch wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Um Mitternacht erscholl mit einem Male der Ruf: „der König ist da!“ Es war der Krüger von Klossow, der in vollem Trabe geritten kam, um meinem Vater, bei dem er ehemals als Knecht gedient hatte, diese Nachricht zu bringen. „Sie können es gewiß glauben,“ sagte dieser treue Mann, „der König ist bei mir im Kruge gewesen, ich habe ihn selbst gesprochen.“ Da verwandelte sich das Wehklagen in allgemeinen Freudenruf. Unwillkürlich stimmte die ganze Gemeine das Lied an: „Nun danket alle Gott,“ — und nie ist wol dieser Lobgesang mit mehr Andacht und Rührung gesungen worden, als hier in dunkler Nacht in der Dorfkirche zu Gossow. Der König ist da! Jeder war seiner Rettung schon so gewiß, daß man sogleich in die Wohnungen zurückzukehren beschloß. Noch in der Nacht zog alles wieder heim.

In der That war der König mit seinem Heere schon am 23. auf dem rechten Oderufer angelangt. In Gorgast nämlich vernahm er von Dohna, daß dieser 4 Bataillone und eine schwere Batterie eine Meile unterhalb Küstrins an das Ufer der Oder entsandt hatte, weil dort gegenüber die Russen, wahrscheinlich um ihren an der Stelle beabsichtigten Uebergang zu decken, einige Verschanzungen angelegt hatten. Sogleich schickte er dieser Batterie den Befehl zu, jene russischen Werke zu zerstören. Zwar gelang dies nicht,

vielmehr behaupteten die Russen eine dort liegende Insel, zu der sie schon eine Brücke gebaut hatten, und nur das nahe Dorf gerieth durch die preußischen Bomben in Brand; aber der eigentliche Zweck war doch erreicht. Die Russen nämlich glaubten nun, daß der König entweder selbst hier übergehen wolle, oder daß er wenigstens mit seiner ganzen Macht hier stehen bleiben werde, um ihren eigenen Uebergang zu verhindern. So konnte der König unterdessen ungehindert einen passenden Uebergangspunkt weiter abwärts, Güstebiese gegenüber, gewinnen, wo er nach dem erwähnten Nachtmarsch von dem Dohna'schen Lager aus am 23. früh eintraf. Ebendahin waren auch schon die erforderlichen Fahrzeuge von Wrietzen befohlen. Diese Stelle kannte der König genau, weil dort der große Kanal, die jetzt sogenannte neue Oder, beginnt, welchen er vor fünf Jahren hatte eröffnen lassen. Wegen seiner verhältnißmäßig geringern Breite war dort der Fluß vorzüglich zum Uebergange geeignet. Es war ein großer Fehler von Fermor, daß er diesen Punkt gänzlich unbewacht gelassen hatte; ihm wäre es ein Kleines gewesen, seine 10,000 Romanzow'schen Reiter, welche bei Schwedt standen, heranzuziehen, um den Preußen das Uebersetzen zu verwehren.

Gegen 9 Uhr Morgens langten die Kähne von Wrietzen an, und schon nach 3 Stunden war die Schiffbrücke vollendet. Schon während des Baues aber hatte der König die Vorhut übersetzen lassen, und machte an der Spitze eines Husarentrupps drüben einen Recognoscirungsmarsch, ohne indessen etwas vom Feinde zu gewahren. Dafür hatte sich alsbald Alt und Jung aus der Umgegend um ihn versammelt, und begrüßte ihn als ersehnten Retter; er dagegen

suchte Muth und Hoffnung in ihnen wieder aufzurichten, indem er sagte: „Nu, seid nur ruhig Kinder! wir wollen sie schon kriegen.“ Gemeinsame Noth wie gemeinsame Freude macht vertraulich. Die Leute nahten sich ihm ohne Scheu, und er war nicht minder leutselig gegen sie. Eine Güstebieserin unter andern trat ihn mit der Frage an: „Ihre Majestät, was macht denn mein Mann, der Unteroffizier Bindar bei dem — — Regimente?“ „Ich kenne ihn wohl,“ antwortete der König, „er ist, Gott Lob, noch gesund.“ „Na“, sagte die Frau darauf, „grüßen Sie ihn doch viel tausendmal von mir,“ und überreichte ihm einen, wie sie versicherte, eigens für ihren lieben König gebackenen Brodkuchen.

Um 12 Uhr endlich, als die Brücke fertig geworden, ging die ganze Armee über, zuletzt Seydlitz mit der Reiterei. Der König führte unterdessen den Vortrab eine Meile in südöstlicher Richtung bis Klossow weiter, wo er sein Hauptquartier nahm. Dort blieb das ganze Heer bis zum andern Tage stehen, und die Leute mußten auf des Königs Befehl kochen, erhielten Bier und Branntwein und sollten, falls nicht Fleischtag wäre, auf Majestäts Rechnung eine außergewöhnliche Fleischration erhalten.

Hier brachten die Husaren auch die ersten Gefangenen ein, zwanzig Kosacken von einem feindlichen Streifposten. Friedrich betrachtete sie, und wandte sich zum Major von Wedell: „Seh' er, Wedell, mit solchem Kropzeug muß ich mich herumschlagen.“ Durch jene Plänkelei soll der feindliche Oberfeldherr auch die erste Nachricht von dem Uebergange der Preußen empfangen haben. Höchst glücklich war dieser bewerkstelligt worden, ohne den geringsten

Verlust, während der König auf eine Einbuße von tausend Mann gefaßt gewesen war. Noch hätte Romanzow von Schwedt her heranstürmen und das preußische Lager im Rücken beunruhigen können, aber Seydlitz' Reiterei, welche für solchen Fall bereit war, erhielt nicht die geringste Gelegenheit, hier schon nähere Bekanntschaft mit der feindlichen Kavallerie zu machen. Ramanzow war so gut als gar nicht vorhanden, sowohl für die Preußen als für das russische Hauptheer, von welchem er nun gänzlich abgeschnitten war. Am folgenden Tage durfte sich die preußische Reiterei sammt dem übrigen Heere den Vormittag über noch ausruhen, um für den folgenden Tag, an welchem die Schlacht bevorstand, Kräfte zu sammeln; denn der letzte fünfmeilige Marsch bis Gossow war anstrengend gewesen, und für morgen blieb immer noch ein weiter Umweg übrig um auf die beste Art an den Feind zu kommen. Der König nämlich hatte gegen Süden in der Entfernung von etwa 2 Meilen quer vor sich ein Zuflüßchen der Oder, die Mietzel. Hart hinter derselben hatte der Feind, der inzwischen die Belagerung abgebrochen, sich aufgestellt, und zwar mit der Front dem Winkel zugekehrt, welchen die Mietzelmündung mit der Oder bildet; denn dort, dachte er, würden die Preußen über die Mietzel anrücken. Friedrich hatte nun allerdings die Absicht, sich zwischen Küstrin und den Feind hineinzuschieben, um für alle Fälle einen sichern Rückhalt an der Festung zu haben; aber dort über die Mietzel durfte er dies nicht wagen, denn einmal hätte er diesen Fluß im Angesicht des Feindes zu überschreiten gehabt, dann aber, eingezwängt zwischen dem Feinde und der Oder, sich hindurchdrängen müssen; wie leicht konnte sein Heer dabei in den Strom

hinabgedrückt werden! So blieb nichts anderes übrig, als über die obere Mietzel in einem großen östlichen Bogen ganz hinter dem Rücken des Feindes herumzugehen. Nachdem zu Mittag abgekocht war, geschah der Aufbruch. Es war wieder ein starker Marsch, denn Gründe, Brücher, Sümpfe und Bäche versperrten den geraden Weg. In der Nacht lagerte man endlich längs des Mietzelufers, mit dem Hauptquartier in der Neu-Damm'schen Mühle. Die dortige Brücke, von den Russen zuvor abgebrochen, wurde sofort wieder hergestellt, auch Laufbrücken für das Fußvolk erbaut. Zu ihrer Sicherung mußte der Vortrab noch in der Nacht hinüber, und nahm in einem Halbkreise, mit den beiden Enden am Ufer, Stand, während Husaren auch schon die weiter vor liegende Heide durchstreiften. Das große Gepäck, Wagen, Zelte und Packpferde, wurde rückwärts nach Neu-Damm geschafft; es würde das Heer nur gehindert haben, denn dieses hatte für morgen noch einen langen gewundenen Marsch und vielleicht schwierige Manöver vor sich.

IX.

Die Schlacht bei Zorndorf.

Noch ehe der 25. August, der Tag von Zorndorf, zu grauen anfing, war das Heer auf den Beinen. Mit dem großen Bogenmarsch sollte nun die Arbeit des Tages beginnen. Am frühsten brach Seydlitz mit der Reiterei auf. Er ritt der noch zögernden Sonne, die seine Thaten

bescheinen sollte, entgegen. In einem östlichen Bogen über Kerstenbrück sollte er auf Batzlow marschiren. Den geraden Weg ebendahin nahm der König nach 3 Uhr mit der andern Marschsäule, mitten durch den Zicher'schen Forst, rechts die Husaren zur Deckung des Zuges gegen die Kosacken. Kurz vor dem Aufbruch stattete noch ein ausgesandter Spion seinen Bericht ab: die Reserve der Russen war von Landsberg eingetroffen, und Alles stand gegen die Mietzel nach Norden hin gekehrt; von daher erwartete man also noch immer die Preußen, während diese sich doch fast schon in der rechten Flanke des russischen Heeres befanden. Das war es gerade, was der König haben wollte. Er setzte den Hut auf, legte den Degen an, und trat zum Hause heraus; der dort wartenden Generalschaft rief er als Morgengruß entgegen: „Messieurs, ich gratulire, die Schlacht ist gewonnen!" und fort ging es. Als zuletzt auch die Brücke wieder abgebrochen worden war, damit das Gepäck in Neu-Damm möglichst gegen Ueberfall gesichert wäre, hatte hier Alles wieder sein gestriges Ansehen, und schlichen sich Kosacken heute die Mietzel herauf, so konnten sie es der stillen Mühle nicht anmerken, was für gefahrbringende nächtliche Gäste sie beherbergt hatte.

Sehen wir uns jetzt nach der Stellung der Russen um. In der meist sumpfigen Niederung am südlichen Ufer der Mietzel liegen zwei Dörfer, mehr unterhalb Kutzdorf, etwas weiter hinauf Quartschen. Von letzterem Dorfe gegen Süden hin steigt der Boden allmählich an bis zu einer trockenen Ebene. Auf dieser liegen in einer mit der Mietzel gleichlaufenden Linie: zuerst nach Küstrin zu und Kutzdorf gegenüber die Drewitzer Heide, dann, Quartschen

gerade gegenüber, die Dörfer Zorndorf und Wilkersdorf, und noch weiter östlich Batzlow, wohin wir die Preußen marschiren sahen. In diese Ebene hinein sind aber von Quartschen aus drei damals sehr sumpfige Schluchten eingeschnitten, welche halbwegs nach Zorndorf und Wilkersdorf hinüberlaufen. Wollte man hier wieder in gleichlaufender Linie mit der Mietzel gehen, so würde man von der Oder her zuerst an das Vorwerk Birkenbusch, dicht dahinter aber an den Zabergrund, eine Achtelmeile weiter an den Galgengrund und zuletzt an das Hofbruch gelangen; noch weiter hin liegt das Dorf Zicher und dahinter die Zichersche Heide.

Zuerst stand Fermor also gegen Westen gekehrt von Küstrin. Kaum aber hatte er Kunde von Friedrichs Uebergang bei Güstebiese erhalten, so sah er sich genöthigt, von Küstrin abzulassen und seine Stellung zu verändern; und von da an blieb er in fortwährendem Wechseln. Solch einen Feind hatte er sicher noch nicht gehabt. In allen Richtungen der Windrose nach einander mußte er sich herumdrehen, so daß er am Ende ganz irre ward. Zuerst heißt es, über die untere Mietzel dränge der Feind auf Kutzdorf, und Fermor macht Front dahin, seinen Rücken an Zorndorf lehnend: er schaut gegen Nordwest. Bald darauf meint man die Preußen jenseits der Mietzel im Anzuge auf Quartschen zu sehen, — und man hat nicht ganz falsch gesehen, denn preußische Bajonnette hatten dort geblitzt, aber es war nur der gestrige Zug nach der Dammschen Mühle gewesen, — sofort macht Fermor halbrechts und stellt sich in aller Eile vor Quartschen gegen Norden auf, quer über die drei erwähnten Thalrinnen hingestreckt, vom Za=

bergrund bis nach Zicher. Aber auch so fürchtet man am Ende wieder falsch zu stehen; das Glitzern drüben ist verschwunden; — wo sind denn nun eigentlich die Preußen? — keiner weiß es zu sagen, selbst nicht die Kosacken. Da bleibt endlich nichts anderes übrig, als ein Quarree zu schließen und nach allen Seiten Front zu machen. Man war die Quarreestellung ohnehin von den Türkenkriegen her gewohnt: sie hatte dort am besten gegen die höchstkühne und blitzesschnelle türkische Reiterei geschützt, von der feindlichen Artillerie aber hatte man trotz der dichtgedrängten Stellung nicht erheblich gelitten, weil sie zu schlecht schoß. Man kannte die preußischen schweren Kanonen noch nicht.

Sofort wurde also noch bei Einbruch der Nacht das Quarree gebildet. Es war ein unregelmäßiges längliches Viereck, welches sich vom Zabergrund bis zum Hofbruch erstreckte, mit der Hauptfront aber gegen Norden gerichtet blieb. Bis gegen Zicher hin blieb die unregelmäßige Reiterei stehen. Innerhalb des eine Achtelmeile langen und etwas weniger breiten Vierecks befand sich ein zweites Treffen hinter der Hauptfront, dann sechs Regimenter Reiterei, das Gepäck, die Kriegskasse, der Artillerietrain, die Feldherren nebst dem Stabe und der sächsische Prinz. Die große Wagenburg stand unter Bedeckung von einigen tausend Mann abgesondert bei Klein-Camin jenseits Zorndorf aufgeschlagen.

So standen die Russen die Nacht über unterm Gewehr, zweiundfunfzigtausend Mann stark, unter denen fünf tausend regelmäßige Reiter, mit 250 schweren Geschützen. Immer noch voll trotzigen Muthes erwarteten sie die Feinde. Aber schon war es heller Tag geworden, und noch immer ließen

die Preußen sich nicht blicken. Da kommen Kosacken um Zicher herumgejagt, und melden, sie hätten preußische Husaren von Batzlow heranziehen sehen, hart am See. Keiner will ihnen glauben; wie sollten die Preußem von daher kommen! sie hätten ja unerhört marschiren müssen, es schien nicht menschenmöglich. Bald kamen andre Kosacken herangeflogen, und man konnte schon hin und wieder einen schwachen Puff wie von Karabinern vernehmen. Es war richtig, gleich hinter der Allee war die Plänkelei schon in vollem Gange. Jetzt zieht es sich mehr nach Wilkersdorf hin, und die Kosacken tummeln sich schon diesseits des Weges, sie werden offenbar zurückgedrängt. Noch hält man es nur für den Scheinangriff eines einzelnen Husarenhaufens — die Preußen sollen ja durchaus über die Mietzel kommen. Aber jetzt trübt sich über dem Erdrande zwischen Zicher und Wilkersdorf der Horizont, der noch eben erst so klar war, — es ist kein dunkelgrauer Brandrauch, auch kein weißer Pulverdampf, es ist gelblicher Staubdunst, den der Wind nach Zicher herüber der leichten Reiterei in's Gesicht jagt, — schon steigt er hinter Wilkersdorf auf. Da fliegt plötzlich der Ruf durch alle Glieder des ungeheuren Quarrees: Prussac idiot (die Preußen kommen)!

Jetzt galt es Eile. Die Hauptfront mußte nun nach der früheren Rückenfront herüber, alles umgekehrt werden. Die besten Truppen von der nördlichen Front und das ganze dortstehende zweite Treffen verstärkten nun die südliche Linie; ebenso schwenkte die ganze schwere Artillerie, welche auf den Quartschener Abhängen gestanden, herum, pflanzte sich vor der neuen Hauptfront auf und richtete ihre Schlünde gegen Wilkersdorf und Zorndorf. Von Zicher jagte unter-

dessen ein Kosackenschwarm nach Zorndorf herüber; dunkles Gewölk erhob sich alsbald über diesem Dorfe; es war kein Staub, das Dorf brannte. Noch blieb alles still; es verging eine kleine Weile in banger Erwartung. Da plötzlich blitzt es rechts gegenüber auf, die ganze Drewitzer Haide fährt der Strahl entlang, und bleibt als funkelnde Linie stehen. Sollten das nicht die Kürassiere von Seydlitz sein? Sie bedrohen schon die rechte Flanke des Quarrees; indessen der Zabergrund scheint ein hinlänglicher Schutz gegen sie, in seinen Tiefen würden sie versinken.

Aber schon blitzten auch links und rechts von dem brennenden Zorndorf Gewehre in der Morgensonne. Der russische lutherische Feldprediger, welcher sich aus der Mitte des Quarrees auf den vor dem rechten russischen Flügel liegenden Fuchsberg* begeben hatte, um den Anmarsch der Preußen zu sehen, schildert diesen als höchst feierlich und imposant, die ganze Scene aber vor und hinter sich als eigenthümlich großartig und das innerste Mark ergreifend. Die Russen erhoben bei dem Anblick der fernen preußischen Schlachtlinie den erneuerten Ruf: Prussac idiot! und das hieß für sie so viel wie: Der Tod kommt! Vielleicht war das Gerücht selbst bis zu ihnen gedrungen, daß der König verboten haben sollte, ihnen Pardon zu geben; oder, wenn das nicht, so fühlten sie selbst nur zu gut, welchen unerbittlichen Grimm ihre unmenschlichen Thaten in den Herzen der preußischen Krieger erweckt haben mußten; für sie gab es keine Gnade, und wäre sie eigens vom Könige anbefohlen worden. Auf Tod und Leben war also die

* Jetzt Friedrichsberg genannt, auf welchem auch das Siegesdenkmal steht.

Loosung. Von den Preußen aber schollen Klänge der Andacht vernehmlich herüber: die Regimentsmusik spielte den Choral: „Ich bin ja Herr in Deiner Macht.“ Zeitlebens seit jenem unvergeßlichen Augenblicke, sagt der erwähnte Feldprediger, hätte diese Melodie, so oft er sie wieder gehört, ihm die innigsten Regungen der Wehmuth hervorgerufen. Schon kann man die Blechmützen deutlich erkennen. Geschlossen, ruhig und gemessen, Gewehr im Arm, rückt die Linie an. Noch fällt kein Schuß. Jetzt — Prussac idiot! Die Preußen kommen! — Und sie kamen. Ohrbetäubender sechzigfacher Krach der Geschütze! — — die sechsundzwanzig sind darunter, die man durch den Frankfurter Sand geschleppt, die sogenannten Brummer; — in gewaltigen Sätzen kommen die Rollschüsse herangesprungen, daß bei jedem Aufschlagen das Erdreich umherspritzt, und fahren in die russischen Massen, und reißen sie nieder. Es sind achtzehn — ja vierundzwanzigpfündige Kugeln, zum Erstaunen und Schrecken der Russen, denn mit solchen konnten sie nicht antworten; eine einzige allein zerschmetterte 42 Grenadiere. Nun donnert auch die ganze russische Artillerie los; allein der Wind weht ihr den Pulverdampf und Staub ins Gesicht, sie kann ihr Ziel nicht sehen, und feuert zu hoch. Wirbelnde Dampfwogen bilden eine einzige undurchdringliche Masse; nichts ist sichtbar; — aber jetzt ganz nahe, hört man das Kommandowort: Feuer! — Rottenfeuer sprüht aus der Wolke, und nach wenigen Sekunden werden die preußischen Grenadiere sichtbar: vierzig Schritte entfernt stürmen sie mit gefälltem Bajonnett heran. Das Gemetzel beginnt, die Schlacht ist in vollem Gange.

Seydlitz haben wir auf seinem Zuge nach Batzlow

verlassen. Nach vierstündigem Marsche dort eingetroffen und mit dem übrigen Heere wieder vereinigt, war er als vierte Kolonne desselben nach Wilkersdorf weitermarschirt, und harrte der weitern Anweisung des Königs. Als dieser von der Wilkersdorfer Höhe das Schlachtfeld überblickt hatte, sah er, wie er sich später ausdrückte, daß man bei der wunderlichen Aufstellung des Feindes sich Alles vom Kampfe versprechen durfte. Da sich überdies von Wilkersdorf und Zorndorf her ein so ebener durch nichts gehinderter Zugang zum Feinde bot, so unterließ er es, seinen ursprünglichen Plan auszuführen, und ganz bis nach Birkenbusch herumzumarschiren, denn von dort aus hätte er beim Angriffe den Zabergrund zu überwinden gehabt. Ungesäumter Angriff wurde beschlossen. Zwar kam nun die lockende Kunde von der links bei Klein-Camin stehenden und bereits abgeschnittenen Wagenburg des Feindes; mit leichter Mühe konnte man sie wegnehmen, das russische Heer in Folge dessen durch bloßen Mangel an Mundvorrath und Kriegsbedarf zum Rückzuge zwingen und das furchtbare Blutvergießen der Schlacht ersparen. Aber der Entschluß war nun einmal gefaßt, und hatte die Gunst der Umstände im höchsten Grade für sich; auch sollten die Russen um jeden Preis eine herbe Lehre empfangen, daß sie das Wiederkommen vergäßen, und überhaupt dachte der König ja mit solcher „Canaille“ leichtes Spiel zu haben, worauf ihm dann die Wagenburg überdieß in die Hände fallen würde. So blieb es also beim Schlagen. Schnell war der neue Plan entworfen. Nicht minder schnell war bei der taktischen Geübtheit der preußischen Truppen die Schlachtordnung aufgestellt, verdeckt vor dem Feinde hinter den beiden Dörfern.

Voran standen die acht Bataillone der Vorhut; hinter ihnen 20 Bataillone, links unter General-Lieutenant von Kanitz, rechts unter Dohna; dann folgte das zweite Treffen mit nur 10 Bataillonen unter Forcade. Den rechten Flügel bis Wilkersdorf hin deckten 27 Schwadronen, links dagegen zog sich Seydlitz mit der Hauptmasse und dem Kern der Reiterei an die Drewitzer Haide heran, wo im ersten Treffen 31 Schwadronen Garde du Corps, Kürassiere, Gensdarmen und Husaren, auch die Zietenschen, im zweiten 25 Schwadronen Dragoner, also zusammen 56 Schwadronen standen. Das ganze preußische Heer mit seinen 38 Bataillonen und 83 Schwadronen betrug 32,000 Mann und hatte außer den kleinern Bataillonskanonen 127 schwere Geschütze, war somit um 20,000 Mann schwächer, an Fußvolk und Geschützzahl sogar nur halb so stark als die Russen, und nur an Reiterei und Kaliber der Kanonen überlegen. Noch am Schlachttage hatte es einen halben Tagemarsch machen müssen, während die Russen hatten ruhen können. Um diese Uebermacht des Gegners weniger gefährlich zu machen, hatte der König beschlossen, sich zunächst mit aller Macht nur auf einen Theil desselben zu werfen; das Heer sollte daher wieder wie bei Leuthen in schräger Ordnung anrücken; und zwar so, daß der linke Flügel, die ganze Vorhut an der Spitze, den Kampf gegen den gegenüberstehenden feindlichen Flügel eröffnete, während der eigene rechte versagt bliebe. Näher und leichter freilich wäre wol der Angriff auf den linken Flügel des Feindes gewesen; aber der König mochte nach seiner Art absichtlich das schwerere Stück Arbeit für den Anfang gewählt haben, wo der Soldat noch frischer bei Kräften war, und kam überdies dabei auch sei-

ner anfänglichen Absicht näher, Küstrin im Rücken zu haben. Als daher um neun Uhr Alles bereit war, brachen die acht Bataillone der Vorhut unter voller Feldmusik unverzüglich auf. Der General-Lieutenant von Manteufel befehligte sie, ein Offizier von bewährter Kaltblütigkeit, derselbe, der bei Prag Schwerin's blutbespritzte Fahne aufgehoben und siegreich unter die Feinde getragen hatte. 2000 Schritte vom Feinde hatten ihre 60 Kanonen von links und rechts, alle auf die rechte Ecke der Russen gerichtet, ihr concentrisches Feuer begonnen, um so mörderischer, je näher sie rückten. Als Manteufel endlich gewahr geworden, daß die Lücken im rechten feindlichen Treffen kaum noch aus dem zweiten Treffen ergänzt werden konnten, so war er zum Angriff mit dem kleinen Gewehr übergegangen. Und seine Schaar war es eben, die wir oben im Bajonnettsturm auf die russische Linie andringen sahen.

Bis dahin war Alles gut gegangen. Durch Geschütz- und Gewehrfeuer wie Bajonnett war die Ecke des Quarrees so gut wie gänzlich weggebrochen, und obschon die Russen sich zu Friedrichs höchstem Erstaunen mit beispielloser Tapferkeit wehrten und, soweit sie nicht niedergerissen waren, wie die Mauern standen, so war doch ihr ganzer rechter Flügel schon stark erschüttert. Fast wollte es den Anschein gewinnen, als sollte Zorndorf ein umgekehrtes Roßbach werden, als sollte heute das Fußvolk allein nicht nur die Schlacht beginnen, sondern sie auch ohne Hülfe der Reiterei zur Entscheidung bringen. Seitwärts zurück stand Seydlitz wieder regungslos, nachdem er dem Fußvolk langsam ein Stück nachgefolgt war. Da kam ein Wendepunkt und leitete den zweiten Act des Schlachtdramas ein.

Schon bei seinem Anmarsche nämlich hatte das Vordertreffen das brennende langgestreckte Zorndorf rechts und links umgehen müssen. Während nun der linke Flügel desselben ohne Aufenthalt geradeaus auf den Zabergrund zu und dem Plane gemäß längs desselben weiter vormarschirt war, hatte der zugehörige rechte Flügel nicht gleiche Linie mit ihm halten können, weil er sich im Vorwärtsmarschiren zugleich wieder links an den andern heranziehen sollte. So kam es, daß die Sturmkolonne im Handgemenge mit den Russen statt aus acht nur aus vier Bataillonen bestand. Dazu kam vollends, daß in Folge eines Versehens von Kanitz das ganze eigentliche Haupt-Treffen, welches ebenfalls rechts um Zorndorf herummarschirt war, sich fast gar nicht wieder links zog, und in Folge dessen statt hinter, neben der vordersten Angriffskolonne zu stehen kam. Solchergestalt war die linke Spitze des Angriffs, welche den Hauptstoß zu machen hatte, gerade der schwächste Punkt, und überhaupt die ganze angreifende Masse in eine dünne Linie auseinandergezogen worden. Diesen Uebelstand ließen die Russen nicht unbenutzt. In gewaltigen Massen warf sich ihr Fußvolk auf die verlassenen vier Bataillone des preußischen Vordertreffens, und auch ihre Reiterei brach aus dem nun vorn gelösten Viereck hervor. Sollte das kleine Häuflein Preußen, das im Kampfe noch mehr zusammengeschmolzen war, allein dem überlegenen Anfalle widerstehen? Friedrichs Auge hatte seine Stürmer nicht verlassen. Schon bevor sie in die Bedrängniß gerathen, hatte er gesehen, daß sein linker Flügel gänzlich in der Luft schwebe, und deshalb an Seydlitz geschickt. Auch dieser hatte mit Adlerblick die Vorgänge bewacht. Vom Könige hatte er nur im Allgemei-

nen die Weisung erhalten, einzuhauen, wenn die feindlichen Glieder zu weichen begännen; alles Uebrige aber war seinem Ermessen anheimgestellt worden. Sein Augenblick war noch nicht gekommen, und nicht unnütz wollte er seine Reiterei vom Kanonenfeuer niederwerfen lassen. Auf den Befehl, daß er unverzüglich mit der angreifenden Vorhut Linie machen solle, hatte er dem Könige daher ablehnend geantwortet, er werde nichts versäumen, sondern hoffe, überall wo und wann es noth thue, zur Hand zu sein; nach der Schlacht werde er sich wegen seines Verhaltens rechtfertigen. Aber jetzt wuchs die Noth der linken Angriffsspitze immer höher, und Friedrich sah die Seinen schon zurückweichen. Auf's neue fliegt der Adjutant, und bringt Seydlitz die Meldung, „daß er nach der Schlacht mit seinem Kopfe dafür würde Rechenschaft zu geben haben." Jedoch für Seydlitz war es auch jetzt noch nicht Zeit, und in aller Ehrerbietung gegen den König und größten Feldherrn seiner Zeit, aber selbst bewußt und fest, gab er die kühnen Worte zurück: „Sagen Sie dem Könige, nach der Schlacht stehe ihm mein Kopf zu Diensten, in der Schlacht müsse er mir noch erlauben, Gebrauch davon für ihn zu machen." Wer anders als Seydlitz hätte gewagt, eine so schwere Verantwortlichkeit auf sich zu nehmen! aber wer hätte auch vermocht, wie er, sie so glänzend einzulösen! — Unbeweglich bleibt er noch immer in seiner zurückhaltenden Stellung, aber kein Auge von den Russen verwendend. Schon hatten diese die vier, die acht Bataillone des Vordertreffens, ja noch sieben andre vom Haupttreffen zurückgeworfen und 26 Geschütze erbeutet. Aber der Sieg sollte zugleich ihr Verderben werden. Nur auf's Stehen, nicht aber auf Bewegungen

eingeschult, waren sie schon nach einigen hundert Schritten des eifrigen Verfolgens in Unordnung gerathen: hier schoben sich die Glieder in- und übereinander und traten sich gegenseitig in den Weg, dort wieder entstanden weite Lücken, eine ungeheure Hitze und der heftig entgegenwehende Wind thaten das Ihre, von Schweiß und Staub waren die Augen wie zugeklebt, und der Pulverdampf verschloß die Aussicht vollends, so daß zuletzt das Hintertreffen auf das Vordertreffen feuerte; — kurz, die Verwirrung war vollständig. Dies war eben der Augenblick für Seydlitz. Schon vorher hatte er die gangbaren Stellen des Zabergrundes sich bezeichnen lassen. An der Spitze seines ersten Treffens setzte er sich in Trab, und hatte bald glücklich die Thalrinne hinter sich, worauf die Regimenter im Galopp ihre Linien bildeten. Garde du Corps und Gensdarmen brachen in das feindliche Fußvolk ein, Seydlitz selbst mit den Kürassieren rasselte auf die feindliche Reitermasse los, seine Husaren mit verhängtem Zügel hinterdrein. Die letztern entschieden. Unaufhaltsam stoben die feindlichen Massen auseinander und flüchteten bis nach Quartschen hin zu den Marketenderwagen und Branntweinfässern, und sammelten sich erst später wieder hinter ihrem andern Flügel. Als Seydlitz in das Gewehrfeuer des noch auf der Flanke stehen gebliebenen russischen Fußvolks kam, ließ er von der Verfolgung ab, und stellte sich hinter dem Fuchsberg wieder in Linie auf. Unterdessen war auch sein zweites Treffen Dragoner herangekommen. Nachdem es die flüchtigen Kameraden vom preußischen Fußvolke durch seine Schwadronen hindurchgelassen und dadurch gesichert hatte, eilte es den Garde du Corps zu Hülfe, die schon in voller Arbeit waren. Noch nicht ge-

nug! zwei Dragonerregimenter, wie sie, vom Könige zum andern Flügel gerufen, eben das brennende Zorndorf durchritten hatten, mußten auf Befehl des Prinzen Moritz von Dessau, welcher dort das ganze erste Treffen kommandirte, wieder Kehrt machen; und auch sie hieben nun in das russische Fußvolk ein. Ein fürchterliches Gemetzel entstand, wie es kaum wieder seines gleichen gehabt hat; denn kein Russe floh, keiner bat um Gnade, und was nicht unter dem Säbel oder den Hufen der Pferde niedersank, drängte sich immer wieder in neue Haufen zur hartnäckigsten Gegenwehr zusammen.

Während hier die Vorderfront der Russen zu Grunde ging, war die Flanke und Hinterseite dieses Quarreeflügels fast noch unversehrt geblieben. Seydlitz konnte sie nicht stehen lassen; schon trabte er mit seinem ersten Treffen wieder hinter dem Fuchsberg hervor. Vorbei gings an der feindlichen Flanke, wohlberechnet in drei Treffen mit weiten Zwischenräumen. Man litt wenig, weil man den Gewehrkugeln keine Front darbot. Bald war die hintere feindliche Linie erreicht, nur des Kommandos bedurfte es noch: Mit Schwadronen rechts schwenkt euch! Marsch! — und im Nu paßte Alles in einander zu einer geschlossenen Dreischwadronenfront, die sich achtmal, eine hinter der andern wiederholte. In der nächsten Secunde saß man schon mitten im russischen Fußvolk, welches unter einer so tiefen Reitermasse zusammenbrach. Aus war es mit der Unüberwindlichkeit: was nicht schon von der ersten Linie niedergeritten war, wurde von der zweiten, dritten und allen nachfolgenden niedergehauen oder gänzlich auseinander gesprengt. Der russische Oberfeldherr sammt dem Prinzen von Sachsen, welche hier

hielten, verstanden sich besser auf die Flucht, als ihre Soldaten; jener rief dem Prinzen zu: „nach Schwedt!" und floh wirklich bis hinter Kutzdorf, von wo er erst spät Abends wieder zurückkehrte; dem andern gelang es nach schauerlichen Abenteuern, sich durch die Moräste hindurchzuarbeiten und die Mietzel zu durchschwimmen. Schlimmer erging es zweien Damen, welche den Prinzen begleiteten; in ihrem von sechs Schimmeln gezogenen Wagen versanken sie mit Allem um und an ihnen spurlos in dem bodenlosen Sumpfe. Von den Flüchtlingen sah man am Abend, fünf Meilen entfernt in der Gegend von Soldin, 700 Mann erscheinen, betend, fluchend, ohne Hut, ohne Montur, ohne Pferd oder zu zweien auf einem reitend, sich auch an Steigbügeln und Pferdeschwänzen forthelfend, mehr oder weniger voller Wunden. Ebendaselbst trafen auch ein paar Generale ohne jedes Gepäck, und der sächsische Prinz ein, dessen Wagen, von einer Kanonenkugel zertrümmert, auf der Wahlstatt liegen geblieben war. Jetzt war er froh, zur Weiterflucht nach Landsberg einen Rücksitz auf einem Puffwagen zu erlangen.

Wie es aber in der Mitte des großen Vierecks herging, und wie schrecklich sich von da die Schlacht ausnahm, dafür kann der mehrerwähnte Feldprediger kaum die Worte finden. Im Zabergrunde in einer Art Kessel, wo sich einzelne Bäume befanden, hielt er sich bei dem kleinen Generalstabe auf. Immer mehr nahm das Geschütz- und Kleingewehrfeuer überhand, um so schauerlicher, da der dicke Dampf nichts erkennen ließ, so daß man bei der großen Hitze des Tages glauben konnte, sich in dem Krater eines rumorenden Vulkanes zu befinden. Manche allzu neugierige,

welche die Bäume erstiegen hatten, mußten es theuer bezahlen, denn nicht bloß der Donner, auch der Kugelhagel erreichte endlich den Kessel. Immerwährendes Zischen und Brausen war in der Luft; jetzt geschah ein Knacken oben und ein dumpfer Sturz herab, — ein Russe lag zerschmettert zu des Predigers Füßen; dicht dabei schmettert es gegen einen Stamm, es kracht, und Baum und Kletterer liegen am Boden, letztere zum Theil mit zerbrochenen Gliedmaßen. So eben hat er mit einem jungen Königsberger gesprochen; — dieser thut kaum vier Schritt, da schlägt eine Kugel ihn todt nieder, während dicht an seiner Seite ein Kosack vom Pferde stürzt. Die Hand am Zügel seines Pferdes blickt unser Prediger zufällig rechts, und da sieht er wie die preußischen Husaren den Russen schon in die Nacken hauen; — das Quarree war eben von Seydlitz durchbrochen worden. Sich auf's Pferd werfen, Alles im Stiche lassen und nach dem entgegengesetzten Ausgange des Quarrees zueilen war eins. „Wer bist du?" schrie es dort entgegen. Er nannte sich. „Wo will dich der Teufel hinführen?" „Heraus, mein Leben zu retten." „Zurück! hier darf niemand passiren." Kaum am Kessel wieder angelangt, wird er von einem Brigadier angeredet: „Herr Feldprediger, ich habe zwei gefährliche Wunden, kann jetzt nicht weiter dienen, und erbitte mir Ihre Begleitung, irgend wohin, wo ich verbunden werden kann." Er erzählt dem General sein vergebliches Bemühen zu entkommen. — „Lassen Sie mich nur machen." — Als beide drüben ankamen, wollte der dort Befehligende auch jetzt nicht öffnen. „Geh Du," sagte der Brigadier, „erst nur dahin, wo ich war." Vergeblich. Erst, als der General mit erhöhter Stimme gesprochen: „Im Na-

men unserer allerdurchlauchtigsten Kaiserin, die ihre verwundeten Offiziere erhalten wissen will, befehle ich, ich, der Brigadier, öffne uns den Ausgang!" — da salutirte der andere Offizier, und die Beiden durften hindurchreiten. Selbst an dieser Stelle schlugen schon einige Kugeln ein; eine derselben, welche gegen den Kessel eines Kosacken schmetterte, brachte ein Geräusch hervor, daß dem Prediger fast Hören und Sehen verging.

„Um die Russen zu besiegen, muß man sie gleich einer hartnäckig vertheidigten Festung erst durch Kanonenfeuer erschüttern, dann mit Gewehrfeuer naherücken, mit Bajonnett und Säbel wiederholt einstürmen und endlich — ihnen den Abzug nicht schwer machen." Das war der Rath des kranken Feldmarschalls **Keith**, den dieser dem Könige bei seinem Abmarsche aus Schlesien mit auf den Weg gegeben hatte. Wie verächtlich sich **Friedrich** damals auch über die neuen Feinde geäußert hatte, thatsächlich war **Keith's** Rath nun doch befolgt worden: Kanonen, Schießgewehr, Bajonnett und Säbel hatten bereits das Ihre gethan, der letzte das meiste. Wahrhaft Erstaunenswürdiges hatten die Reiter geleistet, und dem Heldenführer **Seydlitz** gebührte vor Allen die Ehre nicht blos wegen der Meisterschaft, mit der er die Bewegungen leitete, und der Unwiderstehlichkeit seines Angriffs, sondern auch wegen der Charakterfestigkeit, die er zum Heile des Vaterlandes selbst seinem Könige gegenüber behauptet hatte. Nur die letzte von jenen Bedingungen, ein erleichterter Abzug für die Russen, blieb unerfüllt; denn vor sich hatten diese den Feind, hinter sich Moräste und die **Mietzel**, deren Brücken sämmtlich abgebrochen waren, zur Linken aber unbekannte Waldungen. Die Schlacht wäre zu

Ende gewesen, denn die eine Hälfte des Quarrees war verschwunden; aber wohin sollte der Rest sich zurückziehen? — Es blieb nichts anderes übrig als Ergebung oder der Verzweiflungskampf, und die russische Tapferkeit wählte den letztern. Das Viereck schloß sich wieder am Galgengrund.

Nach einer einstündigen Pause begann um 2 Uhr Nachmittags der Kampf von neuem. Es war eine zweite Schlacht. Des Königs Schlachtordnung wurde dies Mal die umgekehrte von der vormittägigen: während der rechte Flügel als Angriffsspitze vorging, sollte der linke in schräger Linie sich etwas mehr zurückhalten. Zunächst gingen rechts 57 schwere Geschütze gegen Zicher hin vor, wo sie von einer wenig hervorragenden Bodenwelle aus ihr Feuer eröffneten. Allein sie hatten sich etwas zu weit vorgewagt. Die gegenüberhaltende feindliche Reiterei warf sich mit der ganzen regellosen Wildheit orientalischer Steppenvölker über das Bedeckungsbataillon her, nahm es gefangen und erbeutete die ganze Artillerie. Nur die Knechte mit den Protzen und Wagen entkamen, hätten aber in ihrem blinden Zurückjagen ein Bataillon niedergerannt, wenn dieses nicht schleunigst Platz gemacht hätte. Ein solcher Erfolg mußte jene Schwärme dreister machen; sie wagten sich an die Infanterie, bei der sie indessen schlecht ankamen. Das erste Bataillon Prinz von Preußen ließ sie ruhig bis auf funfzig Schritte nahe kommen, begrüßte sie dann aber mit einer so mörderischen Ladung, daß Alles, was nicht stürzte, sich wie der Wind davon machte. Aber flugs saß ihnen die Reiterei des rechten Flügels auf den Fersen, und jagte sie theils in das Dorf Zicher, theils in die Sümpfe hinter demselben, wo viele Kosacken stecken blieben. Zicher hatten sie in Brand

gesteckt, aber sich damit ihren eigenen Scheiterhaufen angezündet, denn was sich da hineingeflüchtet hatte, mußte entweder verbrennen oder fiel draußen unter den Säbeln der lauernden Husaren. Hierdurch war Alles wieder eingebracht, die Kanonen zurückerobert und das gefangene Bataillon befreit, so daß nun die ganze Schlachtlinie dem Feinde näher auf den Leib rücken konnte. Die unverwüstlichen Russen aber, um sich Luft zu machen, versuchten es nun noch einmal mit der preußischen Infanterie des andern Flügels, mit der es ihnen schon am Vormittag geglückt war. Es mochte wol nur ein Scheinangriff sein; denn nicht gar bedeutend war die Anzahl der Schwadronen, desto größer aber das Geschrei, mit dem sie sich auf die Batterien und Truppen warfen. Wirklich gelang ihnen der Streich. Ein panischer Schrecken erfaßte eine Linie von dreizehn Bataillonen, und trieb sie in aufgelöster Flucht bis Wilkersdorf, von wo sie auch später nur wieder vorgingen, um abermals zurückzuweichen. Selbst alle persönlichen Bemühungen ihres Heldenkönigs, der sich ihnen entgegenwarf, eigenhändig eine Fahne ergriff und sich der drohendsten Gefahr aussetzte, vermochte nicht, sie zum Stehen zu bringen. Ein Glück war es, daß die Bataillone, welche der König aus Schlesien mitgebracht hatte, — seine Grasteufel von Gorgast, meist geborene Märker, die hier an der Oder für ihre Habe und ihre Lieben, für Haus und Heerd stritten, — gegen die Ansteckung fest waren. Sie standen wie in den Boden gepflanzt. Aber dennoch hättte unter so mißlichen Umständen, wo fast die Hälfte des Heeres versagte, der Vormittags errungene Sieg leicht in eine schließliche Niederlage umschlagen können, wenn in diesem verhängnißvollen Augenblicke nicht

abermals der bewährte Helfer in der Noth zur Hand gewesen wäre.

„Folgt mir, Kinder!" unter diesem Rufe war Seydlitz augenblicklich mit 61 Schwadronen herbeigeflogen, und hatte die gefährliche Lücke in der Schlachtordnung ausgefüllt. Aber nicht nur nothdürftig den Flügel zu halten und gegen feindlichen Angriff zu behaupten, war er erschienen; er hatte sich vielmehr die ungeheure Aufgabe gestellt, die beiden Hauptwaffen, Artillerie und Fußvolk, vollkommen zu ersetzen, und statt ihrer nun allein das ganze feindliche Quarree über den Haufen zu werfen. Eine förmliche Festung hatte er vor sich: zuerst einen todspeienden Wall von nahe an 200 Feuerschlünden und dicht hinter demselben die mächtige Mauer des russischen Fußvolks, welches selbst in dünnen Linien felsengleich zu stehen pflegte, hier aber vollends in einer Tiefe von zwölf Gliedern hintereinander aufgestellt war. Um diese Mauer umzuwerfen, galt es, selbst eine stürmende Mauer zu schaffen von der größtmöglichen Wucht und Festigkeit. Seydlitz nahm daher seine 7000 Reiter zusammen, und bildete 3 Treffen in Abständen von 250 Schritt hintereinander. Das erste mußte das schwerste werden, weil es den Hauptstoß zu machen hatte, und bestand deshalb aus lauter Kürassieren, während die Dragoner das zweite, die Husaren das dritte ausmachten. Nur die letztern sollten sich damit befassen, Gefangene zu machen oder Kanonen abzuführen, die Kürassiere und Dragoner dagegen stets fest aneinandergeschlossen vorwärts dringen. Mit allen drei Treffen wollte Seydlitz zu gleicher Zeit angreifen, theils wegen der Tiefe der russischen Linie, theils weil man bemerkt hatte, daß die Russen sich bei einem Rei=

terangriffe nur niederzuwerfen pflegten, um gleich hinterher wieder aufzustehen, wodurch ein vereinzeltes Treffen in Gefahr kam, von der niedergerissenen Linie im Rücken angegriffen zu werden. Nichts übersah Seydlitz. Noch ein andres Mittel brachte er in Anwendung, den Erfolg zu sichern. Um die Gewalt des Stoßes mehr auf einen Punkt zu vereinigen und dort die erste Bresche zu bohren, ließ er während des Anmarsches die linke Schulter vornehmen, den rechten Flügel aber das Tempo verkürzen, so daß dadurch eine schräge Angriffslinie entstand.

So bewegten sich die Reiterlinien, über das halbe Schlachtfeld gedehnt, vorwärts, — nur in mäßigem Galopp, da die Pferde durch zwölfstündige Anstrengung schon ermüdet waren. Der feindlichen Reiterei ward kaum geachtet; sie wartete auch das Ungewitter nicht ab, sondern stob zurück, und da das eigene Fußvolk sie nicht hindurchließ, weiter herum an der Flanke desselben entlang. Auf Sekunden wurde drüben die Kanonenreihe sichtbar und hinter ihr die Linie der russischen Grenadiere, deren erste Glieder mit vorgestreckten Gewehrspitzen auf den Knien lagen, bereit, die heransprengenden Kürassiere aufzuspießen. Nun wälzte sich eine Staubwolke von den Hufen der Rosse zu den Feinden hinüber und verhüllte den furchtbaren Anblick mit einem undurchdringlichen Vorhang. Völlige Stille war eingetreten, denn der letzte russische Reiterangriff hatte hier wie dort alles Feuer zum Schweigen gebracht. Nur das hundertstimmige Kommando und das anfeuernde Geschmetter von zweihundert Trompeten sprach von dem, was da kommen sollte. Es war die Stille vor dem donnernden Orkane. Näher und näher war man herangekommen, — da

plötzlich brechen dort furchtbare Feuerströme hervor, und die Kartätschenladungen donnern den Reitern entgegen, — noch einmal blitzt es die ganze Linie entlang, und wieder, und zu tausenden krachen die Gewehre. Schrecklich war die Wirkung: in ganzen Reihen fand man später Reiter und Pferde liegen, besonders von den herrlichen Kürassieren an dieser einen Stelle so viele wie auf dem ganzen übrigen Felde, manchen von einem Dutzend Kugeln durchbohrt. Aber noch genug bleiben übrig, und diese kennen keine Bestürzung. Wollen die Lücken und die gefallenen Pferde auch die Ordnung stören, und den Marsch in's Stocken bringen, — der Anführer läßt es zu keinem Aufenthalte kommen. In diesem gewaltigen Augenblicke erhebt sich Seydlitz mit seiner ganzen Geistesstärke: Marsch! marsch! kommandirt er an der Spitze seiner Kürassiere, marsch! wiederholen alle Offiziere, das Feuer der Begeisterung reißt auch den gemeinen Kürassier mit fort, hoch erhoben sind die Klingen, und aus allen Kehlen ruft es nach: marsch! marsch! — unter'm Vorwärtsgaloppiren drückt der linke Flügel nach rechts heran; so sind die Lücken wieder geschlossen noch wenige Sätze — und der Feind ist erreicht; er empfängt einen fürchterlichen Stoß, — er ist durchbrochen durch alle zwölf Glieder hindurch. Dennoch kein Gedanke an Flucht; — innerhalb des Vierecks entspinnt sich der wüthendste Einzelkampf, während draußen die preußischen Husaren die Kanoniere niedermachen und schon die Kanonen wegzuschleppen beginnen.

Als Friedrichs brave Bataillone vom rechten Flügel solche Thaten von ihren hochherzigen Kameraden sahen, da war kaum noch ein Halten: sie wollten ihren Brüdern, ih=

ren Rettern zur Seite fechten, — siegen oder sterben. Und der König zögerte nicht, denn der Augenblick war gekommen, wo es galt, Alles, was an Kampfmitteln, an Muth und Kraft noch übrig, in die Schale der Entscheidung zu werfen. Sturmmarsch ward geschlagen, und der ganze rechte Flügel marschirte geradeswegs in die Waffen des Feindes hinein.

Von nun an gab es ein mörderisches Gemetzel, wie es die neuern Kriege wol nie wieder gesehen haben. Es war kein regelmäßiger Kampf mehr, sondern ein wüthendes gegenseitiges Abschlachten. Für den Gebrauch der Schußwaffe fehlte es an Raum, nur mit Kolben ward geschlagen, mit Bajonnett, Seitengewehr und Säbel gehauen und gestochen. Die Erbitterung war grenzenlos. Russen, zum Tode verwundet am Boden liegend, stießen noch mit dem Bajonnett nach dem Reiter, oder suchten ihn mit den Händen vom Pferde zu zerren, und, wurden ihnen diese abgehauen, noch mit den Zähnen. Fast alle Arten, einen Menschen zu tödten, wurden hier versucht; man sah Paare, die sich am Boden wälzten und einander an der Kehle würgten. Pardon wurde fast gar nicht mehr gegeben; keiner hoffte auf Gnade, ja die schon gefangenen gemeinen Russen waren bei ihrer spätern Abführung nach Berlin immer noch fest überzeugt, daß sie hingerichtet werden sollten. Dieser blutdürstige Charakter der Zorndorfer Schlacht darf aber weder dem Könige noch seinen Generalen zur Last gelegt werden, denn nie ist das unmenschliche Verbot, keine Gnade zu geben, wirklich erlassen worden, sondern unmittelbar aus den Herzen der Soldaten selbst, welche ihre Wuth über die verübten Unthaten der Feinde nicht zu bezähmen wußten, ent-

sprang dieser Schrei nach Russenblut. Von den Offizieren läßt sich vielmehr wol voraussetzen, daß sie dieser empörenden Loosung nach Kräften zu steuern suchten. Von zweien wird ausdrücklich berichtet, daß sie es thaten. Als im Galgengrunde einer von den feindlichen Schützen, welche hinter und von den Bäumen herab feuerten — es war ein Franzose, — sich dem Lieutenant Hagen vom Regiment Prinz von Preußen flehend zu Füßen warf: „O mein Herr, erbarmen Sie sich, und retten Sie mir das Leben!" da reichte dieser ihm mit launiger Antwort freundlich die Hand, um ihn unter seinen Schutz zu nehmen, als plötzlich ein Unteroffizier dem schon Begnadigten sein Kurzgewehr in den Leib rannte. Auch der Rittmeister von Wacknitz hatte einen Gefangenen, einen russischen Offizier, in seinen Schutz genommen, und schoß — vielleicht in allzurascher Strenge — einen Garde du Corps auf der Stelle nieder, als dieser dem Russen einen tödtlichen Hieb versetzte. Sicherlich waren auch bei diesem rücksichtslosen Morden die Russen wieder mit dem schlimmsten Beispiele vorangegangen, denn sie befanden sich zum Theil dabei in einem Zustande, in welchem der Mensch zu Allem fähig ist. Sie hatten ihre eigene Bagage geplündert und sich über den Branntwein hergemacht, jeden, der sie daran hindern wollte, selbst ihre eigenen Offiziere, plündernd oder verwundend, ja zuletzt auf jeden schießend, Freund oder Feind, wer ihnen vorkam.

Eine Stunde etwa dauerte diese grauenhafte Mordscene. Alles gerieth dabei immer mehr durcheinander, Preußen und Russen, Kavallerie und Infanterie; es gab weder Bataillone noch Schwadronen mehr, sondern nur eine einzige ungeheure Verwirrung. Ob da nicht endlich doch die Mehr=

zahl den Sieg behalten würde? — denn an Tapferkeit gab keiner seinem Gegner etwas nach. Die Russen wehrten sich mit einer erstaunlichen Zähigkeit, indem sie, noch so oft zersprengt, sich immer wieder in Haufen zusammenballten; und mancher preußische Husar sah sich plötzlich mitten in einem solchen Knäuel gefangen, aus dem er Mühe hatte, sich wieder herauszuhauen. Die Preußen aber hatten den bedeutenden Vortheil, daß sie besser darauf eingeübt waren, sich wieder in Linien zu ordnen, sobald die Signale dazu ertönten; und so reinigten und besetzten sie schließlich den Wahlplatz bis an den Galgengrund, während die Ueberreste der Russen theils nach Quartschen, theils nach Birkenbusch hin flüchteten. Seydlitz ließ fortwährend Appell blasen, und zog die Reiterei nach Zorndorf hin zusammen, um sie auf's Neue wieder aufzustellen und zugleich die auf dem Felde liegen gebliebenen Kanonen und die Verwundeten gegen die umherschwärmenden Kosacken zu schützen. So waren die Preußen Herren des Schlachtfeldes und somit Sieger.

Zwar hatte sich am Abend eine tapfere Russenschaar, weil sie keinen Uebergang über die Mietzel finden konnte, unter dem General Demikoff abermals zwischen dem Zaber- und Galgengrund und auf dem Fuchsberg festgesetzt, und Friedrich hatte sie, theils aus Mangel an Schießbedarf, theils weil seine Soldaten sich mit Plünderung der russischen Kriegskasse aufhielten, und die ostpreußischen Regimenter ihn abermals im Stiche ließen, in der That nicht wieder vertreiben können; aber dies änderte in der Hauptsache nichts, denn schon in der Nacht zogen die Russen sich von hier hinter den Zabergrund zurück, und nachdem sie

am folgenden Morgen noch eine vergebliche Kanonade versucht hatten, traten die Trümmer ihres Heeres den Rückzug nach Klein-Camin an. Der König hatte die Russen vollständig aus ihrer Stellung des ersten Schlachttages vertrieben, so daß am zweiten Tage die beiden Parteien nahezu ihre anfänglichen Plätze vertauscht hatten, indem die Russen von Birkenbusch bis Zorndorf hin, die Preußen von Quartschen bis nach Zicher standen. Am dritten Tage endlich zogen die letztern sich abermals hinter den Rüssen herum, so daß sie bei deren Weitermasch von Klein-Camin nach Landsberg wieder zwischen ihnen und Küstrin in ihrem Rücken standen.

Dies war die Schlacht bei Zorndorf, welche russischerseits mit einem Verluste von nahe an 22,000 Mann, 103 Kanonen, 27 Fahnen, der Kriegskasse und vielem Gepäck, auf Seiten der Preußen mit einem Verluste von 11,000 Todten und Verwundeten, 26 Geschützen und einigen Fahnen endete. Viel edles Blut hatte sie gekostet, aber sie hatte auch Preußen vor der drohenden Unterjochung gerettet, und überhaupt im Namen der europäischen Gesittung den östlichen Barbaren, welche hier nach langer Zeit zum ersten Male wieder auf Mitteleuropa losdrängten, die verdiente Züchtigung ertheilt. Wem aber vor Allen verdankte man diesen Sieg? Der König wußte es wohl, und gab gern dem Verdienste die Krone. Noch am Abend des Schlachttages empfing er Seydlitz in seinem Zelte und umarmte ihn unter den rührendsten Ausdrücken seiner Dankbarkeit, indem er mit Hoheit und doch Innigkeit sagte: „Auch diesen Sieg habe ich Ihm zu danken.“ Seydlitz aber, wie sehr er sich auch durch diese Anerkennung des unver-

gleichlichen königlichen Feldherrn gehoben fühlte, wollte doch um keinen Preis vor seinen Braven den Vorrang haben, und sagte mit bewegter Stimme die bescheidenen Worte: „Nicht mir, allergnädigster König! sondern den braven Leuten, die ich anführte; Ew. Majestät Reiterei hat den Sieg erkämpft, und sich der größten Belohnungen werth gemacht, — vor Allen der Rittmeister von Wacknitz, der wie ein Löwe gefochten und die größten Thaten verrichtet hat." In der That hatte Wacknitz an der Spitze seiner Garde du Corps-Schwadron, besonders in dem Getümmel des feindlichen Fußvolks, mit beispielloser Kraft und Unerschrockenheit gekämpft; und dies war so allgemein anerkannt, daß wol niemand ihm den Triumph mißgönnte, als sein Stolz in den Worten laut wurde: „Man darf nicht sagen, daß eine Schlacht verloren sei, ehe nicht die Garde du Corps des Königs attaquirt hat." Der König ernannte ihn sofort zum Major, und als dies Seydlitz zu wenig dünkte, zum Oberstlieutenant; — erst, als letzterer auch damit noch nicht zufrieden gewesen, soll Friedrich ihn mit einiger Ungeduld angelassen haben: „Ich werde ihn doch nicht gleich zum General machen sollen!" Noch viele andere Offiziere, welche Seydlitz vorgeschlagen hatte, wurden mit Beförderung und Orden bedacht, über die ganze Kavallerie überhaupt aber äußerte der König seine höchste Zufriedenheit. Und was hatte sie auch geleistet! Welch leuchtendes Beispiel von Todesmuth, von Alles niederwerfendem Ungestüm und unermüdlicher Ausdauer! Niemals zaudernd oder gar wankend, stets rechtzeitig auf dem Plan, ohne irgend einen Fehlschlag, war sie gegen alle Waffengattungen,

gegen Reiterei, Fußvolk und Geschütz siegreich gewesen, und hatte alles dies nicht einmal sondern zwei- und dreimal geleistet. In den hellsten Strahlen des Tages von Zorndorf aber steht Seydlitz, und mit Begeisterung ging sein Lob aus aller Munde. Wo er eingriff, da war es wie ein unwiderruflicher Richterspruch; mit mathematischer Bestimmtheit waren seine Angriffe berechnet, jedes Mal in neuer eigenthümlicher Weise der Lage der Dinge angepaßt, und so auf's genaueste ausgeführt. Aber was noch mehr, er hatte trotz königlichem Befehle die unzeitigen Angriffe verweigert und damit seinen Kopf und seine Ehre für den Sieg eingesetzt; war er unglücklich, so hatte er Leben und Ehre verwirkt. Das war eine That der Selbstaufopferung, ein Beispiel des höchsten Muthes und der höchsten Seelenstärke. Der König selbst fühlte dies; denn noch auf dem Schlachtfelde, als der britische Gesandte ihn mit den Worten begrüßte: „Der Himmel hat uns einen schönen Tag gegeben," zeigte er auf Seydlitz, von dessen Thaten er noch ganz erfüllt war, und sagte: „Ohne diesen da würde es schlecht mit uns aussehen." Auch bei sich selbst mußte Seydlitz jetzt eine hohe Genugthuung empfinden; jetzt durfte er als Mann der Schlacht sich für voll ansehen, denn nun hatte er die schwierigste und zusammengesetzteste Probe bestanden. Die Schlacht von Zorndorf war eine recht eigentliche Zornschlacht; man hat sie nicht unpassend mit einem alle Elemente durcheinanderwühlenden Gewitter verglichen, wogegen selbst der glänzende Schlag von Roßbach nur wie ein Wetterleuchten erscheine. Der König zwar, als er sich nach der Schlacht gegen Seydlitz über die Russen äußerte, nannte diese noch immer racaille (Lumpengesindel), aber auch er konnte sich

nicht verhehlen, wie sehr sie ihm zu schaffen gemacht hatten. Die Russen glichen einer zwar rohen aber gewaltigen Naturmacht. Gegen eine Wasserfluth ist keine Rede von Bedrohung, Ueberraschung, Schrecken oder Ermüdung, — da bedarf es des Genies und der Dämme, die noch stärker sind als die Fluth; so auch gegen die Russen. Mit Seydlitz' Zorndorfer Leistung kann sich keine in den neuern Kriegen messen. Wo hat der französische Reiterheld Murat dergleichen ausgeführt? Und wie ruhmvoll auch der Angriff der englischen Reiterei erscheint, welche bei Waterloo Napoleon's alte Garde niederhieb, so war dies doch nur eine einmalige Leistung, bei der überdies keine furchtbare Geschützreihe, wie die des russischen Quarrees zu bestürmen war. Freilich besiegte man dort die besten Soldaten der Neuzeit, deren Loosung war: „die alte Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht"; aber auch die Russen bei Zorndorf verstanden tapfer zu sterben; nur das Wort fehlte ihnen, nicht die That. Hoch und einzig steht Seydlitz als der Zorndorfer Held da.

X.

Hochkirch — Kunersdorf.

Nachdem ihm nun Franzosen und Russen, der Westen und der Osten, den Tribut des Ruhmes steuern gemußt, blieb für Seydlitz noch der Feind im Süden übrig, die Oestreicher, von denen ohnehin noch das Pfand von Kollin einzulösen war. Die Aussicht, auch schließlich von diesen

Ruhm zu erwerben, schien sich auch sofort zu eröffnen, denn der König eilte unverweilt nach der Niederlausitz dem österreichischen Heere unter Daun entgegen. Dieser war unter den ersten, welche in Betreff des vermeintlich russischen Sieges bei Zorndorf — denn die Russen hatten Victoria geschossen und sich überall als Sieger ausgegeben — enttäuscht wurde, und zwar durch einen Brief von Friedrich's eigner Hand. Am Tage vor der Schlacht nämlich war ein Brief Daun's an Fermor aufgefangen worden, in welchem er diesen warnte, sich mit dem Könige, diesem schlauen Feinde, den er noch nicht kenne, in ein Treffen einzulassen. Als nun die Schlacht gewonnen, machte sich Friedrich das Vergnügen, Daun's Brief zu beantworten. „Sie haben Ursache gehabt," schrieb er ihm, „den Grafen von Fermor zu warnen, sich vor einem schlauen und verschlagenen Feinde in Acht zu nehmen, den Sie besser kannten als er; denn er hat Stand gehalten und ist geschlagen worden." Es ist leicht begreiflich, daß der schon sonst so vorsichtige Daun durch Fermor's Schicksal noch vorsichtiger gemacht wurde; und als vollends sein Unterbefehlshaber Laudon, welcher eine Meile von ihm getrennt stand, einen Ueberfall des Königs nur durch die äußerste Wachsamkeit vereitelt hatte, wich Daun jedem Angriffe seines so gewandten und entschlossenen Gegners aus, und nahm stets die sichersten Stellungen ein. Die Jahreszeit wurde inzwischen immer rauher, die Wege schlechter, die Zufuhren schwieriger, und der König deshalb immer ungeduldiger, einen Schlag zu thun: Unaufhörlich drängte er Daun, und als dieser endlich eine Stellung südlich von Bautzen gegen Böhmen hin einnahm, folgte der König in der Meinung, der Feind ziehe nach Böhmen

ab, sogleich hinterdrein, und kam so bei Hochkirch, 1½ Meile von Bautzen an. Hier sah er, als der Morgennebel gefallen war, das ganze 90,000 Mann starke österreichische Heer seinen 42,000 Streitern gegenüber. Trotz der Vorstellungen, welche der Prinz Moritz von Dessau im Namen der anwesenden Generale machte, ließ er in allzugroßer Kühnheit, und auch durch falsche Nachrichten getäuscht, an der höchst gefährlichen Stelle das Lager abstecken und beziehen. Dieses, fast im Bereich der feindlichen Kanonen gelegen, den in Waldgebirgen versteckten Feinden vollkommen übersehbar, in der rechten Flanke sogar von Laudon's Schaaren umfaßt und überhaupt auf allen Seiten offen und leicht zugänglich, bot dem Feinde die allergünstigste Gelegenheit zu einem Ueberfalle. Selbst der übervorsichtige Daun zauderte diesmal nicht, sondern machte sofort Anstalt für die Nacht vom 13. zum 14. October. Noch am Abend drangen Zieten und Seydlitz flehentlich in den König, und verlangten wenigstens besondere Vorsichtsmaßregeln für die Nacht; aber vergeblich, — der König wies sie ungehalten zur Ruhe, und statt die Truppen, wie jene riethen, unter'm Gewehr stehen zu lassen, ließ er sie sich entkleiden und befahl sogar, daß auch die Reiterei absatteln solle. Diesen letztern Befehl ließ Zieten jedoch nur zum Schein ausführen, und auch Seydlitz blieb wach und hielt seine Reiter im Stillen bereit. Nur zu sehr wurde ihre Besorgniß gerechtfertigt. Mit dem Glockenschlage 5 früh Morgens am 14. drangen die Oestreicher in dichten Kolonnen auf's Lager ein: die Wachtposten waren schnell überwältigt, die große Batterie des rechten Flügels wurde trotz der tapfersten Gegenwehr genommen, die Bedeckung, einige Bataillone stark, gänzlich aufgerieben und dann auch das

Dorf erstürmt, wo die Preußen zum Theil noch unangekleidet überrascht wurden. Das Dorf ging in Flammen auf, und der Brand beleuchtete rings umher eine einzige entsetzliche Mordscene. Nichts half es, daß der König mit wunderbarer Schnelligkeit seine Schaaren ordnete und nun seinerseits wieder angriff; zwar wurde das Dorf noch einmal erstürmt, aber mit doppelter Uebermacht kehrte der Feind zurück; Feldmarschall Keith und Prinz Franz von Braunschweig waren gefallen, Moritz von Dessau schwer verwundet, die heldenmüthige Handvoll Grenadiere, die unter dem Major Lange den Kirchhof hartnäckig behauptet hatte, war aufgegerieben, — und die Preußen mußten weichen. Auch die Reiterei konnte in dem Gedränge zu keinem rechten Anlauf kommen; zwar suchte sie wiederholt in den Feind einzubrechen, trieb auch mehrmals die feindliche Reiterei zurück, aber einen entscheidenden Schlag konnte sie nicht führen; ihr blieb nur die Aufgabe, den Rückzug zu decken. Auf der Ebene von Belgern stellte Seydlitz, der den Oberbefehl über sie erhalten, ihre Schwadronen weit aus einander gerückt in zwei Treffen auf und gebot damit dem Feinde solche Achtung, daß dieser von jeder Verfolgung abstand. So trug Seydlitz dazu bei, daß das preußische Heer trotzdem, daß es seine Kanonen und Zelte, viele Fahnen und ein Viertheil der Mannschaft verloren hatte, dennoch aussah und sich benahm, als wäre ihm kaum etwas geschehen. In bester Ordnung ging es zurück, aber auch nur eine Viertelmeile, bis zu den nahen Kreckwitzer Höhen; dort blieb es stehen in drohender Stellung, bereit, den Kampf von neuem aufzunehmen. Der Muth war geblieben, und all das Andre, was man verloren, galt dann nicht viel. Hochkirch war kein zweites Kollin.

Unbestreitbar war der König bei Hochkirch geschlagen worden; aber wie wenig er durch den Schlag gelähmt war, zeigten sogleich seine ferneren Bewegungen: hin und her ging es im Fluge. Daun dagegen schien sich von der bei Hochkirch gehabten Anstrengung erholen zu müssen; als ob er an seinen Sieg noch immer nicht recht glauben könnte, verschanzte er sich bis an die Zähne, und suchte dem Könige nur den Weg nach Schlesien zu verlegen, wo Neiße von den Oesterreichern hart bedrängt wurde. Der König aber wußte ihn durch seine drohende Angriffsmiene zu täuschen, umging ihn heimlich, erreichte vor ihm Görlitz, und hatte bald darauf Neiße glücklich entsetzt. Unterdessen gedachte nun Daun sich durch die Eroberung Dresdens schadlos zu halten. Schon bestürmten seine Panduren die Pirnaer Vorstadt; aber alsbald war auch Friedrich wieder da, Dresden war gesichert und Daun blieb nichts übrig, als nach Böhmen zurückzugehen, womit denn der diesjährige Feldzug beendigt war.

Nun durfte auch Friedrich nach den fortwährenden Strapazen wieder einmal ausruhen; er nahm sein Winterquartier in Breslau, wohin ihm Seydlitz folgte, der auch auf den letzten Märschen sein steter Begleiter gewesen war. Aber nur der Körper ruhte, nicht der Geist; denn es gab viel zu sinnen und zu sorgen. Des Königs Lage war sehr bedenklich: von Jahr zu Jahr gingen ihm die Kriegsmittel mehr aus, während die der Gegner zunahmen, und nach den gewaltigen Rüstungen der Feinde schien es, als sollte schon das Jahr 1759 Preußens gänzliche Demüthigung schauen. Indessen des Königs erfinderischer Geist ersetzte den Mangel an äußeren Hülfsmitteln; seine Stärke bestand darin,

daß er die geringen Mittel besser zu benutzen verstand als die Feinde ihre großen. Artillerie sowohl wie Reiterei hatte sich bisher außerordentlich bewährt, — wie wär's, wenn man beide zu einer nenen Waffengattung verbände? Der Gedanke kam im Frühjahre wirklich zur Ausführung: zwei Brigaden reitender Artillerie von je 10 Kanonen wurden errichtet, die eine in Landshut, die andre in Leipzig, und sie leisteten im nächsten Feldzuge so gute Dienste, daß bald auch Friedrichs Feinde diese Neuerung nachahmten.

Der König war, wie stets, auch diesmal der erste im Felde; weit entfernt, ruhig abzuwarten, bis er von allen Seiten zugleich angegriffen und dann auch sicherlich erdrückt würde, trat er vielmehr überallhin keck entgegen, suchte durch Hervorbrechen hier und dort, durch Streifzüge und Drohbewegungen, besonders aber durch Vernichtung ihrer Proviantvorräthe den Feinden das Herandringen zu erschweren. Auch Seydlitz machte sich mit einer gemischten Truppe von 4000 Mann gegen Mähren hin auf, fand aber die feindlichen Magazine schon in sichern Plätzen geborgen, und brachte nur ein paar hundert Gefangene von seinem Zuge mit heim. Jetzt regten sich auch die Oesterreicher, und da ihnen der Weg durch die Lausitz nicht mehr versperrt war, weil der Prinz Heinrich von Preußen auf einem Streifzuge nach Franken hinein begriffen war, so machten sie Miene, wieder einmal Berlin heimzusuchen. Schnell brach daher Seydlitz aus dem Lager des Königs vorwärts nach Sagan auf, um dem Feinde jenen Eingang nach der Mark zu verschließen; überhaupt lag Seydlitz in dieser Zeit vorzugsweise die Ueberwachung des Feindes ob, und er ver-

wandte auf diese schwierige Aufgabe solche Aufmerksamkeit und Klugheit, daß die Oesterreicher wie gefesselt standen und keinen erfolgreichen Schritt thun konnten. Als Daun und Laudon die Absichten auf Berlin vereitelt sahen, versuchten sie, sich wenigstens mit den Russen in Verbindung zu setzen; aber Seydlitz schlug sogleich Lärm, warf sich als Vortrab des Königs ihnen in den Weg, und griff die ersten Laudon'schen Reiter, deren er ansichtig wurde, ohne sie erst zu zählen, mit solchem Erfolge an, daß an 100 derselben gefangen genommen wurden, und Laudon selbst kaum diesem Loose entging. Seydlitz hatte hier wieder eine rechte Freude an seinen Reitern gehabt und sich von neuem überzeugt, daß sie noch seine Helden von Roßbach und Zorndorf seien, mit denen er, falls er einst einen dritten Hauptschlag zu führen hätte, auf sichern Erfolg rechnen dürfte. Er dachte freilich nicht, daß man von seinen Schwadronen gar das Unmögliche verlangen würde.

Ein entscheidender Tag stand nahe bevor; denn die Russen unter Soltikoff, denen der König im Frühjahre auch eins seiner Streifcorps unter dem General Wobersnow entgegengesandt hatte, waren mittlerweile doch näher und näher herangerückt. 70,000 Mann stark waren sie über die Weichsel gegangen, dann aber an der Warte stehen geblieben, ohne große Unternehmungslust zu zeigen, da sie, wie sie sagten, sich nicht nutzlos für die Oesterreicher aufopfern wollten, während diese ganz still lägen. Endlich rückten sie, von den Franzosen dazu bewogen, doch wieder vor, und zwar geradeswegs auf Berlin zu, worauf auch Daun, wie wir gesehen haben, sich ihnen zu nähern suchte. Friedrich, der, um Daun festzuhalten, im Lager bei

Schmottseifen stand, schickte nun den alten General Dohna nach Polen hinein, die Russen aufzuhalten, ersetzte diesen jedoch bald durch den rüstigen und höchst entschlossenen General Wedell, den er unter dem Titel eines Dictators mit unbegränzter Vollmacht bekleidete. „Ich habe Ihn bei Leuthen kennen gelernt!“ sagte er dem General beim Abschiede und schärfte ihm noch ausdrücklich ein, er solle die Russen angreifen und schlagen, wo er sie finde. Das königliche Abschiedswort war wie ein Feuerstrom in Wedell's Seele, und nur zu pünktlich befolgte er die erhaltene Mahnung. Wo er die Russen fand — es war bei Kay, — griff er sie auch sofort an; aber schlagen konnte er die fast dreifache Uebermacht nicht, — er erlitt die vollständigste Niederlage. So war es die Verwegenheit des preußischen Heldenmuthes selbst, die den Russen den Weg in die Mark öffnete. In der Nähe von Frankfurt a. d. O. lagerten sie sich auf den Kunersdorfer Höhen, wo auch Laudon, den der von Sachsen herbeieilende Prinz Heinrich nicht mehr hatte zurückhalten können, zu ihnen stieß.

Jetzt war es die höchste Zeit, wenn der König Berlin noch retten wollte; denn viel gefährlicher standen die Russen diesmal, als im vorigen Jahre bei Küstrin und Zorndorf: schon hatten sie Frankfurt und damit den Uebergang über die Oder in ihrer Gewalt. Schnell mußte Prinz Heinrich das Lager von Schmottseifen übernehmen, der König selbst aber brach mit seinen besten Truppen nach Frankfurt auf.

Unterwegs machte Seydlitz, der sich wieder beim Vortrabe befand, einen unverhofften Fang. Ein feindliches Bataillon, welches mehren hundert Wagen und einigem Geschütz

zur Bedeckung diente, wurde auf seinem Marsche überrascht. Nur eine Schwadron Dragoner war preußischerseits zur Hand, aber Seydlitz befand sich bei derselben: der Generallieutenant ward wieder zum Schwadronscommandeur; an der Spitze der hundert Reiter nahm er das österreichische Bataillon gefangen.

Nachdem der König durch einige Truppenzuzüge verstärkt worden, sah er 48,000 Streiter um sich versammelt; nun war er gut halb so stark als der Feind, und folglich — nach seiner Art zu rechnen — demselben gewachsen. Geschlagen mußte werden. „Ich werde Alles thun und wagen, was ich nur für möglich halten werde," schrieb er am 8. August dem Minister von Finkenstein; — „entweder singt ihr bald: Aus tiefer Noth schrei ich zu Dir! oder ein Te Deum." In seiner unaufhörlichen Thätigkeit rieb er sich fast auf; sechs Nächte hintereinander hatte er kein Auge zugethan. Aehnliche Unermüdlichkeit muthete er aber auch seinen Truppen zu, erst auf dem Heranmarsch bis zum Feinde und dann in der Anstrengung des Kampfes. Durch Aufbietung aller Kräfte gedachte er den Sieg zu erzwingen, und den letzten Ausschlag sollte wahrscheinlich auch dies Mal Seydlitz geben, der hier ja wieder seine Russen von Zorndorf vor sich hatte.

Am 10. war die letzte Verstärkung im Lager bei Boßen eingetroffen. Es galt kein weiteres Besinnen, man mußte sonst fürchten, es auch gar noch mit Daun's Hauptmacht, die von der Lausitz heranzog, zu thun zu bekommen. Man brach auf. Aehnlich wie es im vorigen Jahre bei Küstrin geschah, marschirte der König auch hier bei Frankfurt vorüber, gegen welches er nur den Obersten von

Wunsch mit drei Bataillonen aufstellte, und bewerkstelligte den Uebergang über die Oder mehr unterhalb bei Reitwen zwischen Lebus und Küstrin, so daß er wieder wie damals von Norden her gegen den Feind anrückte. In der Nacht zum 11. gelangte das Heer in drei Kolonnen auf das rechte Oderufer. Seydlitz, der die Reiterei durch eine Furt bei Oetscher führte, wäre beinahe ertrunken. Während des anscheinend hohen Wasserstandes hatte er sich hier den kleinen aber sichergehenden Polackenpferden, die er meistens ritt, nicht anvertrauen wollen, sondern einen riesigen Holsteiner bestiegen. Auf diesem saß er allerdings auch so hoch, daß er kaum naß wurde, plötzlich jedoch stolperte das Thier und zog ihn mit in's Wasser nieder, so daß er sich mit Mühe nur wieder emporarbeiten konnte. — Nachdem auch die Schiffbrücken eine Bedeckung von 7 Bataillonen und 5 Schwadronen erhalten hatten, rückte der König mit seiner ganzen übrigen Macht auf dem rechten Ufer wieder an der Oder hinauf, und kam am 11. Abends bis Leissow und Bischofssee, wo er den Truppen ein paar Stunden — nur ein paar Stunden — Ruhe gönnte; schon um 2 Uhr frühmorgens setzte die Marschtrommel Alles wieder in Bewegung, und etwas weiter vor den Höhen bei Trettin erblickte man endlich die Stellung des Feindes.

Auf dem rechten Oderufer, etwas oberhalb Frankfurt, erhebt sich eine ziemlich steile Höhenkette; quer in fast rechtwinkliger Richtung gegen den Fuß zieht sie sich längs des Dammes hin, der in die Straße nach Krossen ausläuft. Von der Oder aus erheben sich zunächst die Judenberge, die steilste Gruppe des ganzen Höhenzuges, auf denen sich auch der Judenkirchhof befindet; jenseits fallen die

Judenberge zu einer tiefeingeschnittenen Thalschlucht ab, dem sogenannten hohlen Grund, später Laudonsgrund genannt, der hier die Höhenkette quer durchbricht. Nun steigt der Boden abermals an, bis er zum zweiten Male von einem Querthale, dem Kuhgrunde, durchschnitten wird, jenseits dessen endlich der Mühlberg den Schluß macht. Auf diesen drei Bergmassen standen die Russen, und zwar mit der Fronte gegen Norden gekehrt, weil die Preußen von der Stadt Frankfurt her erwartet wurden. Der linke Flügel auf den Judenbergen hatte die ausgedehnten Niederungen der Oder und das Elsenbruch vor sich, die rechte Flanke dagegen, welche sich auf dem Mühlberge gegen Trettin und Bischofssee hin erstreckte, war durch den vorliegenden Bäckergrnnd und noch weiterhin durch Sümpfe, stehende Gewässer und das nach der Oder hinlaufende Hühnerfließ geschützt. Jenseits dieser Sümpfe beginnt der Frankfurt-Neuendorfer Forst, welcher sich um die rechte Flanke und hinter dem Rücken der russischen Stellung herum bis nahe an die Oder heranzieht. Etwas rückwärts von den Bergen liegt in dem Kuhgrunde, ehe er den Bergrücken nach dem Elsenbruch hin durchbricht, das Dorf Kunersdorf.

Soltikoff hatte seinen Stand gut gewählt; offenbar hatte er sich die vorjährige Erfahrung Fermor's, der jetzt unter ihm befehligte, zu Nutze gemacht. Kamen sie nicht etwa auf dem Damme von Frankfurt her, so konnten ihm die Preußen schwerlich etwas anhaben; Soltikoffs Fronte war fast ebenso unzugänglich wie die Fermor's, der die sumpfige Mietzel vor sich gehabt hatte; noch viel vortheilhafter aber wurde seine Stellung durch die steilen Abhänge, welche er noch zum Ueberfluß stark verschanzt hatte,

so daß er mit seinen 70,000 Russen und vielen Kanonen wie in einer Burg stand und den Sturm von einigen vierzig tausend Preußen wol auszuhalten hoffen konnte.

Auch der König überzeugte sich von den Trettiner Höhen aus, daß den Russen hier in ihrer Fronte nicht beizukommen sei, und gedachte daher, wozu ohnehin die Uebermacht des Feindes mahnte, sich zunächst mit aller Kraft auf einen der feindlichen Flügel zu werfen. Auf dem Judenberge stand der Feind zu steil und zu stark verschanzt, es blieb also nur sein andrer Flügel auf dem Mühlberge für den Angriff übrig. Es sollte wieder links herum eine Umgehung des Feindes werden, wie bei Zorndorf, nur mit dem Unterschiede, daß man nicht erst vollständig in den Rücken herummarschiren, sondern gleich auf die Flanke, sobald sie erreicht wäre, einstürmen wollte.

Der König gab den Marschbefehl. General Fink, der sich mit der Nachhut rechts von den übrigen Marschkolonnen zu halten hatte, mußte mit seinen 8 Bataillonen, 35 Schwadronen und einer bedeutenden Anzahl Geschütze die Trettiner Höhen besetzen, um den Feind auch auf dieser Seite zu beschäftigen, damit er nicht seine ganze Macht dem Hauptangriff entgegenstellen könnte. Die eigentliche Angriffsmasse dagegen brach linksgewandt in der Richtung nach Reppen auf und hatte mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe sie den Feind wirklich erreichte. Zunächst ging es abwärts in die vorliegenden Tiefen hinein, man durchwatete das Hühnerfließ, wand sich zwischen den oben erwähnten stehenden Wassern hindurch und zog sich dann in die Neuendorfer Haide hinein, welche nun den Augen des Feindes den weitern Marsch entzog. Im Walde mußte man doch einen größern

Umweg machen, als man erwartet hatte, und viel kostbare Zeit ging verloren. Endlich war der Saum des Waldes in zwei Treffen erreicht, die Reiterei hatte ihren Posten auf den äußersten linken Flügel eingenommen, und die Schlachtreihe war auf einer vor dem Walde liegenden Anhöhe, der sogenannten Pechstange, geordnet worden. Es ging jetzt auf den Mühlberg zu. Aber die Truppen waren ermüdet; nach einer sehr verkürzten Nachtruhe hatten sie sich auf dem langwierigen Marsche durch Sumpf, Wasser und Haidesand hindurchgearbeitet und waren nun in die heiße Sonne herausgetreten, wo erst die Hauptarbeit beginnen sollte; der Branntwein, welcher verabreicht wurde, konnte auch nur augenblickliche Stärkung bringen; nur langsam kam man vorwärts.

Nach des Königs Plan sollte der Mühlberg rechts durch Fink's Abtheilung, links durch die Reiterei umklammert und so überwältigt werden; sodann wollte er immer den Bergrücken entlang, die Feinde Haufen für Haufen auf einander werfen und so bis zu den Judenbergen hin ihre ganze Linie wie ein Band aufwickeln. Es war trefflich ersonnen; leider nur war der König über die Beschaffenheit der Bergabhänge, besonders über die erwähnten beiden Querschluchten, über die Lage des Dorfes Kunersdorf und die Teiche, welche auf der dortigen Seite der Höhe lagen, nicht gehörig unterrichtet worden, von den Trettiner Höhen aus aber hatte er jene Partien gar nicht überblicken können. Schon stand Seydlitz auf dem linken Flügel bereit; er brauchte sich nur immer mehr links um die Flanke des Feindes herumzuziehen, und konnte dann im günstigen Augenblicke vielleicht einen großen Schlag führen. Aber mußten die

Teiche und der dort überall durchbrochene Boden ihn nicht hindern?

Den Russen hatte es inzwischen auch nicht Ruhe gelassen. Kaum hatten sie die Preußen den Flankenmarsch antreten sehen, so fürchteten sie sogleich für ihren Rücken und machten — wieder wie bei Zorndorf — vollständig Kehrt, so daß sie nun gegen Süden blickend ihren linken Flügel auf dem Mühlberge und den rechten auf den Judenbergen hatten. Ihre Stellung verlor dadurch nichts an Festigkeit: im Rücken war sie nun links gegen den Feind hin durch den Bäckergrund, nach rechts hin durch die Oderniederungen gedeckt; noch weiter hin gegen Frankfurt zu stand Laudon als Reserve bereit und konnte auf einem eigens für ihn aufgeworfenen Damme sich über das Elsenbruch, welches ihn von den Russen trennte, zu gelegener Zeit unmittelbar in den Laudonsgrund hineinwerfen; vor der Fronte mußten die schon erwähnten Teiche einen feindlichen Angriff sehr verzögern, und in unmittelbarer Nähe lag Kunersdorf, welches als Vorschanze dienen konnte und daher sofort besetzt wurde, dazu kamen nun die Verschanzungen an und auf den Bergen selbst, welche von vornherein auf der nördlichen wie südlichen Seite mit gleicher Sorgfalt angelegt waren: links krönte den Mühlberg ein Werk in Form einer Sternschanze, von welchem aus dann ein zusammenhängender Gürtel von Verschanzungen auslief und die ganze Bergkette bis gegen die Oder hin umfaßte, überall stark mit Batterien gespickt, die den verwegenen Preußen, sollten sie den Sturm wagen, Tod und Verderben drohten.

Es ist gegen Mittag. Die Preußen sind nun dem linken russischen Flügel nahe genug gerückt, haben sich zu

Sturmkolonnen gebildet und harren des Augenblicks. Aber für die Grenadiere ist es noch nicht Zeit; die Kanonen haben zu beginnen. Von zwei Hügeln eröffnen die preußischen Batterien ihr Feuer auf die Sternschanzen des Mühlberges; auch Fink's Batterien von Trettin herab legen sich darein, alle nach demselben Ziele gerichtet, und die Schanze ist so von zwei Seiten gefaßt; am mörderischsten wirkt eine Anzahl von Geschützen, die die feindliche Stellung der Länge nach bestreichen. Aber auch die russische Artillerie ist nicht träge; Kanonen auf Kanonen drängen sich auf dem angegriffenen Flügel zusammen, und bald sind an 100 Feuerschlünde dort in voller Thätigkeit.

Eine halbe Stunde hat die heftige Kanonade gedauert. Die Artillerie allein wird's nicht machen, — der Nachmittag kann darüber hingehen; — die Grenadiere vor! — Unter dem Schutze von 60 Kanonen stürmt jetzt der General von Schenkendorf mit 4 braven Bataillonen heran, den Berg hinauf, — nur ein kurzes Stocken — und die Verschanzung ist erstiegen; ein zweiter Sturmhaufe folgt unmittelbar hinterdrein, und die ganze preußische Linie dringt nun innerhalb und zu beiden Seiten der Schanzen vor. Der Feind, in den engen Verschanzungen eingeschlossen, kann sich nicht in gehöriger Breite entgegenstellen; Regiment steht hinter Regiment, und jedes muß einzeln, so gut es kann, zu widerstehen suchen. Vergebliche Anstrengung! Ein Regiment wird stets auf das andere zurückgeworfen und bringt dieses in Unordnung. Nun dringt auch Fink über das Hühnerfließ seitwärts heran, und die Russen, wollen sie von ihm nicht in der Seite gefaßt werden, müssen um so weiter zurück. Der Anfang der Aufwickelung ist glücklich gemacht: die

Schlachtlinie der Russen schrumpft immer kürzer ineinander; den Mühlberg haben die Preußen und dazu 70 russische Kanonen. Auch der preußische linke Flügel hat sich unterdessen näher herangebogen; er findet hartnäckigen Widerstand in Kunersdorf, setzt sich aber dennoch auf dem Kirchhofe fest. Alles geht vortrefflich: man ist nun so gut wie Meister auch des ganzen übrigen Kuhgrundes und kann auf die mittlern Höhen losgehen, die ursprünglich des Feindes Centrum bildeten, jetzt aber zu seiner Flanke geworden sind. Man wird abermals einen Flankensturm machen, nur eine Wiederholung des vorigen, und sich auch dieser Verschanzung bemeistern. — Aber nun kamen die Hindernisse, auf die man nicht gerechnet hatte. Das Fußvolk des linken Flügels, welches links vor Kunersdorf vorbeigehen und dadurch den Feind gänzlich aus der Nähe des Dorfes verscheuchen wollte, hatte plötzlich die dort gelegenen sumpfigen Teiche vor sich, die es verhinderten, in geschlossener Angriffslinie vorzudringen. Ebenso wurde hier die Reiterei zurückgehalten. Desto nachdrücklicher suchte der König in der Angriffsmitte die errungenen Vortheile zu verfolgen; aber bald sah sich das siegende Fußvolk nicht allein ohne eine deckende Reiterei, sondern selbst ohne genügende Artillerie; die Kanonen konnten nicht schnell genug nachkommen, bergan und auf sandigem Boden war es mehr ein Schleppen als Fahren; und von der schwülen Hitze niedergedrückt wollten endlich die Pferde nicht mehr anziehen und die Leute waren zu matt zum Schieben, und selbst zum Antreiben der Gespanne. Im Sturmlauf der Bataillone trat daher eine Stockung ein; man mußte sich zu weiterem Angriff erst wieder fester zusammenschließen. Unheilvoller Verzug! Dunkle russische

Massen wogen von dem andern Flügel nach dem bedrohten Punkte heran, von dem Damme des Elsenbruches her rücken einige östreichische Regimenter zur Hülfe heran, und drei Linien hinter einander stehen jetzt bereit, die stürmenden Preußen zu empfangen. Auch Geschütze, so viele man deren auf den Judenbergen übrig hat, gleiten dort herab und steigen, von zahlloser wohl ausgeruhter Mannschaft erfaßt, diesseits des Laudonsgrundes wieder zu den Höhen empor, wo sie nun, bis in den Kuhgrund hinein, fast eine einzige fortlaufende Batterie bilden.

Aber die Preußen verstehen keine Drohung. Ihre zurückgebliebenen Batterien sind nun ebenfalls heran, und abermals heißt es: Vorwärts! Der König setzt sich selbst an die Spitze der Grenadiere und hört nicht auf Seydlitz, der ihn dem Bereiche der feindlichen Kugeln entreißen will; „Ei, was! die Mücken spielen nur!“ mit den Worten führt er seine Schaaren zum Sturm. Gewaltig ist der Stoß, aber ebenso gewaltig der Widerstand. Die Kampfwuth der Angreifenden wächst, aber desto verwüstender fährt das feindliche Feuer aus der Höhe in ihre Reihen nieder. Jedoch stets von neuem erschallt das preußische Vorwärts! immer heißer entbrennt der Kampf, die Schlacht steht. Jetzt will der König ein entscheidendes Gewicht in die Waagschale werfen. Es ist das alte glänzend bewährte Mittel. Wo ist die Reiterei? Sie steht noch auf dem äußersten linken Flügel versammelt; sie hat die Tiefe vor sich und kann nicht an den Feind herankommen. So soll es denn das Fußvolk allein leisten. Es erneut, es verdoppelt seine Anstrengung, aber kommt nicht vorwärts. Nun soll die Reiterei durchaus angreifen. Sie hat sich glücklich zwischen den Teichen hin-

durch gezogen und steht diesseits aufgeritten, jedoch für Bewegungen in Masse fehlt ihr das freie Feld, und gegen befestigte Höhen kann sie schwerlich etwas ausrichten; bei Zorndorf war es anders, da hatte man eine weite sanft abgleitende Fläche unter den Hufen, auf der man in ungehemmtem Fluge auf die feindlichen Batterien herabgefahren war. Seydlitz stellt dies dem Könige vor, und läßt seine Reiterei nach wie vor stillhalten. Da reißt des Königs letzte Geduld: „Er soll in's Teufels Namen angreifen," lautet sein Befehl. Wohlan denn! Auf des Königs Verantwortung sprengt Seydlitz an der Spitze eines Kürassierregiments — nur eins läßt die Beschränktheit des Raumes zu — gegen die verschanzten Höhen an. Aber es kommt, wie vorausgesehen. Fast das ganze Regiment ist nutzlos hingeopfert; der Angriff gänzlich verunglückt. Auch Seydlitz selbst ist verwundet, eine Kartätschenkugel hat ihm die rechte Hand im Degenkorb zerschlagen; ohnmächtig ist er aus dem Getümmel entfernt worden, und sein Beistand für die noch übrige Kampfarbeit verloren. Als der König sich kurz darauf nach Seydlitz' Befinden erkundigen läßt, hat dieser sich wieder etwas erholt und gibt die Antwort zurück: es habe ihn nur eine von jenen Mücken gestochen. — Was Seydlitz' Führung nicht gelungen war, konnte ohne ihn noch weniger glücken. Ein Reiterregiment nach dem andern versuchte die Aufgabe, jedoch jedes mußte mit schweren Verlusten wieder zurück; Seydlitz aber konnte seinen Unmuth über diese übelangebrachten Reiterangriffe kaum noch verhehlen, und als der Prinz von Würtemberg ihm zurief, daß er eben auch den Judenkirchhof bestürmt hätte, antwortete er: „Aber wo hat man je gehört, daß bloße Reiterei

Festungswerke erstürmt?“ Die großen Verluste und das wiederholte Zurückweichen der preußischen Reiterei machten endlich auch die feindliche dreister, sie brach hervor, warf sich auf die erschöpften preußischen Schwadronen und zwang sie, gänzlich den Kampfplatz zu räumen.

Jetzt kam wieder an das Fußvolk die Reihe, die Scharte der Reiterei auszuwetzen und neue Vortheile zu erringen. Das ganze zweite Treffen rückt vor, und die Donner der Schlacht brechen mit verdoppelter Wuth wieder los. Die feindlichen Kugeln furchen entsetzlich die stürmende Kolonne, aber sie wankt nicht, sie stockt nicht, sie dringt weiter; mächtiger als der Donner der feindlichen Geschütze klingt den preußischen Kriegern des Königs Ermunterungsruf, heller als das Gesprühe der Feuerschlünde leuchtet seine Gestalt. Jetzt beginnt das Prasseln des Gewehrfeuers, — aber bald hört es wieder auf, — es ist ein Bajonnettangriff; weiterhin wiederholt sich dasselbe Prasseln, dann dieselbe Pause, von dumpfem Kampfgeschrei ausgefüllt; sie müssen jetzt mitten in den feindlichen Schanzen sein; — „der Spitzberg — die Batterie ist gewonnen!“ man hört dies nur, erkennen läßt sich nichts mehr, so hat das Dampfgewölke der Schlacht Alles verschlungen.

Es ist Abends sechs Uhr. Der Feind, heißt es, hat viele Menschen verloren und ist in großer Verwirrung. Alles steht günstig, und der Sieg scheint errungen; schon fliegen Eilboten mit der Meldung nach Berlin und Breslau. Es war aber auch Zeit! Das heldenmüthige Fußvolk hat sein Aeußerstes daran gesetzt und fast Alles allein gethan, — länger könnte es solche Anstrengung nicht aushalten, die Blutarbeit ist unerhört, und Geschützfeuer, Pulverdampf und

Sonne verbreiten eine erstickende Gluth. Es ist genug gethan für heute; es wäre schon mit dem gewonnenen Mühlberg genug gewesen, und es ist kein Zweifel, die Russen verlassen über Nacht freiwillig ihre Stellung; ein neuer verzweifelter Kampf wäre Vernichtung für die erschöpften Sieger!

Allein der König hört nicht auf solche Vorstellungen; er hört nicht auf Fink, nicht auf Seydlitz, die doch sonst nicht wenig bei ihm galten, er achtet nicht auf die abmahnende Stimme der meisten übrigen Generale. Die Russen sollen heute nicht wieder davon kommen wie damals; sie sollen nicht bloß besiegt, sie sollen vernichtet werden! Schon ist ihnen ja der Rückweg abgeschnitten, denn Frankfurt ist dem Obersten von Wunsch in die Hände gefallen; sie können also gänzlich aufgerieben werden und sie sollen es! — so stand es beim Könige fest. Aber gerade das, was der König als ein Glück für sich, als ein Unheil für die Russen begrüßte, sollte ihm selbst verhängnißvoll werden. Die Russen, ohnehin aufs Feststehen wie kaum eine andere Truppe geschult, hatten nun, da Frankfurt verloren war, keine Wahl mehr: sie mußten stehen, wo sie standen, sie mußten siegen oder sterben. Ingrimm, Wuth, verbissene Hartnäckigkeit waren von diesem Augenblicke an das Einzige, was sie beseelte, und das sollten die zum Tode ermatteten Preußen nun zu ihrem Verderben erfahren.

Der König also treibt seine Truppen zur letzten gewaltigsten Kraftanstrengung an. Dort auf den steilen Judenbergen steht jetzt die ganze noch übrige Macht der Russen zusammengedrängt; noch vor Nacht muß das Alles herabgestürzt sein, und schon neigt sich die Sonne zum Unter-

gang; auf, die Höhen hinan! — der letzte unheilvolle Sturmlauf beginnt. Plötzlich scheint der Boden unter dem stürmenden Fuße zu versinken, statt aufwärts geht es hinunter, die Kolonnen gleiten in die Tiefe. Es ist der Laudonsgrund, in welchen so unerwartet das preußische Fußvolk hinein gerathen. Die braven Bataillone stutzen, die Feinde aber fühlen ihren Vortheil und widerstehen mit doppelter Kraft. Und nun, um das Unglück der Preußen voll zu machen, dringen plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, aus dem Hintergrunde der Schlucht Laudon's kampfesfrische Schaaren heran. Da ist es entschieden, der schon gewonnene Siegerkranz ist zerrissen. Von den Oestreichern in der Flanke gefaßt, schwanken die Preußen zurück. Des Königs Thätigkeit ist übermenschlich; noch weiß er Rath und denkt den verderblichen Stoß abzuwenden. Seine Adjutanten fliegen zur Reiterei, die sich hinter dem linken Flügel wieder aufgestellt hat. Sofort setzt diese sich in Trab nach dem rechten Flügel hin, um dort die in den Laudonsgrund hineinstürmenden Oestreicher in der Flanke anzugreifen. Auch dieses Rettungsmittel schlägt fehl, die Reiter vermögen nichts mehr auszurichten. Da macht der König noch die letzten Versuche mit dem Fußvolk. Aber Laudon's Geschütze fahren auf und werfen Alles auseinander, was noch Stand halten will. Bis auf 150 Schritt herangedrungen, fast schon unter den Kanonen der letzten russischen Batterie, wenden die Bataillone den Rücken; der König vermag sie nicht mehr zum Stehen zu bringen, sie lösen sich auf; sie gerathen vor die Pferde der feindlichen Reiterei, kein Seydlitz ist da mit seinen Reitern, die Flüchtigen vor den feindlichen Rossen zu decken; Alles ist eine einzige verwirrte Flucht. Vergebens

wirft sich der König immer noch den Fliehenden entgegen, er kann den allgemeinen Schrecken nicht bannen. Noch steht er wie ein Fels im Alles hinwegschwemmenden Wetter; er bietet seine Brust dem mörderischen Kugelregen, fast schon einsam, denn seine Getreuen um ihn her sinken einer nach dem andern, zwei Adjutanten sind tödtlich verwundet; sein eigenes Pferd, der braune „Vogel", sinkt unter ihm zusammen; kaum hat er ein anderes Roß bestiegen, so ist auch dieses getroffen; das letzte Reservepferd schäumt und bäumt und ist nicht mehr zu bändigen. Aber noch will der König nicht zurück; ein Adjutant bietet ihm sein eigenes Pferd an, und er besteigt es; aber kaum ist er aufgesessen, so fühlt er selbst den Schlag einer Kugel, und nur dem goldenen Futteral in der Tasche, welches den Schuß abschwächt, verdankt er seine Rettung. Das ganze noch übrige Gefolge dringt jetzt in den König, sich zurückzuziehen, aber er hat darauf nur die Antwort: „Wir müssen hier Alles versuchen, die Bataille zu gewinnen, und ich muß hier so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun!" Aber auch ein so unerschütterlicher Sinn kann nichts mehr helfen; die Niederlage ist so vollständig, wie sie noch nie ein preußisches Heer erfuhr. Der König selbst entgeht der Gefangenschaft nur wie durch ein Wunder: so eben dringt die feindliche leichte Reiterei in dem Hohlwege auf ihn ein, da jagt ein rettendes Häuflein heran — es sind 100 der treuen Leibhusaren des Königs, — sie werfen sich den Feinden entgegen, nehmen den König in ihre Mitte und entreißen ihn glücklich der drohenden Gefahr.

So war's, wie der preußische Heldenkönig bei Kunersdorf unterlag.

Die zerstreuten Trümmer der geschlagenen Armee trieb das Entsetzen die ganze Nacht hindurch in der Irre durch Feld und Wald. Die Soldaten wußten sich in ihrer Bestürzung gar nicht zu fassen, und auch die Führer waren rathlos. Wo nur ein Geräusch wie von Kosacken sich hören ließ, floh das Fußvolk gleich gehetztem Wild von dannen. Nur ein unbedeutender Haufe blieb zusammen, ging noch in der Nacht bei Reitwen über die Oder zurück, und richtete sich, so gut es gehen wollte, auf den dortigen Höhen eine Art Lager ein. Der König brachte diese fürchterlichste Nacht seines Lebens in dem Dorfe Oetscher in einer öden Hütte zu, die ihm nichts als ein Bund Stroh bot. Sein elendes Obdach war ein Abbild seines eigenen trostlosen Innern. Noch nie hatte er sich so niedergeschmettert gefühlt. Von seinen 48,000 sah er kaum noch 3000 Mann um sich versammelt! Da konnte wol selbst einen solchen Kraftgeist ein Gefhl der Verzweiflung beschleichen. Er glaubte in der That Alles verloren und versenkte sich so sehr in diesen Gedanken der Vernichtung, daß er sich zwei Tage lang in dem Schlosse von Reitwen, welches er demnächst bezog, von aller Welt abschloß. Jedoch bald richtete sich sein Geist mit der alten Federkraft wieder empor. Die feindlichen Anführer selbst erleichterten ihm dies, denn statt mit einem letzten Schlage die preußischen Heeresreste völlig zu vernichten, kamen sie zuvörderst zusammen, um reiflich zu überlegen, ob die Verfolgung der Preußen überhaupt räthlich sei, geriethen darüber in ein eifriges Victoria-Zechen und ließen Preußen Preußen sein. — Der König tritt aus seiner Abgeschiedenheit wieder hervor; Muth und Kraft sind neu erstanden; auch ein kleines

Heer ist wieder da, und Friedrich bietet den erstaunten Feinden von neuem die Stirn; er ist abermals gerettet und mit ihm sein Land.

XI.

Seydlitz verwundet.

Kehren wir nun zu dem verwundeten Seydlitz zurück. Die Handquetschung, welche er davon getragen, erheischte die sorgfältigste Kur und zwang den Helden, dessen Element die Schlacht war, zu langer Unthätigkeit. Schon bald nach Empfang der Wunde war sein Zustand bedenklich geworden. Das in solchen Fällen gewöhnliche Wundfieber hätte weniger zu sagen gehabt; aber ein Schlagfluß war hinzugetreten und in Folge dessen eine krampfartige Mundsperre, welche mehre Tage den ärztlichen Bemühungen trotzte und dem Kranken während dieser Zeit sogar den Gebrauch der Sprache nahm. Beim Heere konnte Seydlitz daher nicht bleiben. Berlin, vor den Kriegsstürmen noch am meisten gesichert und im Besitze der reichlichsten Mittel zur Pflege des Kranken, schien der passendste Ort für ihn, und so wurde er alsbald dorthin geschafft. Hier nahm zwar seine Wunde bald ein besseres Aussehen an, aber der Körper im Ganzen blieb nach wie vor so krankhaft, daß an Wiedereintritt in den Dienst sobald nicht gedacht werden konten.

Peinlich genug war unserm Helden dies angenöthigte Feiern, zumal da er sah, wie sein hartbedrängter König, den die Feinde diesmal, wie es schien, gar nicht zur Winter=

ruhe kommen lassen wollten, alle übrigen Waffengefährten zu doppelter und dreifacher Thätigkeit aufrief. Womit sollte er seine Unruhe beschwichtigen? — Da nahte ihm die theilnehmende Sorge aus der Ferne, die wohlthuendste, die es für Seydlitz gab. Der König war es, der mitten in Drangsal und Gefahr sich auf das Angelegentlichste um seinen kranken Waffenbruder bekümmerte, und ihn, gewissermaßen als geistiger Krankenwärter, zu beschäftigen, anzufrischen und aufzurichten suchte. Zunächst sandte er ein von ihm selbst verfaßtes Buch als Geschenk; es waren die Betrachtungen über Karls XII. Feldzüge. Dieses Buch gewährte dem langsam Genesenden, der durch und durch Soldat war, die geignetste Lectüre, und obgleich äußerlich von seinem königlichen Kriegsmeister getrennt, genoß er nun doch dessen geistige Gesellschaft, da er ihn aus jeder Zeile des Buches zu sich reden hörte. Auch an Briefen fehlte es nicht, in denen der König sich theilnehmend nach Seydlitz' Befinden erkundigte. Durch Alles dies wurde Letzterem die Krankheitszeit nicht wenig erleichtert, auch wandte sich nun sein Zustand mehr und mehr zum Bessern, so daß er hoffen durfte, mit dem Beginne des neuen Feldzuges von 1760 die Führung der Reiterei wieder übernehmen zu können. In dieser Zeit dachte er auch daran, sich einen Hausstand zu gründen, und am 18. April verheirathete er sich wirklich mit einer Gräfin von Hacke.

Sehnlichst wurde Seydlitz bei dem Heere zurückerwartet; man glaubte ihn nicht entbehren zu können. Eine wie hohe Meinung man dort von ihm hatte, zeigt sich auch in Bezug auf die Niederlage von Kunersdorf. Auf dem Anmarsche gegen die Russen hatte man wol ziemlich allgemein

gehofft, daß Seydlitz aus Kunersdorf ein zweites Zorndorf machen sollte; Seydlitz selbst freilich hatte auf den ersten Blick erkannt, daß auf dem Kunersdorfer Boden von der Reiterei wenig zu erwarten sei, aber die Menge blieb bei ihrer Meinung, und wäre es nur um Ruhm zu thun gewesen, so hätte Seydlitz sich zu seiner Verwundung Glück wünschen können, denn als nun die Schlacht verloren war, hatte er sie nicht mit verloren, allgemein ging die Rede: wäre er nur heil geblieben, so hätte man gesiegt, — und er war so unter den preußischen Anführern der einzige, dessen Feldherrnruf durch die Niederlage eher zu gewinnen als zu verlieren schien. Besonders fühlbar wurde Seydlitz' Abwesenheit in den Bedrängnissen, welche unmittelbar auf die Schlacht bei Kunersdorf folgten. Seiner Entschlossenheit und seines gewichtigen Armes gedachte man oft unter den Schwierigkeiten, denen man von Stunde zu Stunde zu erliegen fürchtete, bis es endlich doch der wunderbaren Spannkraft des Königs gelang, sich und die Seinigen aus der verzweifelten Lage emporzuschwingen. Für den beginnenden neuen Feldzug wenigstens wollte man den Helden nicht missen, in dem man gewissermaßen das ganze Vermögen der Reiterei vereinigt sah. Das ganze Heer rief nach Seydlitz. Aber der König rief ihn nicht, er wollte den erst halb Genesenen schonen. Seydlitz indessen sah deutlich die Noth des Königs. Die Kräfte sind verbraucht, 90,000 Streiter sind Alles, was man gegen die 200,000 der Gegner aufgebracht hat. Und was für Truppen sind es? Es sind nicht die alten Kernsoldaten, mit denen Preußens Siege erfochten wurden — diese hat er selbst bei Kollin, Zorndorf und Kunersdorf fallen sehen —, es

sind meist blutjunge Rekruten, die Offiziere zum Theil wahre Knaben, die eben erst aus den Kadettenhäusern herbeigeholt wurden; manches Infanterieregiment hat überhaupt nur den fünften Theil der nöthigen Offiziere aufzuweisen. Es ist offenbar, den Preußen bleibt nur noch der Kampf für einen ehrenvollen Untergang, — und diesen gedenkt Seydlitz mitzukämpfen. — In solcher Stimmung beachtete Seydlitz es nicht, daß seine Hand noch nicht völlig wieder geheilt war, daß er das Kinn noch in der Binde tragen mußte, und daß ihm das Kommandiren Anstrengung kostete; im Falle einer Schlacht glaubte er seinen Posten ausfüllen zu können. Noch weniger durfte ihn seine neubegründete Häuslichkeit zurückhalten; schon in den ersten Tagen nach der Vermählung entriß er sich wieder den Armen seiner jungen Gattin, und eilte zum Könige nach Leipzig, von wo er diesem weiter in das Lager bei Meißen folgte.

Der König unternahm es mit seinen verhältnißmäßig äußerst geringen Streitkräften, Sachsen, welches während des unglücklichen Zuges gegen die Russen verloren gegangen, aber trotz des niederschmetternden Schlages von Kunersdorf im Spätjahr doch wieder bis auf Dresden zurückerobert war, gegen die Oesterreicher zu behaupten. Deswegen, um Daun von weiterem Vordringen abzuhalten, wurde das Lager von Katzenberg*) unweit Meißen bezogen. Da nur von einem Abwehrungskriege die Rede sein konnte, Daun auch nicht eben Lust zeigte, sich viel zu rühren, so war keine Aussicht auf bedeutende Unternehmungen vorhanden.

*) Die sogenannten Katzenhäuser.

Bei diesem Stande der Dinge hätte Seydlitz wol nicht nöthig gehabt, mit seiner Ankunft so sehr zu eilen, sondern ruhig seine vollständige Genesung abwarten können. Bald indessen glaubte er doch wieder Anstalten zu bemerken, die auf etwas wie eine bevorstehende Schlacht hinwiesen, und da bot er wiederholt dem Könige seine Dienste an. Der Letztere stellte die Schlachtgedanken, welche Seydlitz bei ihm vermuthete, gänzlich in Abrede, und lehnte sein Anerbieten freundlich ab, wobei er ihn mit der Aeußerung zu beschwichtigen suchte, er werde es ihm schon sagen, wenn er seiner bedürfe. So mußte Seydlitz also falsch gesehen haben; und doch machte er Tags darauf dieselbe Wahrnehmung und hörte sogar selbst, wie der König mehren Generalen ihre Posten anwies. Kurz, es stand bei ihm fest, daß etwas im Werke sei, und obgleich es nun doch nicht zum Schlagen kam, so blieb bei ihm nun einmal Thatsache, daß er zurückgesetzt worden sei, und dies peinliche Gefühl litt ihn nicht länger im Lager; „er sehe nun deutlich, daß der König seiner nicht bedürfe," in solchen und andern Worten machte sich seine gereizte Stimmung Luft, vergebens war das Bitten seiner Reiter, die ihn nicht von sich lassen wollten, er kam um Urlaub ein und ging nach Berlin zurück. Beim Könige aber mochte die Art, wie sich Seydlitz in diesem Falle benahm, keinen besonders vortheilhaften Eindruck hinterlassen haben, wenigstens macht sich von da ab einige Zeit hindurch eine gegenseitige Verstimmung zwischen König und General bemerklich.

Die Kriegsbewegungen kamen nun allmählich wieder in Gang. Friedrich raffte sich trotz seiner unzulänglichen Mittel mehr und mehr auf, Muth und Beharrlichkeit blieben

noch seine treuen Verbündeten. Es war so zu sagen ein Muth des Trotzes: da seine Gegner von einem billigen Frieden nichts wissen, sondern ihn ganz und gar unterdrücken wollten, so gedachte er ihnen wenigstens zu zeigen, welch' eine saure Arbeit sie sich erwählt hätten. Fouqué wurde bei Landshut mit 10,000 Mann und 68 Geschützen fast gänzlich vernichtet; Glatz hatte sich schmählich an Laudon ergeben; der König selbst mußte von Dresden, welches er mit aller Macht bombardirte, wieder ablassen, da Daun mittlerweile zum Entsatze der Stadt angelangt war. Nun galt es, wenigstens von Schlesien so viel als möglich zu retten, denn dort war Prinz Heinrich nahe daran, den Russen unter Soltikoff zu erliegen. In 5 Tagen eines ununterbrochenen Marsches legte der König 19 Meilen zurück, in Begleitung einer seltsamen Vor- und Nachhut, nämlich des voraufziehenden Daun und des nachrückenden Lacy, die ihn nicht aus den Augen ließen, jedoch nicht anzugreifen wagten. Durch des Königs Schnelligkeit überrascht entschloß sich Soltikoff schon zum Rückzuge und ließ sich nur zum Bleiben bewegen, als Daun ihm versprach, mit Laudon und Lacy vereint die Preußen anzugreifen. Bei Liegnitz sollte die Schlacht geliefert werden. Der König aber kam zuvor. In der Nacht des 15. August um 1 Uhr früh rückte er aus seinem Lager und traf bald auf den in vollem Anzuge begriffenen Laudon, der ihn überraschen wollte und nun selbst der Ueberraschte war. Um 6 Uhr waren nach dreistündigem Gefechte 32,000 Oesterreicher von 14,000 Preußen geschlagen. Zwar konnte dieser Sieg über einen Theil des Feindes keine bedeutenden Folgen haben, aber es war doch immer ein Sieg, und in ganz

Preußen, wo man schon jeder Hoffnung entsagt hatte, athmete man wieder auf. Am 3. November folgte der höchst blutige Sieg bei Torgau, der Friedrich's Feinden endlich wieder Respect einflößte, ihm selbst bequeme Winterquartiere in Leipzig und der preußischen Sache überhaupt eine günstigere Wendung gab.

An diesem Feldzuge hatte Seydlitz sich nicht handelnd betheiligt, aber mit lebhafter Theilnahme und den besten Wünschen hatte er ihn aus der Ferne verfolgt. Von den Hauptaffairen benachrichtigte ihn der König selbst, so von den Schlachten bei Liegnitz und Torgau. Mit besonderer Freude ergriff der König nach der Liegnitzer Schlacht die Gelegenheit zu brieflicher Mittheilung an Seydlitz; denn den Ruhm, den dieser persönlich zu erringen verhindert war, hatten bei Liegnitz seine Reiter für ihn erworben. Es war wieder einmal ein Glanztag für die preußische Reiterei gewesen: die 15 Schwadronen des linken Flügels hatten mit Hülfe einiger Bataillone Fußvolk, die ihnen zum Rückhalt dienten, Laudon's weit überlegene Reiterei in die Flucht geschlagen, und als nun der ganze linke Flügel zum Angriff übergegangen war, hatten sich besonders die Kürassiere Seydlitz hervorgethan, indem sie von dem Leibregimente unterstützt, das feindliche Fußvolk zu Boden ritten und größtentheils gefangen nahmen. Nach errungenem Siege war den Kürassieren die gebührende Ehre geworden: der König hatte das Regiment abgesondert bei sich vorbeimarschiren lassen und ihm Anerkennung und Dank ausgesprochen. In der Antwort auf das königliche Schreiben konnte Seydlitz über seinen Gesundheitszustand nichts Erfreuliches melden, denn er war wieder kränker geworden.

„Aus dem Bette, in welches mir üble Zufälle geworfen," schrieb er „lege Ew. Königlichen Majestät meine unterthänigste Gratulation zu Füßen, und wünsche, daß die Prise von Dresden diesem großen Siege folgen möge, noch mehr aber wünsche, daß nicht durch üble Folgen die Kontusion, so Ew. Majestät erhalten *), uns den Sieg vergälle...... Der ich bis zum letzten Tage meines Lebens in unwandelbarer Treue beharre" u. s. f.

Seydlitz' Genesung zog sich sehr in die Länge und dauerte bis gegen den Frühling 1761 hin. Der König verfehlte nicht, ihn von Zeit zu Zeit durch aufrichtige Theilnahme aufzumuntern, und ließ in seinen Briefen deutlich merken, wie gern er seinen General wieder im Felde hätte. In einem der ersten Schreiben hofft er mit nächstem von Seydlitz' vollständiger Genesung und Diensttüchtigkeit zu hören; in einem spätern ist es eine förmliche Einladung: „Da ich Euch wiederum zu sehen und zu sprechen sehr verlange, so wird es mir sehr lieb sein, daferne Eure Kräfte es sonsten zugeben wollen, wenn Ihr nächstens anhero kommen werdet." Aber des Königs Wunsch ging immer noch nicht in Erfüllung; Seydlitz' Zustand hatte sich neuerdings wieder sehr verschlimmert, und im Januar antwortete er auf jene Einladung: „Seit zwei Tagen ist es dermaßen umgeschlagen, daß Ew. Königliche Majestät gnädiges Schreiben im Bette erhalten; es gehet soweit, daß sogar das Gedächtniß leidet, ein Umstand, den außer Ew. Königlichen Majestät noch niemanden habe entdecken wollen....

*) Der König hatte nämlich eine Kugel in die Weichen bekommen, war jedoch im Uebrigen wie immer unverletzt geblieben.

Befehlen Ew. Majestät aber, daß ich die Gnade haben soll, Ihnen den Rock zu küssen, so soll nach erhaltener Ordre nichts als der Tod mich davon abhalten." Den König mochte es doch einigermaßen befremden, daß seine Briefe Seydlitz stets wieder im Bett antrafen, und nachdem er bei seinem Leibarzte Geheimrath Cothenius, der mit Seydlitz' Arzte correspondirte, nähere Erkundigungen eingezogen, war er, wie es scheint, zu der Ansicht gekommen, Seydlitz werde in Berlin verweichlicht und sei zum Hypochonder geworden, man müsse ihn daher vor Allem aus dem Krankenzimmer heraustreiben. Umgehends sandte er ein neues Schreiben an Seydlitz, in welchem er ihm vorstellte, daß Bewegung ihm zuträglich sein würde, daß er also die Reise zur Armee unternehmen müsse. Gegen den Schluß des Briefes heißt es: „.... als hoffe ich, Ihr werdet Euch im Stande setzen, solche Reise hierher anzutreten, um Euch nicht außer Stand zu bringen, jemalen zu einer recht guten Gesundheit gelangen zu können oder besser zu werden." Eigenhändig hatte der König noch hinzugefügt: „Die Leipziger Luft wird Ihm gesunder wie die Berliner seind." Aber Seydlitz kam auch jetzt noch nicht, auch mit dem Eintritt des Frühlings noch nicht. Seine Krankheit war keine eingebildete; sie machte ihm in der That das Reisen immer noch unmöglich, sonst würde er schwerlich solchen beredten Aufforderungen seines huldvollen Königs widerstanden haben.

In allen diesen Briefen klingt nicht der leiseste Mißton an; es findet sich keine Spur mehr von jener Verstimmung, die im letzten Frühjahr zwischen dem Könige und Seydlitz eingetreten war. Der König ist ganz Wohlwollen und zeigt die regste Sorge um den kranken Helden; dieser ist von

dem besten Willen beseelt, und bedauert nur, daß er seine Ergebenheiten noch nicht durch Thaten beweisen kann.

Und dennoch hatte Seydlitz in dieser Zeit seines Siechthums auch einen thätlichen Beweis seines patriotischen Eifers gegeben und seinen Degen nicht gänzlich ruhen lassen; seine That hatte auch des Königs Wohlgefallen in hohem Grade erregt, und gewiß ihr Theil dazu beigetragen, daß dieser, wie wir gesehen haben, ihm wieder seine volle Gunst zuwandte. — An einem Octobertage des Jahres 1760 las der König in einem von d'Argens eingegangenen Briefe folgende Stelle; „Ich muß, Sire, dem General Seydlitz und dem General Knobloch alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen, welche die Bürger von Berlin ihnen schuldig sind. Diese Männer, beide verwundet, brachten die ganze Nacht auf der Batterie der angegriffenen Thore zu und retteten Ihnen ihre Hauptstadt." — Seydlitz also der Retter von Berlin? — Die folgende Schilderung wird zeigen, inwiefern er diesen Ehrentitel verdiente.

Während der König noch immer in Schlesien darauf harrte, daß Daun, den er an jeder Unternehmung hinderte, der Sache dort müde werden und nach Böhmen abziehen sollte, hatten die Oesterreicher und Reichsvölker in Sachsen die viel zu schwache Hülsensche Schaar zurückgedrängt und auch Torgau nnd Wittenberg abermals erobert, von wo aus sie nun sogar die Mark bedrohten. Von der Oder her drangen ebenso die Russen unter Tottleben und Czernjschew gegen Berlin vor. Zwar machte sich der König, als er von diesem doppelten Vorgehen der Feinde Nachricht erhielt, sofort zum Schutze seines Stammlandes auf; aber nur jene von der Elbe her kommenden konnte er

noch verscheuchen, die Russen nicht mehr, — sie waren ihm schon über Guben und Beeskow zuvorgekommen. Am 3. October drang Tottleben über Köpenick gegen das nur noch zwei kleine Meilen entfernte Berlin vor. Diese Stadt, welche, im märkischen Sande gelegen, weder durch Sümpfe noch durch ein quer fließendes Wasser gegen den bequem längs der Spree anrückenden Feind geschützt war, hatte überdies damals noch nicht einmal die Ringmauer, mit der sie erst 1801 umgeben wurde, sondern nur einen Pallisadenkranz, gewiß eine zu dürftige Schutzwehr gegen eine Truppenmacht von 20,000 Mann. Auch die Besatzung der Hauptstadt bestand nur aus Invaliden und Kranken; jedoch gab es Männer unter diesen, — ein Seydlitz war ja da! — Sobald der Stadtkommandant General von Rochow nur die Absicht merken ließ, sich mit der Mannschaft nach Spandau zurückzuziehen, erhob sich Seydlitz von seinem Krankenlager — er fühlte keine Schwäche mehr, — seinem Beispiele folgte der General von Knobloch, dessen Wunden gleichfalls noch nicht zugeheilt waren, und auch der greise Feldmarschall von Lehwald, der 1758 schon bei Großjägersdorf gezeigt hatte, daß er den Russen nicht ausweiche, schloß sich ihnen an. Wehe dem, der noch von Abziehen gesprochen hätte! Alles, was einmal Soldat geheißen hatte, mit und ohne Uniform, kam in Bewegung; selbst die Bürger blieben nicht zurück, ein Theil lief nach Waffen, die andern fuhren und trugen Wagen, Balken, Steine und Schutt herbei, warfen auf der bedrohten Seite der Stadt einen Graben aus, und thaten überhaupt Alles, was sich in der Eile thun ließ, die Stadt, besonders die beiden am meisten bedrohten Thore, das Köpenicker und

Kottbuser, zu befestigen. Seydlitz rechnete es sich hier zur Ehre, zum Anführer einer unbedeutenden Freischaar herabzusteigen. Sowie er sich auf der Straße zeigte, schloß sich Alles, was an wehrhafter Mannschaft zur Hand war, selbst Freiwillige von der Bürgerschaft, an ihn an. Zunächst galt es, den Feind zu recognosciren. Seydlitz wählte daher die Marschfähigen aus seiner Miliz, und zog mit der kleinen Schaar zum schlesischen Thore hinaus. — Nicht allzuweit war er auf der durch den großen Köpenicker Wald führenden Straße vorgerückt, so stieß er auch schon auf den russischen Vortrab, die Kosacken. Diese stutzten nicht wenig über die bewaffnete Schaar, die ihnen plötzlich die Waldstraße vertrat, da sie von der als wehrlos bekannten Stadt keinen Widerstand vermuthet hatten. Indessen schämten sie sich anfangs doch, von einem so winzigen Häuflein sich Halt gebieten zu lassen, und versuchten, sich den Weg mit ihren Lanzen zu öffnen. Aber, sowie sie in Schußweite kamen, sanken die vordersten einer nach dem andern vom Pferde, und nach ebenso vergeblich wiederholtem Angriffsversuche hielt der ganze übrige Schwarm es für's Beste, zu der Hauptheeresmasse zurückzukehren. Seydlitz wußte nun sehr wohl, daß hier an ein weiteres Vordringen nicht zu denken war; das feindliche Haupttreffen konnte nicht mehr weit sein, sicher wenigstens hatte man in der nächsten halben Stunde — er kannte die Kosacken zu gut — die ganze Kavallerie des Feindes auf dem Halse; es war die höchste Zeit, wenn man die Stadt wieder erreichen wollte. Er begnügte sich mit dem siegreichen Scharmützel und kehrte um. An den beiden Thoren gab es noch Arbeit die Hülle und Fülle: in aller Eile erhöhte man noch die aufgeschüt-

teten Erdwälle, Schützen mußten sich hinter einem Stückchen Mauer, welches damals schon stand, aufstellen, und sogar ein paar dreipfündige Kanonen, die bisher nur zu harmlosen Jubelschüssen gedient hatten, wurden herbeigeschleppt und schußfertig gemacht. Man war noch mitten in der Arbeit, da rückten die Russen auch schon zum Angriff heran, beschossen die Stadt von 5 Uhr Abends bis 3 Uhr früh mit Stückkugeln und Bomben, und setzten den Vertheidigern der Thore hart zu. Aber die Stürme wurden stets glücklich abgeschlagen, und das Hauptverdienst dabei hatte Seydlitz, der sich keine Stunde Schlaf gönnte, unaufhörlich anordnete und ermunterte, und durch sein eigenes Beispiel Alles begeisterte. Indessen bald kam die Nachricht, daß bei den Russen nun auch Czernjschew's Corps eingetroffen, von der Havel her aber Lacy mit den Oesterreichern schon bis Charlottenburg herangedrungen sei, und man sah nun, daß Berlin nicht länger zu halten war. Zwar war mittlerweile auch ein preußischer Truppentheil unter dem Prinzen von Würtemberg und ebenso Hülsen von Koswig her zum Entsatze herangerückt, aber auch sie waren der vereinigten Macht der Feinde nicht gewachsen und zogen sich mit der übrigen Besatzung durch die Stadt nach Spandau. Ebendahin begab sich auch Seydlitz.

Das weitere Schicksal der Hauptstadt sei hier nur noch kurz angedeutet. Nach Abschließung der Kapitulation zwischen dem Generallieutenant von Rochow und Tottleben hielt letzterer am 8. October früh um 8 Uhr seinen Einzug, begnügte sich mit $1\frac{1}{2}$ statt 4 Millionen Thalern Brandschatzung und hielt musterhafte Manneszucht, während die Oesterreicher und noch mehr die Sachsen in Charlotten-

burg, Schönhausen und Friedrichsfelde arg hausten. Uebrigens blieb diese ganze Ueberrumpelung Berlins, die im Grunde nichts als ein Streifzug zur Brandschatzung, eine Wiederholung des Haddik'schen vom Jahre 1757 war, ohne irgend weitere Folgen, und belästigte Berlin nur ein paar Tage, da schon am 12. die bloße Kunde vom Heraneilen des Königs die feindlichen Schaaren verscheuchte.

XII.

Seydlitz, Prinz Heinrich und Kleist.

Trotz des glücklichen Schlusses des letzten Feldzuges war beim Beginne des neuen vom Jahre 1761 die Lage der Preußen immer noch höchst bedenklich. Zwar hatte Friedrich durch den Sieg von Torgau — es war gerade der zwölfte, den er im Kampfe um Schlesien errungen — dem gegen ihn verbündeten Europa wieder Achtung einzuflößen gewußt, und als er sich jetzt abermals zum Kampfe stellte, zeigten die an Zahl so furchtbaren Gegner mehr Scheu vor dem Einen als der Eine vor den Vielen. Aber bei Torgau waren auch Friedrich's letzte Stammtruppen gefallen, nur ein Rekrutenheer war ihm geblieben, und auch dieses an Zahl äußerst gering: nicht mehr als 50,000 Mann konnte er den 60,000 Oesterreichern und 70,000 Russen in Schlesien entgegenstellen, und Sachsen sollte er mit etwa 30,000 Mann gegen 50,000 behaupten. Jedoch seine Klugheit und beispiellose Ausdauer ersetzten den Truppenmangel

von nun an führte er ohne Truppen, kann man sagen, durch die bloße Ueberlegenheit seines Geistes den Krieg weiter.

Da der König jedoch den von verschiedenen Seiten her drohenden Feinden nicht überall in eigener Person entgegentreten konnte, so bedurfte er tüchtiger Stellvertreter und Gehülfen, auf die etwas von seinem Feldherrngeiste übergegangen. Als einen solchen hatte ihm sein günstiges Geschick vor Allen seinen eigenen Bruder, den Prinzen Heinrich, an die Seite gestellt, dem er nun auch getrost die Vertheidigung Sachsens anvertraute, während er selbst die von Schlesien übernahm. Von den anderen bedeutenden Generalen waren die meisten gefallen, nur zwei der bewährtesten waren noch übrig, Zieten und Seydlitz. Einen von diesen mußte der König dem Prinzen Heinrich abtreten, denn seit auf die Kriegstüchtigkeit der Soldaten nicht mehr in dem Maße wie früher zu rechnen war, kam es auch in Sachsen desto mehr auf gute Leitung derselben an, der Feldherr hatte verdoppelte Thätigkeit aufzubieten und daher Beihülfe nöthig; auch stand der Prinz Heinrich eigentlich zwei Heeren, einem österreichischen und einem reichsständischen, gegenüber, und mußte, im Falle daß diese sich trennten, um abgesonderte Unternehmungen zu verfolgen, sein Heer gleichfalls theilen, bedurfte also eines erprobten Heerführers neben sich, welchem er ein selbständiges Kommando anvertrauen konnte. Daß nun gerade Seydlitz nach Sachsen gehen mußte, hatte keineswegs seinen Grund etwa in königlicher Ungnade. Am natürlichsten war es gewiß, daß der alte Vater Zieten, der während des letzten Kriegsjahres dem Könige ein so wackrer Gefährte gewesen, auch ferner bei diesem bleiben durfte. Ohne Zweifel hätte es den an

seiner Ehre leicht zu verletzenden Zieten gekränkt, wenn er dem weit jüngern Seydlitz den wichtigeren und ehrenvolleren Posten an der Seite des Königs hätte abtreten sollen; vielleicht hätte es ihm auch mehr Ueberwindung gekostet als Seydlitz, sich dem Prinzen unterzuordnen, da er diesem an Dienstalter um das Doppelte voraus und dem Range nach bereits General der Kavallerie war, sich auch bei Liegnitz und Torgau schon als Feldherr im größern Maßstabe gezeigt und sich überhaupt daran gewöhnt hatte, von keinem Anderen mehr als von seinem Könige selbst Befehle zu empfangen. Auch mochte der König wohl deshalb Zieten in Schlesien, wo jedenfalls die Hauptentscheidung des Krieges lag, zurückbehalten wollen, weil er dessen Diensttüchtigkeit kannte, während es bei Seydlitz doch immer noch fraglich blieb, ob er seine ganze frühere Rüstigkeit schon wiedererlangt habe. Genug, der König sandte an Seydlitz den Befehl, die Führung der Reiterei beim Prinzen Heinrich zu übernehmen, nahm sich indessen doch ein tüchtiges Stück Seydlitzscher Kraft mit nach Schlesien, — die Seydlitzschen Kürassiere. So kamen also mit dem Jahre 1761 die sonst unzertrennlichen Kriegsgenossen, die gemeinschaftlichen Krieger von Roßbach und Zorndorf, der König und Seydlitz, auseinander.

Endlich in der Mitte des Mai 1761 traf Seydlitz wirklich beim Heere in Sachsen ein, worüber der König, dem er dies sofort meldete, ihm seine lebhafte Freude zu erkennen gab, und bei der Gelegenheit abermals hervorhob, daß das thätige Kriegsleben am besten seine Gesundheit befestigen werde.

Dem Prinzen Heinrich nun konnte unter den Gene-

ralen kaum einer so erwünscht kommen wie gerade Seydlitz, denn mit diesem vor Allen hatte er stets im freundlichsten Vernehmen gestanden. Es war aber auch noch ein wichtigerer Grund vorhanden, und der lag in der Beschaffenheit des seinem Oberbefehle anvertrauten Heeres. Schon im vorigen Jahre hatte es mit der Wiederergänzung des preußischen Heeres, wie wir bemerkt haben, äußerst mißlich ausgesehen; in diesem Jahre stand es damit noch bei weitem kläglicher, zumal hier beim Prinzen. Der alte Kern des Heeres war längst dahin, und die bei der oftmaligen Rekrutirung eingereihten Mannschaften besaßen nicht jene frühere Kriegstüchtigkeit und jenen Heldensinn, die so bedeutend zum Ruhme und zu den Erfolgen Preußens beigetragen hatten. Man mußte sie nehmen, wie und wo man sie bekommen konnte, und ihre Einverleibung in die verschiedenen Regimenter ging dann ebenfalls mit der größten Hast und ohne Umstände vor sich, weil sie sofort zur Verwendung in Bereitschaft sein mußten. Ueberläufer, Kriegsgefangene oder sonst wie aufgegriffenes Volk wurden in Masse beisammen gelassen, so daß mitunter ganze Kompagnien, ja ganze Bataillone aus solchen Leuten bestanden, auf welche, besonders, was die nur gezwungen dienenden Sachsen betraf, kein Verlaß war. Von gleichmäßiger preußischer Montirung war noch weniger die Rede; viele dieser neuen Leute standen mitten in den Regimentern noch in ihren alten Uniformen. Kurz nach seiner Ankunft beim Heere ritt Seydlitz einst in ein Städtchen hinein und sah sich zu seiner nicht geringen Ueberraschung am Thore von einer Wache in lauter rothen Röcken empfangen, so daß er sich im ersten Augenblicke in den Händen der Feinde wähnte, bis sich ergab, daß

es Sachsen waren, welche man vor einiger Zeit gefangen genommen und mit Gewalt eingereiht hatte. — Mit solchen Truppen konnte Prinz Heinrich unmöglich dem fast doppelt so starken Feinde die Spitze bieten; sein Heer mußte ein ganz anderes werden. Hier galt es also die schärfste Beaufsichtigung und die strengste Zucht, es galt, diese bunt zusammengewürfelte Masse, die fast einige Aehnlichkeit mit der bei Roßbach geschlagenen Reichstruppe zeigte, möglichst gleichartig zu machen, sie in Ordnung zu bringen und einzuüben. Der Prinz, als oberster Führer genugsam mit Plänen und Anordnungen im Ganzen und Großen beschäftigt, war allein solchen Schwierigkeiten nicht gewachsen; keinen geeigneteren Gehülfen aber konnte er für diese Aufgabe sich wünschen als gerade Seydlitz, der ja schon als Oberstlieutenant, wie wir wissen, dem Könige das Dragonerregiment in Treptow hatte in Ordnnng bringen müssen, und auch sonst überall bewiesen hatte, wie gut er sich auf Einschulung der Soldaten verstehe. Der Prinz hatte sich auch nicht in Seydlitz getäuscht. Sichtlich besserte sich der Zustand des Heeres; nicht nur an Uebung gewann es, sondern auch die ganze Stimmung desselben wurde gehoben. Die Truppen hatten sich noch wenig in Thaten versucht. Nun kam Seydlitz; mit dem Rufe seiner gewaltigen Thaten stand er mitten unter ihnen, er gehörte zu ihnen, sie zu ihm; es war ihnen, als hätten sie seine Thaten mitgemacht und müßten nun bald neue Lorbeeren mit ihm gewinnen. Blickten sie dann wieder auf dem Prinzen Heinrich, so wußten sie, daß keine Unvorsichtigkeit, keine übereilte Bewegung möglich war, und glaubten sich unter seiner Oberleitung vor jedem Unfall gesichert. Ein selbstgewisser Geist

faßte mehr und mehr Wurzel beim Heere. Schon bei dem bloßen Klange der Namen Prinz Heinrich und Seydlitz hob Stolz und Vertrauen die Brust der Soldaten; Vertrauen aber ist schon die halbe That, und kommt des Feindes Respect dazu, so schafft es oft mehr als die ganze That, die immer ihre Opfer kostet. — Mit diesen beiden Feldherren an der Spitze hatte das kleine Heer doppelte Stärke erhalten, und so erklärt es sich, wie die Preußen in Sachsen nicht nur ihren weit zahreicheren Feinden die Waage halten, sondern am Ende sogar die Oberhand gewinnen konnten.

Für Seydlitz eröffnete sich auf dem neuen Kriegsschauplatze die Aussicht, sein Feldherrntalent in mehr selbständiger Weise als bisher zu erproben, denn obgleich er eigentlich dem Prinzen Heinrich untergeordnet war, und dieser auch die Oberleitung des Ganzen in seiner Hand behielt, so kam es bei der wirklichen Ausführung der Pläne doch meist so, daß der Prinz sich vorzugsweise mit den Oesterreichern befaßte, Seydlitz aber die Reichsarmee auf sich nehmen mußte. Mit dieser kam es denn auch bis in den nächsten Winter hinein zu vielfachen kleinen Gefechten und Plänkeleien. Die Preußen blieben dabei meistens im Vortheile, wozu unter andern Ursachen auch die Art beitrug, wie Seydlitz im Kampfe mit den Reichstruppen verfuhr. Seine Regel war die der alten Spartaner: dem Feinde goldne Brücken zu bauen. Damit traf er es vor allen bei den Reichstruppen, welche größtentheils viel zu eifrige Verehrer Friedrichs des Großen waren, als daß sie mit besonderer Hartnäckigkeit gegen ihn gekämpft hätten, und es eben für kein Unglück ansahen, wenn es sich so fügte, daß

sie die Fahne wechseln oder wenigstens den Kampf aufgeben konnten. In einem Kampfe auf Tod und Leben, wußte Seydlitz, hatten sie Mannessinn genug, sich als brave Soldaten zu wehren; darum schonte er sie lieber, ließ ihnen einen Weg zum Rückzuge, wie er sich mit der Soldatenehre vertrug, offen, und ging statt auf Blutvergießen und Vertilgung lieber darauf aus, Gefangene zu machen. Der Erfolg gab ihm recht: nicht nur daß viele Gemeine, welche gefangen genommen worden, aus freien Stücken unter die preußischen Fahnen traten, selbst Offiziere begrüßten ihre Gefangennehmung als ein glückliches Ereigniß. Zu großen Unternehmungen kam es in Sachsen während dieses und auch bis gegen Ende des folgenden Feldzuges nicht. Befehlshaber des österreichischen Heeres war Daun, dem auch Serbelloni, der Anführer des Reichsheeres untergeordnet war. Trotz der Uebermacht, die er besaß, blieb er auch hier der alte, und machte keinen Gebrauch von ihr: vorsichtig wie immer wählte er seine Stellungen, und saß er erst einmal fest, so ließ er sich sobald nicht wieder außerhalb seines Lagers blicken; es schien ihm viel sicherer und gerathener, daß die Hauptsache von seinen Mitfeldherren Laudon und Butturlin in Schlesien gegen den König ausgeführt würde. Nur einmal, im Spätherbst 1761, brach er auf. Er hatte eben einen frischen Zuzug von einigen zwanzigtausend Mann aus Schlesien erhalten; überdies geschah von mehren Seiten ein allgemeines Vordringen, die Franzosen strebten nach Magdeburg, eine Abtheilung des Reichsheeres war bis Halle vorgeschoben und die Russen näherten sich ebenfalls und bedrohten sogar Berlin. Alles dies hatte Daun ermuntert, und so begann er denn wirklich den lange und

sorgsam vorbereiteten Angriff. Jedoch Prinz Heinrich hatte vorgesehn, und Seydlitz hielt die Hand am Degen. Zunächst suchte Daun auf dem rechten Muldeufer festen Fuß zu fassen, allein schon war auch Seydlitz da und nöthigte ihn wieder zurückzugehen; darauf hatte jener es auf das Städtchen Döbeln und das linke Muldeufer abgesehen, aber wieder stellte sich Seydlitz mit 5 Kürassier-Schwadronen, denen Kleist mit seinen Husaren als Reserve folgte, der österreichischen Abtheilung in den Weg und jagte sie über die Mulde zurück. Dieses Vorspiel hatte Daun so wenig ermuthigt, daß er, zumal da auch die vorgerückte Jahreszeit vom Weitern abmahnte, seine Winterruhe antrat. Seine ganze Unternehmung hatte sich so zu sagen im Sande verlaufen.

Preußischerseits konnte man schon wegen der großen Uebermacht des Gegners sich zu keinen bedeutenden Unternehmungen versucht fühlen. Prinz Heinrich beschränkte sich darauf, Sachsen zu halten, wie er dies im Jahre 1758, während der König gegen die Russen zog, schon einmal so meisterhaft vollbracht und dann im Jahre 1759 mit Schlesien und Sachsen wiederholt hatte; er blieb seiner alten bewährten Kriegsführung getreu, die man seitdem den „Behauptungskrieg" genannt hat. Ueberdies rieth der allgemeine Stand der preußischen Angelegenheiten, der immer hoffnungsloser geworden, von kühnen Angriffsoperationen ab; vom Könige hatte man nicht die geringste Unterstützung zu gewärtigen, sondern eher die Aussicht, noch Streitkräfte nach Schlesien hin abgeben zu müssen; bei jedem gewagten Unternehmen hätte man daher nicht allein das Heer in Sachsen sondern das Heil Preußens auf's Spiel gesetzt.

Der König nämlich hatte unterdessen in Schlesien den schwersten Stand gehabt und höchst aufreibende Strapazen ausgestanden — nicht etwa in Schlachten oder auf Gewaltmärschen, sondern diesmal seltsamer Weise in der Lagerruhe, — in dem berühmten Hungerlager von Bunzelwitz. Dazu war die Festung Schweidnitz durch einen Handstreich Laudon's verloren gegangen, Colberg endlich wirklich von den Russen erobert worden, und Dresden blieb in Feindes Besitz. Auch seines einzigen Bundesgenossen wurde Friedrich beraubt, denn in England trat statt seines glühenden Verehrers Pitt der Günstling des jungen Königs Georg III, Lord Bute, an die Spitze der Regierung, und die englischen Hülfsgelder blieben aus. Je düsterer es so am ganzen Horizonte Preußens wurde, desto gefährdeter wurde auch die Lage des Prinzen Heinrich und seines wackern Gehülfen Seydlitz. Sie hielten auch in dieser hoffnungslosen Lage mit ihrem Könige an der Loosung fest: „zu wirken, so lange es Tag ist, und nur mit Ehren unterzugehen." Gewirkt hatte der König mit seinen Heeren genug, auch sie selbst hatten in Sachsen ihr Mögliches gethan; nun schien es, als sollten sie jenes Wort bis zum letzten Buchstaben erfüllen, — in dem bevorstehenden siebenten Feldzuge schien der Untergang unvermeidlich. Da führte die Vorsehung, als wollte sie sich Preußen zu etwas Großem aufbewahren, eine unerwartete Wendung der Dinge herein. Am 8. Januar 1762 starb die Kaiserin Elisabeth von Rußland; Peter III, Friedrich's begeisterter Verehrer, bestieg den Thron, und auch nach dessen schnell erfolgtem Sturze blieben die Russen wenigstens neutral. War damit das Mißverhältniß der preußischen Streitkräfte zu denen

der noch übrigen Gegner keineswegs ausgeglichen, so bekam der König die Arme doch freier, und mehr bedurfte er nicht; nicht lange, und von den Höhen von Burkersdorf scholl eine frohe Kunde nach Sachsen herüber: die Oesterreicher waren geschlagen, die Festung Schweidnitz, nach der der König so lange getrachtet, war wiedergenommen.

Indessen betraf die im Winter eingetretene günstige Veränderung der Verhältnisse zunächst nur Schlesien, in Sachsen beim Heere des Prinzen Heinrich trat keine Erleichterung ein. Da man hier keine Russen sich gegenüber gehabt hatte, so konnte man jetzt auch keinen Gegner weniger haben, das auffallende Mißverhältniß in den Streitkräften blieb nach wie vor bestehen, und wenn hier dennoch nichts verloren ging, sondern der preußische Adler am Ende noch die Oberhand gewann, so ist dieß ein um so rühmlicheres Zeugniß für die Thätigkeit der beiden Anführer Prinz Heinrich und Seydlitz. Während des Winters war das Heer des Prinzen sogar noch beträchtlich zusammengeschmolzen, und man mußte sich für's Erste immer noch auf den bisherigen kleinen Krieg beschränken. Während die Hauptmassen des Herres in gesicherten Stellungen ruhig auf den Angriff des Feindes warteten, waren einzelne kleine Haufen fortwährend unterwegs. Für sie gab es nicht Tag und Nacht, wenn sich irgend Aussicht auf einen Ueberfall oder sonst guten Fang zeigte. Bald wurde ein feindliches Magazin weggenommen oder verbrannt, bald ein Haufe auf dem Marsche überrascht und gefangen, oder es wurden Ausreißer wieder eingebracht, auch wol einmal gewaltsam Rekruten ausgehoben, ja man unternahm die abenteuerlichsten Züge ins Blaue hinein, nicht selten bis in den Rücken des Feindes, und der

größte Jubel war es, wenn man dabei etwas erbeutet oder dem Feinde Unheil angerichtet hatte, oder überhaupt nur wieder ohne Schlappe heimkam, nachdem man die Lust gebüßt, den Feind zu erschrecken und aufzustören. Als einer der unternehmendsten Parteigänger that sich der Oberst Friedrich Wilhelm von Kleist hervor, dessen Name erst von dieser Zeit allgemeiner bekannt und berühmt wurde. Seit 1759 Chef des ersten Husarenregiments, hatte er zu seinen 10 Schwadronen noch einige neue unter dem Namen „Frei-Husaren" hinzugeworben, außerdem ein Jägerkorps und sogar eine ganz fremdartige Truppe, die sich unter den Preußen seltsam genug ausnahm, nämlich ein Bataillon grüner Kroaten errichtet. Schon durch diese Einrichtungen, dann durch seine Leutseligkeit, besonders aber durch seine kühnen und mit seltenem Glücke gekrönten Streifzüge hatte er allgemeines Aufsehen erregt, und war in Sachsen der Held des Tages geworden. Er stand unter Seydlitz' Befehlen, und begleitete diesen gewöhnlich auf seinen Unternehmungen als Führer des Vor- oder Nachtrabes, in welcher Eigenschaft er nicht selten seinem Obern einen guten Theil des Ruhmes vorwegnahm. Wir werden ihn auf einigen solchen Zügen noch näher kennen lernen. Noch ein anderer Meister im kleinen Kriege tritt als Seydlitz' Untergebener und treuer Begleiter in diesem letzten Feldzuge auf. Es ist der Oberst W. Sebastian von Belling, eine eigenthümliche Kriegererscheinung. Später in seinem Hause soll er mehr einem andächtigen Geistlichen als einem Kriegsmann geglichen haben, und auch im Kriege hatte er stets die Bibel oder ein sonstiges Erbauungsbuch bei der Hand. Jedoch war er deshalb mit dem Säbel keineswegs lässiger, im Gegentheil

von einer so unermüdlichen und darum auch erfolgreichen kriegerischen Thätigkeit, daß Friedrich der Große selbst seiner in den bewunderndsten Ausdrücken erwähnt. Er kam mit seinem aus 15 Schwadronen bestehenden Husaren-Regimente aus Pommern, wo er bisher den siebenjährigen Krieg gegen die Schweden ganz allein durchgefochten hatte, und brachte als werthvollste Eroberung für das spätere Preußen auch den ehemaligen schwedischen Kornet von Blücher mit — den späteren Chef der Belling'schen Husaren und nachmals weltberühmten Feldmarschall.

Der kleine Krieg war den Winter hindurch bis in den Frühling hinein lebhaft fortgeführt worden, und Prinz Heinrich hatte, eben weil er an keine größere Unternehmung denken durfte und überdies einen ausgedehnten Strich Landes decken mußte, seine Streitkräfte zu einer langen Postenlinie auseinandergelegt. Seydlitz fand dies zu gefährlich; es war einer der seltenen Fälle, wo er nicht mit dem Prinzen übereinstimmte. Indessen der Prinz mußte seinen Behauptungskrieg aus eigener Erfahrung am besten verstehen; auch war von einem Daun wol kein plötzlicher Anfall zu befürchten, und überdies konnte diese Vertheilung der Truppen noch dazu dienen, dem Feinde die Schwäche des preußischen Heeres zu verbergen, weil er dieses nun weniger leicht übersehen konnte. Genug, Prinz Heinrich hatte seine Gründe, daß er trotz Seydlitz' Vorstellungen die ausgedehnte Linie beibehielt. In Wirklichkeit erfüllten sich auch Seydlitz' Besorgnisse nicht; der Feind versuchte keinen Massenangriff, sondern hatte seine Truppen gleichfalls von Dresden bis nach Thüringen hin auseinander gezogen und bot auch dem preußischen Angriffe manchen schwachen Punkt

bar. Für die Preußen war dies ein höchst günstiger Umstand, denn so konnte der Feind nur schwer seine Uebermacht zu einem Hauptschlage sammeln, die Schwächen aber waren hier wie dort fast dieselben, und das ursprüngliche Mißverhältniß in den Kräften war damit für preußische Augen und preußischen Muth so gut wie ausgeglichen. Es kam nur noch darauf an, wer der Erste wäre, sich schnell zusammenzufassen und frisch daraufzugehen; die Schwächen des Gegners machten dann auch den Schwächern von selbst zum Stärkern. Sobald sich nun irgendwie drohende Anstalten beim Feinde zeigen würden, gedachte Prinz Heinrich nach dem Muster seines königlichen Bruders und Meisters noch zu rechter Zeit das Zuvorkommen zu spielen.

Aber der Feind beschränkte sich nach wie vor auf bloßes Scharmützel, und auch nachdem Daun wieder nach Schlesien abberufen worden war, trat hierin keine Aenderung ein, denn sein Nachfolger im Oberbefehl Serbelloni besaß von Natur wenig Thatendrang und Unternehmungsgeist, und mußte ohnehin immer erst zuvor beim Hofkriegsrathe in Wien anfragen, worüber dann die günstige Zeit verstrich. Noch weniger zu kühnem Vorgehen geneigt war der Prinz von Stolberg, der neue Anführer des Reichsheeres. Da wurden die Preußen des verhaßten Vertheidigungskrieges — dieses unaufhörlichen Schildwachstehens — endlich überdrüssig, und die Anführer beschlossen zum Angriff überzugehen. Auch die Lage der Dinge lud dazu ein, denn jetzt endlich wirkten die Ereignisse in Schlesien auch nach Sachsen herüber, und mit Daun zugleich hatte ein feindliches Korps von 20,000 Mann nach Schlesien aufbrechen müssen. Zwar behielten die Feinde trotzdem noch die Ueberzahl, aber völlige Gleich=

heit hatten die Preußen ja nie gehabt, und brauchten sie auch nicht.

Zunächst faßte Prinz Heinrich die Reichstruppen in's Auge, deren Vorhut gegen Ende April schon bis Freiberg gedrungen war. Gelang es, letztere zurückzuwerfen und dann die ganze Reichstruppe von den Oesterreichern zu trennen, so war viel gewonnen, und es konnte dann keine großen Schwierigkeiten mehr haben, jenes von seinen Bundesgenossen abgelöste Heer weiter nach Franken hinein zurückzutreiben. Vorerst mußte rechtshin über die Mulde gegangen und die feindliche Vorpostenlinie an einem schon erspähten schwachen Punkte durchbrochen werden. Aber wie über den Fluß kommen? — die Brücken waren wohlweislich vom Feinde zerstört. Außerdem zog sich am jenseitigen Ufer eine Reihe von Schanzen hin, welche die Oesterreicher mit großer Sorgfalt bewachten, indem sie deren stehende Besatzung allabendlich aus den umliegenden Quartieren noch durch einige tausend Mann verstärkten, die dann gegen Tagesanbruch wieder heimzogen. Solche Wachsamkeit schien jeden Anschlag der preußischen Heerführer vereiteln zu müssen. Jedoch Prinz Heinrich wollte dennoch die Schanzen ersteigen, und gerade auf jenes An- und Abmarschiren der Oesterreicher baute er seinen Plan. Um den Feind über sein wirkliches Vorhaben zu täuschen machte er mehre Scheinbewegungen gerade in der entgegengesetzten Richtung: von dem rechten Flügel, der sich zu der Unternehmung über die Mulde schon marschfertig gemacht hatte, ließ er einige Züge so recht unter den Augen des Feindes den Marsch nach links einschlagen und auch eine kleine Strecke fortsetzen, so daß es den Anschein gewann, als wolle er seine Stellung in der Gegend von Meißen

verstärken. Täglich bis zum 10. Mai wiederholte sich dies Linksmarschiren stets bei hellem Tageslichte und mit allem Geräusch und Aufsehen, bis sich plötzlich am 11. unter dem Schutze der abendlichen Dunkelheit Alles rechts wandte, und in der Morgendämmerung des 12. unfern dem Muldeufer des Befehls zum Uebergange harrte. Auf der einen Flanke steht Seydlitz, der auch das Ganze leitet, auf der andern Kleist. Beide haben mit ihren meist aus Reiterei bestehenden Haufen den Weg zu bahnen, vor Allem den Uebergang über die Mulde zu sichern und dann das Feld um die Befestigungen her rein zu halten, das nachdringende Fußvolk der mittlern Haufen wird dann mit den Schanzen schon fertig werden. Noch hält man sich verdeckt, denn erst muß der Feind drüben wie gewöhnlich abgezogen sein; dann wird Seydlitz das Zeichen durch einen Kanonenschuß geben, und alle Haufen werden an verschiedenen Stellen zu gleicher Zeit über den Fluß dringen. — Jetzt ist es bereits gute zwei Stunden Tag und der Abzug der Feinde ist erfolgt; aber man will diese sich erst noch weiter entfernen lassen, sie könnten sonst leicht zurückkehren und den Sturm sehr erschweren; — Alles soll sich noch eine Weile still halten. Aber da sind die Jäger und grünen Kroaten von Kleist — wer will die zurückhalten! Schon haben sie sich bis an's Wasser hinabgeschlichen, und da will der Zufall, daß drüben einer Schildwache die Bewegung in den Büschen auffällt; es knallt ein Schuß, und — mag er vielleicht getroffen haben? — genug, die Grünen antworten, drüben gerathen die Vorposten in Aufruhr, und nun knallt es lustig herüber und hinüber. Kleist in seinem Hinterhalt merkt sogleich, wie die Sachen stehen. Die abgezogenen Truppen

drüben sind noch keine halbe Meile entfernt, sie müssen das Schießen hören; — man kann sie ziehen sehen, — schon machen sie Halt, und jetzt kehren sie wirklich um. Es ist die höchste Zeit, und Kleist zögert nicht länger; er löst den verabredeten Kanonenschuß. Seydlitz auf dem andern Flügel, so unwillig er über das eigenmächtige Vorgreifen Kleist's ist, ahnt doch sogleich den Zusammenhang, und stürmt an's Ufer der Mulde. Um 7 Uhr beginnt der allgemeine Uebergang über den Fluß, und bald haben alle Haufen ohne Hinderniß und Verlust das jenseitige Ufer erreicht. Jetzt fangen die feindlichen Kanonen an zu spielen; aber auch die preußischen sind schon herüber, sie fahren auf und bringen jene bald zum Schweigen. Nun rückt die Infanterie im Sturmschritt an, und trotz der hartnäckigen Gegenwehr der tapfern österreichischen Bataillone werden die Schanzen erobert und die Ueberbleibsel der Besatzung, die sich durchzuschlagen suchen, am Ende sammt ihrem General von Zetwitz gefangen genommen. Jene andern österreichischen Haufen, die kurz vor dem Ueberfalle aus den Schanzen abmarschirten, haben nicht schnell genug herankommen können, und sind jetzt nur noch auf ihren eigenen Rückzug bedacht, den sie auch unbelästigt bewerkstelligen. — So war also der Anschlag gelungen, das linke Muldeufer gewonnen. Seydlitz jedoch war durch dies Ergebniß nicht völlig befriedigt; nach seiner Meinung hätte man sich in dem Versteck an der Mulde noch länger gedulden müssen, bis jene feindlichen Verstärkungstruppen schon auf den Wegen nach ihren Quartieren zerstreut gewesen wären, wo man sie dann wahrscheinlich ebenfalls überrascht und mit leichter Mühe überwältigt haben würde. Er konnte Kleist jenen verfrühten Kanonenschuß nicht vergessen.

Nachdem Prinz Heinrich so auf dem linken Ufer der Mulde festen Fuß gefaßt, verfolgte er seinen Plan weiter, und brach um die Mitte des Mai mit der ganzen Streitmacht in der Richtung gegen Freiberg auf, wo der Feind im allmälichen Zurückweichen begriffen war. Seydlitz und Kleist waren voran und ließen der feindlichen Nachhut keine Ruhe, der sie auch einige hundert Gefangene abnahmen. Die Oesterreicher mußten nun auch ihr befestigtes Lager bei Freiberg aufgeben, und Prinz Heinrich brauchte nur noch einen Marsch zu machen, um seine Absicht, das Reichsheer von den Oesterreichern zu trennen, erfüllt zu sehen. Nach einigen Tagen führte er diesen Marsch aus und erreichte Pretschendorf, wo er sich verschanzte.

Aber diese Fortschritte waren doch von einem erheblichen Unfalle begleitet, der für uns besonders deshalb anziehend ist, weil er uns Seydlitz von einer neuen Seite kennen lehrt: unser sonst so ungestümer Held zeigt sich hier bedächtiger als selbst Prinz Heinrich. Der Prinz von Stolberg nämlich, in gerechter Furcht, daß die Preußen nach so glücklichem Vordringen sich mit aller Macht auf ihn allein werfen würden, hatte sein Hauptquartier Chemnitz geräumt, so daß dieser wichtige Posten nun den Preußen offen stand. Es war verlockend, und Prinz Heinrich schickte auch schon nach einigen Tagen den General von Bandemer mit 4 Bataillonen und 6 Schwadronen dorthin ab. Seydlitz hielt dies für übereilt und besorgte, daß Bandemer auf diese Weise zwischen zwei feindlichen Abtheilungen, welche noch zu beiden Seiten von Chemnitz standen, in die Klemme gerathen möchte. Allein der Prinz meinte, daß der Erfolg selbst für ihn sprechen solle; sobald daher die Nachricht von

Vandemer's Einrücken in Chemnitz anlangte, ließ er Seydlitz zu sich entbieten, um ihm selbst dies glückliche Ergebniß anzukündigen. Dieser indessen blieb der Meinung, man müsse erst das eigentliche Ende der Sache abwarten, und wollte sich noch nicht ergeben. Bald genug kam auch die schlimme Botschaft hinterdrein. Vandemer war wirklich von rechts und links zugleich gefaßt worden, hatte in dem ungleichen Kampf 800 Mann und 7 Kanonen eingebüßt, und würde auf seinem Rückzuge noch gänzlich aufgerieben worden sein, wenn man ihm nicht schleunigst Hülfe entgegen gesandt hätte. — Sonst hatte dieser Unfall keine weitern Folgen für den Stand der Dinge. Die Preußen blieben dessenungeachtet im Vortheile; sie saßen wie ein Keil mitten zwischen die beiden feindlichen Heere hineingeschoben, und gewannen nun, nachdem das Reichsheer noch weiter bis Zwickau zurückgewichen war, mehr und mehr Boden im Erzgebirge. Serbelloni konnte nichts dagegen thun, und als er es endlich doch nicht mehr ruhig mit ansehen wollte, und dem Prinzen von Stolberg Befehl ertheilte, Bewegungen in den Rücken der Preußen gegen Leipzig hin vorzunehmen, da beschleunigte er nur selbst das klägliche Schicksal des Reichsheeres. Prinz Heinrich kam nun mit gewohnter Raschheit zuvor, und ließ den Streich fallen, den er seinem Heere längst zugedacht hatte.

Seydlitz sollte den Ruhm der Ausführung haben, und erhielt eine gemischte Truppe, mit Allem ausgerüstet, was zu einer vollständigen Unternehmung gehört, nur an Zahl dem Feinde nicht gewachsen, etwa 7000 Mann, zur größern Hälfte Reiterei, mit einer entsprechenden Anzahl Geschütze. Er brach auf zu einem Frontangriffe viel zu

schwach, machte er nun gerade das Manöver, welches das Reichsheer gegen den Prinzen Heinrich hatte ausführen sollen: er zog sich nach der Flanke des Feindes und marschirte, um womöglich dessen Rücken zu erreichen, auf Altenburg. Diese erste Bewegung genügte, den Feind von jedem eigenen Angriffsgedanken abzubringen. Schon glaubte der Prinz von Stolberg sich von Franken, seiner letzten Zuflucht, abgeschnitten, und sah nur Sicherheit in einem abermaligen Rückmarsche. Aber auch in Reichenbach war kein Halten, die rückgängige Bewegung ließ sich nicht mehr hemmen, sondern beschleunigte sich immer mehr. Besonders zeichnete sich bei den Preußen der schon erwähnte Oberst von Belling mit seinen Husaren aus. Er führte den preußischen Vortrab und folgte dem fliehenden Feinde immer hart auf den Fersen, trieb ihn ins Fränkische hinein bis jenseits Hof und wandte sich dann mit Gefangenen und schwerer Beute beladen von diesem fröhlichen Jagen wieder um. Der Prinz von Stolberg rief um Hülfe, und Serbelloni, um jenen von seinem Dränger Seydlitz zu befreien, rückte nun selbst gegen den zurückgebliebenen Heerestheil des Prinzen Heinrich vor. Aber dadurch erlöste er das Reichsheer nicht. Prinz Heinrich, der seine rechte Freude daran hatte, wie Seydlitz mit den Reichsvölkern umsprang, hütete sich wohl, diesen, da er eben so schön im Zuge war, mitten aus seinem Siegeslaufe abzurufen, und forderte ihm nur die Kleistsche Schaar ab, welche Serbelloni im Rücken beunruhigen und dadurch von weiterem Vordringen abhalten sollte. In Folge dessen wandte sich Kleist im Anfang des Juli schnell nach Böhmen hinein und lieferte dort eine Art Seitenstück zu dem, was Seydlitz nach Fran-

ken hin ausgeführt hatte; er schlug sich hier und dort mit feindlichen Haufen herum, denen er häufig Gefangene abnahm, und machte sich nach einigen Tagen mit reicher Beute wieder zum Erzgebirge hinauf. Aber schon am 17. war er wieder unten — so sehr hatte der Ausflug ihm behagt; diesmal ging er mit noch größerer Kühnheit zu Werke, so daß der zweite Zug noch ergiebiger als der erste ausfiel. Obgleich aber Kleist das Beutemachen überhaupt, da es einmal zur Sache zu gehören schien, keineswegs verschmähte, so trat er doch mit Menschlichkeit und möglichster Schonung der Einwohner auf, und gab in einzelnen Fällen sogar Beweise großmüthiger Entsagung, die ihm selbst die Anerkennung des Feindes erwarben. Nachdem er bis Sebastiansberg gestreift, kehrte er am 20. Juli zurück und wurde zum General erhoben. — Ueber die zunehmende Keckheit der preußischen Schaaren rings umher riß nun aber dem feindlichen Oberbefehlshaber die Geduld; er glaubte vom Prinzen von Stolberg mit Recht verlangen zu können, daß er die schwächern Gegner zurückwürfe, und befahl ihm ungesäumtes Vorgehen gegen Seydlitz. Dies schien das einzige Mittel, seine durch das Zurückweichen des Reichsheeres durchbrochene Linie wieder herzustellen und seinen Rücken vor ähnlichen Streifzügen wie die von Kleist ausgeführten zu sichern. So mußte denn die Reichsarmee wieder vorgehen. Der Prinz von Stolberg beeilte sich jedoch nicht sehr, griff auch Seydlitz nicht auf geradem Wege an, sondern suchte nur dessen linke Flanke zu gewinnen, in der Meinung, daß jener dann von selbst seine Stellung bei Zwickau räumen würde. Schon hatte er die Vorposten unter Belling zurückgedrängt und stand bei Schneeberg. Aber Seydlitz

war nicht der Mann, sich so leicht verscheuchen zu lassen; er kehrte die Sache flugs um, ließ links den General Kleist vorgehen, während er selbst rechts die andere Flanke des Feindes bedrohte, und schien diesen von beiden Seiten umklammern zu wollen. Der Prinz von Stolberg, wohl wissend, mit welchem Gegner er zu thun habe, glaubte sich nun rettungslos verloren, wenn er sich nicht so schnell als möglich davonmachte, und ließ sich bis über Münchsberg hinaus jagen. Hier zeichnete sich neben Seydlitz besonders wieder Belling als Meister im Verfolgungskriege aus. Seine Husaren fielen den Feind unaufhörlich an und machten Gefangene; sie benutzten jeden Berg, jeden Busch, der sie verbergen konnte, um dann unversehens hervorzubrechen und einen vorbeikommenden Zug Proviant- oder Munitionswagen wegzunehmen; selbst die feindliche Kriegskasse fiel ihnen in die Hände, und das Reichsheer hatte nicht eher Ruhe vor ihnen, als bis es sehr zusammengeschrumpft und fast gänzlich von Allem entblößt in Baireuth angekommen war.

Auf diesem Verfolgungszuge wäre Seydlitz beinahe in Gefangenschaft gerathen. Die Art, wie er sich dieser Gefahr zu entziehen wußte, ist wieder eine echt Seydlitz'sche, und beweist auf's neue, daß ihn nichts außer Fassung setzen konnte, und Mittel und Wege ihm nie ausgingen. Als oberster Leiter des ganzen Zuges befand er sich etwas zurück bei der Hauptkolonne, und bekam nichts vom Feinde zu Gesichte, den Belling, um ein gutes Stück vorauf, stets weiter und weiter jagte. Um sich nun den Feind doch mit eigenen Augen anzusehen, ritt er mit seinem Gefolge in der entsprechenden Richtung vor, und da bekam er jenen ganz unvermuthet näher als er es wünschen konnte. Etwa auf

dem halben Wege zum Vortrabe hin hält er; an keine Gefahr denkend hat er seine ganze Aufmerksamkeit nach vorn hin gespannt, als er plötzlich Stimmen aus seinem Gefolge hört: „Oesterreicher! ein ganzes Regiment!" Wie er sich umwendet, sieht er in der That rückwärts links ein österreichisches Reiterregiment in schräger Richtung auf seinen Standort zusprengen. Dieses geht freilich auf nichts weniger als einen Fang aus, es hat genug mit seiner eigenen Rettung zu thun; aber beim Vorbeireiten genügt ein Blick, die preußischen Offiziere zu erkennen, und es ist dann ein Kleines, sie zu umzingeln und im Galopp davonzuführen. Was nun beginnen! In der Schnelligkeit der Pferde ist kein Heil mehr, vom Vortrabe wie vom Hauptkorps ist man schon abgeschnitten. Seydlitz hat sich schnell entschlossen. Nichts von Flucht, — jetzt heißt es angreifen. Es ist die Kriegslist von Gotha her im kleinern Maßstabe, nur noch kühner: aus seiner kaum 40 Reiter zählenden Begleitung macht er eine drohende Uebermacht. In aller Eile stellt er sie, je drei zusammen, zu einer Postenkette auseinander, und hat ihnen während dessen auch schon mit ein paar Worten und Winken, was weiter zu thun, angegeben. Und nun sieht man diese winzige Anzahl, einen Trupp schnell hinter dem andern, unter gellendem Hurrahruf gerade auf die Flanke des österreichischen Regimentes losgaloppiren, Feuer geben und wieder zurückjagen. Der Feind versteht dies, wie er soll; er wähnt einen bedeutenden preußischen Trupp irgendwo im Rückhalte und läßt diese Herausforderung ruhig auf sich sitzen; das ganze Regiment verfolgt in geschärftem Trabe seinen Weg, und bald ist nur noch eine ferne Staubwolke zu sehen.

Kehren wir nun zu den eigentlichen Kriegsoperationen zurück. — Der zweimalige schüchterne Versuch zum Vordringen, den das Reichsheer gemacht hatte, war verunglückt; es war gänzlich nach Franken zurückgeworfen worden. Damit war der ursprüngliche Plan des Prinzen Heinrich vollständig durchgeführt und Serbelloni's Rücken, den eben das Reichsheer hatte schützen sollen, mehr den je bloßgestellt: der Weg nach Böhmen stand den Preußen offen. Prinz Heinrich gedachte auch nicht zu feiern. Nach Böhmen! hieß jetzt die Loosung; was Kleist zweimal so glücklich vollführt hatte, sollte zum dritten Male — aber nun in etwas größerem Maßstabe — wiederholt werden. Seydlitz, Kleist und Belling sollten zusammen wirken. Gelänge es ihrer vereinigten Anstrengung, Serbelloni zum Rückzuge zu bewegen, so würden die Preußen Herren des Erzgebirges sein.

Seydlitz stieg mit 2000 Mann Fußvolk und 10 Schwadronen Reiterei über Annaburg in die böhmischen Thäler hinunter, wo Kleist und Belling mit ihren Schaaren zu ihm stießen, so daß er etwa 6000 Mann beisammen hatte. Bei Brüx ließ er am 1. August das Fußvolk stehen und unternahm bloß mit der Reiterei unter Kleist und Belling einen Recognoscirungsmarsch gegen Töplitz. Dort lagen 10,000 Oesterreicher, von dem General Prinz von Löwenstein befehligt, ganz planlos und dem Anscheine nach in der größten Sorglosigkeit auf den Höhen umher; nicht im Entferntesten die Nähe der Preußen ahnend hatte die Reiterei nicht einmal gesattelt und das Fußvolk pflegte in den Zelten der Ruhe; als daher die flüchtigen Feldwachten mit dem Rufe: die Preußen! in's Lager stürzten, so sprang Alles

auf und schrie und rannte wild durcheinander, nichts war vorgesehn, keiner wußte seine Stelle, und das Kommando der Anführer verlor sich ungehört in dem allgemeinen Getöse. Jetzt oder nie! so drängte Kleist und mit ihm Belling. Ein stürmischer Angriff der Reiterei konnte hier Alles mit einem Male entscheiden, denn keine Wehren irgend welcher Art erschwerten das Eindringen in's Lager, und von allen Seiten überfallen, konnte die verwirrte Feindesmasse vollständig aufgerieben oder gefangen werden. Jedoch der so viel versprechende Reiterangriff geschah nicht, weil — Seydlitz ihn nicht wollte, Seydlitz, der sonst kein unzeitiges Zögern kannte, sondern wie der Blitz in den Feind fuhr, sobald der Augenblick rief. Hier schien ihm die Aufgabe für Reiterei allein zu schwer, nur eine regelrechte Erstürmung der Anhöhen durch Artillerie und Fußvolk hielt er für zulässig, und so mußte bis zum nächsten Morgen gewartet werden. Die Nacht verging unter Unthätigkeit der vor dem Lager stehenden Preußen, aber desto rastloserer Geschäftigkeit der Oesterreicher in demselben. Beim Anbruch des Tages bot der Feind einen ganz neuen Anblick dar: Alles war geordnet, anders und besser gestellt, mancherlei Wehr war angelegt, und obendrein hatte man soviel Verstärkung als möglich herbeigerufen. Vergebens ließ nun Seydlitz seine eben angelangte Infanterie stürmen, vergebens harrte er selbst an der Spitze der Reiterei auf einen günstigen Moment zum Einbrechen, — die Oesterreicher, die in ihrer gestrigen Unordnung dem plötzlichen Anfalle der preußischen Reiter erlegen wären, standen jetzt gefaßt und vorbereitet und schlugen den Angriff mit solcher Tapferkeit und so entschieden ab, daß die Preußen mit dem herben

Verluste von 600 Mann und 2 Kanonen unverrichteter Sache wieder abziehen mußten.

Was der Hauptgrund von Seydlitz' Zögern gewesen? — ob vielleicht die Schwere der Verantwortlichkeit, die er als Oberanführer auf seinen Schultern fühlte, zumal hier mitten im feindlichen Lande, fern von aller Hülfe? — Nicht geringen Antheil hatte daran nach der Meinung Vieler, die näher mit den Verhältnissen bekannt waren, eine seit einiger Zeit zwischen Seydlitz und Kleist entstandene Mißstimmung. Die Sache scheint nicht ganz unglaublich, wenn wir zurückblicken auf die Art, wie die beiden Generale bis dahin zu einander gestanden hatten. Schon durch die Errichtung seiner Freibataillone hatte Kleist allgemeines Aufsehen erregt, und durch seine kühnen Streifzüge war er gewissermaßen Seydlitz' Nebenbuhler im Ruhme geworden. Die ganze Beschaffenheit des Krieges in Sachsen war ihm weit günstiger als seinem General. Gelegenheiten, wo dieser in seiner alten gewaltigen Weise hätte auftreten können, kamen nicht vor; der Krieg bestand nur in einer Reihe kleinerer Unternehmungen. Während Kleist als Oberst sich diesen ganz hingeben, listige Anschläge ersinnen, Streifzüge bis in's Kleinste vorbereiten und sich dann durch deren glückliche Ausführung großen Ruhm erwerben konnte, war der höher gestellte Seydlitz noch durch andere umfassendere Obliegenheiten, deren Verdienst aber weniger in's Auge fiel, in Anspruch genommen, und stand ohnehin wegen seines Ranges derartigen kleinen Streichen etwas ferner. So kam es, daß auf jenem Kriegstheater Kleist als bloßer Oberst eine Zeit lang mehr die Augen auf sich zog als sein Vorgesetzter, der Generallieutenant Seydlitz. Nun kam jener verhängniß=

volle Kanonenschuß bei der Ueberrumpelung der österreichischen Muldeschanzen. Zwar suchte Kleist sich wegen desselben zu rechtfertigen, und dies gelang ihm auch beim Prinzen Heinrich, der die Gründe, welche jenen zur Eile genöthigt hätten, gelten ließ; allein Seydlitz blieb anderer Meinung und glaubte ein ehrgeiziges Vordrängen an Kleist bemerkt zu haben. Aehnliche Fälle, wo der lebhafte und thatenlustige Oberst durch sein Drängen Seydlitz lästig wurde, kehrten öfter wieder, in Folge dessen aber entstand bei diesem unwillkürlich eine Art Widerwille gegen Alles, was jener anrieth, und auch bei Töplitz mag dann der Vorschlag zum Angriffe nur darum unwillkommen gewesen und abgewiesen worden sein, weil er von Kleist herrührte.

Man darf jedoch hieraus in Bezug auf Seydlitz' Charakter keinen zu harten Schluß ziehen. Ein wirklicher Feind oder Widersacher von Kleist war er darum keinesweges. Selbst späterhin im Frieden mag er noch mit einiger Eifersucht auf jenen geblickt haben, da der König in Sachen der Reiterei neben ihm gewöhnlich auch Kleist noch zu Rathe zog, dessen Urtheil dann bisweilen von dem seinigen abwich; weit gefehlt jedoch, daß Seydlitz sich dadurch zum Haß oder auch nur zu einem herabsetzenden Urtheil über seinen Mitgeneral hätte bewegen lassen; — sehr schön beweisen dies unter andern späterhin die rühmenden Worte, mit denen er der Kavallerie den im Jahre 1767 erfolgten Tod Kleist's ankündigte:

„Ich habe den Schmerz, bekannt machen zu müssen, daß die Armee durch den Tod des Generallieutenants von Kleist einen ihrer ausgezeichnetsten Kavalleriegenerale und seine Majestät der König einen seiner treuesten Diener verloren hat."

Seydlitz war also bei Töplitz zurückgeschlagen worden. Wenn der dortige Feind aber meinte, nun die Preußen zur Ruhe gebracht und ihnen Böhmen verleidet zu haben, so täuschte er sich. Seydlitz war nichts weniger als gelähmt, im Gegentheil schien er nun in doppelter Kühnheit das vor Kurzem Versäumte nachholen zu wollen. Jetzt bringt er erst rechtes Leben in sein kleines Heer, und unruhiger denn je sieht es in Böhmen aus; die fliegenden Schaaren der Preußen sind doch die eigentlichen Meister des Feldes, und ihre Husaren streifen bis gegen Prag hin. Seydlitz selbst pflanzt sich gleich nach empfangener Schlappe dicht neben den Siegern ihnen zum Trotze hin, und bleibt auch, da sie ihn nicht zu beunruhigen wagen, zu ihrer ferneren Beobachtung in der Nähe stehen; der Prinz von Löwenstein weiß sich dieser lästigen Bewachung auf keine Weise zu entledigen. — Erst als das Reichsheer nun doch endlich auf Serbelloni's Befehl seinen Marsch durch Böhmen nach Sachsen antrat, kehrte Seydlitz, da sein längeres Verweilen in jener Gegend dem doppelten Feinde gegenüber nun zwecklos geworden, am 2. September zum Lager des Prinzen Heinrich hinter der Mulde zurück.

Das Reichsheer hatte durch Böhmen keinen leichten Marsch gehabt, denn Belling war ihm als treuer Begleiter gefolgt, und hatte es unaufhörlich geplagt und aufgehalten. Als es aber endlich das verbündete österreichische Heer bei Dresden erreicht hatte, da schien es, als sollte die ganze Kriegslage in Sachsen ein anderes Ansehen erhalten, zumal da auch der Oberbefehl von Serbelloni an Haddik überging. Fernerhin, meinte man, sollten die Preußen sich des ungeachtet ihrer Minderzahl erlangten Ue-

bergewichtes nicht mehr zu rühmen haben; und allerdings war Haddik der Aufgabe eher gewachsen als sein Vorgänger, wie er dies sogleich durch zweimaliges Vordringen bewies. Bei seinem ersten Angriffe, in den letzten Tagen des September, hatte er es auf die Fronte und rechte Flanke der Preußen zugleich abgesehen. Diesem Andrange von zwei Seiten, meinte er, würden sie bei ihrer geringeren Truppenzahl nicht gewachsen sein. Auch hatte er nicht ganz falsch gerechnet, indessen sollte er doch härtern Widerstand erfahren, als er vermuthet hatte. Während dreier Tage dauerte das Schießen die ganze Postenkette entlang und der Andrang und Gegendrang wogte ohne entschiedenes Ergebniß herüber und hinüber. In der Fronte hatte Prinz Heinrich wenig Boden verloren, nur der rechte Flügel, wo Seydlitz und unter ihm Kleist befehligte, mußte sich vom linken auf das rechte Muldeufer zurückziehen. Nach Verlauf von 14 Tagen kam Haddik's zweiter Angriff. Prinz Heinrich stand auf dem linken Ufer der Mulde bei Freiberg. Seydlitz, der wieder den rechten Flügel befehligte, hatte diesmal die Hauptmasse des Feindes sich gegenüber, und sah sich nach der tapfersten Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt, den dann auch das übrige preußische Heer, jedoch nur bis Reichenbach, antrat. Mehr als 2000 Mann und 10 Kanonen waren in diesem unglücklichen Kampfe eingebüßt worden.

Aber trotz dieser Einbuße an Mannschaft, die bei der Schwäche der preußischen Streitkräfte höchst empfindlich war, und trotzdem daß man auch eine vortheilhafte Stellung verloren hatte, blieb doch der preußische Muth ungebrochen. Anführer wie Soldaten warteten nur darauf, den empfangenen Schlag zurückgeben zu können. Der Unternehmungs-

geist war so wenig gesunken, daß Prinz Heinrich den Entschluß faßte, denselben Stand, von welchem er hatte weichen müssen, wieder zu erobern, daß er sogar damit nicht einmal bis zum Eintreffen der 20 Bataillone und 55 Schwadronen, welche der König aus Schlesien zu Hülfe sandte, warten wollte. Alsbald rückte er der Reichsarmee näher, denn diese sollte der Schlag treffen. Der Feind dagegen ruhte auf seinen Lorbeeren aus und wollte nichts unternehmen ohne die Verstärkungen, die auch er aus Schlesien erwartete. Seltsam! die Sieger mußten sich erholen und brauchten Hülfe, die Besiegten wollten weder von Ruhe noch von Hülfe wissen.

XIII.

Die Schlacht bei Freiberg.

Vor Freiberg, auf der nördlichen Seite, fließen zwei Flüsse in tiefen Betten, links die Mulde, die hier besonders steile Uferabhänge hat, rechts die ebenfalls tief in den Boden eingespülte Asbach. Zwischen diesen beiden Wassern, auf beiden Flanken hinreichend durch sie gedeckt, lagerten die Preußen, etwa 26,000 Mann stark. In unmittelbarer Nähe der Stadt stand das Reichsheer, noch unter demselben Anführer, unter dem es bisher eine so klägliche Rolle gespielt hatte. Es zählte mit Einschluß eines österreichischen Korps unter dem General Campitelli einige 40,000 Mann und hatte eine an sich gute Stellung inne, konnte sich jedoch

in Folge der örtlichen Verhältnisse nur schwer mit Haddik's Armee in Verbindung erhalten, ein Umstand, auf welchen Prinz Heinrich bei seiner Unternehmung hauptsächlich mit rechnete. Der Reichsfeldherr konnte bei dem preußischen Heere keinerlei Anstalten zu einem Angriffe bemerken, und hielt sich auch aus einem besondern Grunde für ziemlich sicher vor etwaiger Gefahr: die Preußen, dachte er, würden wenigstens ihre Verstärkungen, die ja nur noch einige Tagemärsche entfernt sein könnten, abwarten; bis dahin wären aber auch seine Vertheidigungswerke, an denen mit aller Macht gearbeitet wurde, vollendet, und auch die österreichischen Verstärkungen, um die er sich an Haddik gewandt, würden angelangt sein; dann möchten die Preußen immerhin kommen! — So meinte der Prinz von Stolberg. Aber Prinz Heinrich dachte anders. Daß der Feind weder Befestigungen noch auch neue zuverlässige Truppen haben sollte, das war ihm der Hauptpunkt, seine eigene Verstärkung aus Schlesien her war Nebensache. Zudem ist wohl glaublich, daß hier auch der Ehrgeiz des preußischen Prinzen ein Wort mitgesprochen habe. Nahm er die Zeit wahr, so konnte er den ganzen Ruhm der That allein haben; sollte er warten und ihn dann mit dem schlesischen Heere theilen? Mit jener Hülfstruppe würde auch zugleich des Königs Günstling von Anhalt, welcher in besonderem königlichen Auftrage an der Leitung des Marsches theilnahm, zur Schlacht anlangen; sollte es hinterher etwa gar heißen: der Oberstlieutenant von Anhalt hat geholfen? — Am 28. October war Alles vorbereitet; am Tage darauf sollte geschlagen werden.

Mit Anbruch des 29. October rückten die Preußen in vier Kolonnen gegen den Feind an. Die Vorhut, die das

Treffen zu eröffnen hatte, wurde von Kleist geführt. Den Hauptangriff hatte Seydlitz zu thun, der mit dem Kern der Truppen auf dem rechten Flügel stand. Er hatte hier den Spittelwald vor sich, welchen die Feinde durch Verhaue schwer zugänglich gemacht und mit Schützen stark besetzt hatten. Um die linke Flanke des Feindes zu erreichen, mußte Seydlitz sich dieser Waldung zu bemeistern suchen. Jetzt ist man nahe genug heran, das Zeichen wird gegeben, und die Bataillone dieses Flügels, durch das Beisein des Prinzen selbst angefeuert, gehen zum Angriff vor, während der andere Flügel dem Plane gemäß sich noch zurückhält, um den Erfolg von Seydlitz' Angriff abzuwarten. In dem Spittelwalde entspinnt sich ein heftiges Infanteriegefecht; dazu donnern von den Höhen die feindlichen Geschütze, die preußischen antworten. Der Kampf wogt hin und her und will sich nicht sogleich entscheiden. Endlich ist man bis zur linken Flanke des Feindes herangedrungen, man braucht nur noch links einzuschwenken, so sind alle Bewegungen pünktlich nach dem Plane ausgeführt und ein letzter Stoß der eigentlichen Sturmkolonne wird schnell den Sieg entscheiden. Aber welch ein unerwarteter Anblick! der Feind selbst steht in der rechten Flanke der Angreifenden. Es ist eine Abtheilung von 6000 Mann, welche den noch weiter seitwärts liegenden Kuhberg besetzt hält und dort erst den eigentlichen Flügel des Feindes bildet; dieser kommt den Preußen, wenn sie ihre Linksschwenkung jetzt vornehmen, gerade im Rücken zu stehen. Von dieser feindlichen Stellung auf dem Kuhberge hatte Prinz Heinrich vorher nichts erfahren, sie daher bei seinem Plane auch nicht in Rechnung gebracht. Soll er nun, eben auf dem Punkte angelangt, wo er den Sieg

unmittelbar vor sich sieht, wieder umkehren, um etwa anderswo vergeblich von vorn anzufangen? Er ist einen Augenblick zweifelhaft, und auch die Mienen der ihn zunächst umgebenden Generale sind bedenklich. Da fliegt Kleist herbei, der auch von dem Hinderniß vernommen, und stellt sich als Bürgen für das Verhalten des Generals von Meier, der auf dem Berge befehligt; nur ein paar Kanonenkugeln müsse man nicht scheuen, weiter habe man von jenem nichts zu befürchten. Kleist's Meinung dringt durch, und nachdem eine geringe Schaar zur Bewachung des Kuhbergs zurückgelassen worden, läßt Prinz Heinrich den Angriff beginnen. Bald ist der hitzigste Kampf entbrannt. Aber man hat hier eine Abtheilung Oesterreicher vor sich, diese Truppen vertheidigen sich auf's tapferste, auch ihr höherer Stand kommt ihnen zu Gute, und sie schlagen den ersten Sturm der Preußen glücklich ab; als ihnen vollends frische Bataillone vom Prinzen von Stolberg zu Hülfe gesandt worden, haben sie die beste Aussicht das Feld zu behaupten. Die Preußen verdoppeln ihre Anstrengung und suchen von neuem vorzudringen, aber sie kommen kaum einen Schritt vorwärts, und schon hält Prinz Heinrich die Sache für mißlungen. Es scheint, als sollte es ihm hier, wo er seine erste größere Schlacht schlägt, ähnlich ergehen, wie seinem königlichen Bruder bei Mollwitz. Aber wie dort Schwerin, so tritt nun hier Seydlitz auf. Um keinen Preis nachlassen! Es muß gelingen! das ist seine feste Meinung. Und da nun die Stockung doch noch anhält, so stellt er sich an die Spitze von zwei Grenadierbataillonen, — die Musketen verstummen, nur auf den Trommeln lärmt der Sturmmarsch — so stürmt er ohne Weiteres mit gefälltem Bajonnett die Anhöhe

hinan. Feindliche Dragoner kommen dem ungarischen Fußvolk zu Hülfe, und werfen sich auf die preußischen Grenadiere; aber diese feuern die Kugel, die sie noch im Lauf haben, auf die Reiter ab und weisen ihnen unerschrocken die Bajonnette; die Reiter weichen zurück, und die Grenadiere dringen von neuem in geschlossener Masse hinan. Jetzt trifft sie das Feuer der Ungarn aus der Nähe; die vordersten fallen, und die folgenden müssen über manchen Kameraden hinwegsteigen; es geht langsamer; da gellt zu ihrer Rechten die wohlbekannte Husarentrompete, und wo die feindlichen Reiter das Feld geräumt haben, da drängen jetzt die preußischen herein, Seydlitz hat sie herbeigerufen. Die drei, vier Schwadronen Husaren säbeln auf die Flanke und den Rücken der Ungarn ein, auch vorn die Grenadiere machen die letzte Anstrengung, und da lichtet sich die erst dicht besetzte Anhöhe; was noch steht, wird gefangen genommen, die flüchtigen Schaaren treibt Seydlitz mit der Reiterei in die Thore von Freiberg hinein. Nun geht es auf die übrigen Punkte dieses feindlichen Flügels los. Ueberall derselbe Anblick: stürmischer Anlauf der preußischen Reiter, Flüchten des feindlichen Fußvolks. Auch zu dem andern preußischen Flügel sprengt jetzt der Adjutant des Prinzen, Graf von Kalkreuth (der nachmalige Feldmarschall) mit dem Befehle zum Angriff hinüber, und hilft diesen aufs rühmlichste mit ausführen. Bald ist auch hier der Feind zum Weichen gebracht, und damit der Sieg vollständig entschieden. Nur zwei Stunden hatte die ganze Schlacht gedauert.

Der Feind hatte an Todten und Verwundeten 3500 Mann, außerdem 4400 Gefangene, 28 Kanonen und 9 Fahnen nebst vielem Gepäck und einer Menge Munitionswagen

eingebüßt, während der preußische Verlust in Allem etwa 1400 Mann betrug. Die nächste Folge des Sieges war, daß die Reichsarmee sich eiligst über die Mulde zurückzog und kurz darauf das Erzgebirge gänzlich räumte, welches nun in den unbestrittenen Besitz der Preußen kam. Seydlitz hätte die Flüchtigen gern noch nachdrücklicher verfolgt, Prinz Heinrich jedoch durfte ihn wegen der Gefahr drohenden Nähe Haddik's nicht von sich lassen, und entsandte nur Kleist mit einer fliegenden Schaar, der nun eine abermalige Jagd nach Böhmen hinein anstellte, und bis gegen den Hradschin von Prag vordrang.

An dem so rühmlich erfochtenen Siege hatten Alle, vom Oberanführer bis zum gemeinen Soldaten herab, ihren Antheil; keiner war, der nicht seine Schuldigkeit und mehr gethan hatte, wie denn auch der König, welcher nach einigen Tagen anlangte, dem Heere das wohlverdiente Lob nicht vorenthielt. Vor Allem aber, wo von Freiberg gesprochen wird, klingen hoch die Namen Prinz Heinrich und Seydlitz. Was der Prinz fein und klug ersonnen, das hatte Seydlitz mit starker Hand zur glücklichen Ausführung gebracht.

In ihrer weitern Wirkung trug die Schlacht von Freiberg nicht wenig dazu bei, die Oesterreicher, denen ohnehin schon seit dem Gefecht von Burkersdorf der Krieg verleidet war, zum Frieden zu bestimmen, und in der That war sie auch die letzte Schlacht dieses gewaltigen siebenjährigen Krieges. Am Tage nach der Schlacht langte der Graf von Wied mit den Hülfstruppen aus Schlesien wirklich an.

Die allseitige Neigung zum Frieden trat jetzt immer deutlicher hervor. Nachdem der General Neuwied den

Oesterreichern in der Gegend von Dresden noch ein nachträgliches Gefecht geliefert hatte, kam eine förmliche Uebereinkunft wegen der Winterruhe zu Stande, ein Beweis, daß bei den Oesterreichern die bisherige Abneigung gegen alles Unterhandeln überhaupt schon geschwunden war. Bald folgten auch die ersten wirklichen Friedensanträge von Seiten Oesterreichs. Diese Macht sah sich jetzt, nachdem Frankreich soeben Frieden mit England geschlossen, im Grunde auf sich allein angewiesen, da das „Reich", gesetzt, es hielte noch länger im Kriegsbündnisse aus, doch in Wirklichkeit nur ein kriegerisch „Arm" war; allein aber den Krieg gegen Friedrich, den Meister der Schlacht, fortzusetzen, verhieß nach allen gemachten Erfahrungen statt des Erfolges nur Demüthigung. So kam es, daß Oesterreich der Wiederbesitznahme von ganz Schlesien, auf der es bis dahin hartnäckig bestanden, entsagte und auf Friedrich's Friedensbedingung einging, welche jetzt wie immer lautete, daß er kein einziges Dorf verlieren wolle. Da in Folge eines neuen Kleist-schen Streifzuges jetzt auch die Reichsstände dringend nach Frieden riefen, so standen diesem nun keine Schwierigkeiten mehr im Wege; am 15. Februar wurde derselbe zu Hubertsburg geschlossen, und so war denn dem siebenjährigen Blutvergießen, den Verheerungen der Länder, der Zerrüttung des allgemeinen Wohlstandes ein Ende gemacht.

Hiermit schließt eine große Epoche in dem Leben unsers Helden. Wir haben Seydlitz durch diese ewig denkwürdige Kriegszeit, durch die sieben Jahre seiner Werbung um den kriegerischen Lorbeer, hindurchbegleitet. Wir fanden ihn anfangs als Reiterobersten, sahen ihn dann General werden, als solchen die größten Proben bestehen und sich

endlich immer vielseitiger bewähren. Besonders glänzend treten drei Momente hervor, es sind die Tage von Roßbach, Zorndorf und Freiberg. Roßbach und Zorndorf zusammen sind gewissermaßen das doppelte Antlitz, welches uns Seydlitz auch im Kriege zeigt. Bei Roßbach glauben wir den kecken Uebermuth des Knaben Seydlitz, nur in höherer Weise, wieder auflodern zu sehen; bei Zorndorf überwältigt uns fast der Anblick so riesenstarken Ernstes, und wir stehen staunend vor dem erhabenen Beispiel. — In Zeiten fortdauernder Thatkraft und Anstrengung, wo sich Leistung an Leistung drängt, entwickelt sich, reift und altert der Mensch schnell: ein großer Krieg sieht den Helden als Jüngling ausziehen und als jungen Greis heimkehren; klagt doch Friedrich der Große selbst, daß er in den paar Jahren ein alter abgenutzter Invalide geworden sei. Auch Seydlitz' Kriegslaufbahn zeigt in den sieben Jahren die Spuren von drei Lebensaltern: die Zeiten von Roßbach, Zorndorf und Freiberg könnte man seine General-Jugend, Vollkraft und -Reife nennen. Manche reden geradezu von Alter, wenn sie Seydlitz' Wirken beim Prinzen Heinrich charakterisiren wollen; dort habe er, sagen sie, nicht mehr die frühere Thatkraft und Rüstigkeit gezeigt. Konnte er sie schöner zeigen als bei Freiberg? Und daß diese größere Probe vereinzelt blieb, war nur eine Folge der eigenthümlichen Kriegführung des Prinzen Heinrich, der bei dem hoffnungslosen Stande der preußischen Sache im Allgemeinen, sein Ziel lieber durch die Manövrirkunst allein, in der er Meister war, als durch gewagte Schlachten zu erreichen suchte. Bei seinen abgesonderten Unternehmungen aber konnte Seydlitz unmöglich

in derselben großartigen Weise auftreten, wie in den Hauptschlachten des Königs; dazu fehlte es ihm sowohl an Mitteln als Gelegenheiten: er hatte jetzt keine compacten Reitermassen zur Verfügung wie ehemals, auch konnte überhaupt mit solchen Soldaten, wie man sie jetzt hatte, das nicht mehr geleistet werden, was mit jener alten wohlgeschulten Truppe gelungen war; endlich aber hielt der Feind in den meisten Fällen gar nicht Stand. Die Zeit des dareinfahrenden Ungestüms war einmal vorüber; Seydlitz hatte den Wechsel der Lage sehr wohl erkannt, und daß er sich die neue Kriegsweise so schnell anzueignen wußte, ist kein geringes Verdienst. Es kam jetzt vor Allem auf Besonnenheit und Vorsicht an, und diese hat er auf seinem Posten in Sachsen stets bewährt. Auch entfaltete Seydlitz dort sein Feldherrntalent immer mannigfaltiger und vielseitiger, nicht mehr ausschließlich mit einer Waffe sondern als Führer der vollen gemischten Truppe wirkend. Er beschloß seine kriegerische Thätigkeit mit der umfassenderen Wirksamkeit des eigentlichen Heerführers, und trat so, nachdem er sich auch auf dieser höheren Stufe bewährte, des vollsten Ruhmeskranzes würdig von dem Kriegsschauplatze ab.

XIV.

Im Frieden.

Dem königlichen Befehle gemäß rückte Seydlitz mit einem Theile des aus Sachsen abziehenden preußischen Heeres nach Schlesien, wo er mit dem Stabe seines Kürassierregi-

mentes wieder den frühern Standort Ohlau bezog. Unter allen angesehenen militärischen Persönlichkeiten der Provinz nahm er in der öffentlichen Meinung unbedingt die erste Stelle ein, und solche Auszeichnung verdankte er nicht seinen hervorragenden Kriegsthaten allein sondern auch einer Tugend von mehr allgemein menschlichem Werthe, die er während des ganzen Krieges in hohem Grade bewiesen hatte — seiner Uneigennützigkeit. Diese Eigenschaft bildet in der That eine der schönsten Lichtseiten an Seydlitz' Charakter, und ist ihm um so höher anzurechnen, je seltener sie bei den Heerführern jener Zeit zu finden war. An mancherlei Gelegenheiten, wo er seinen Vortheil hätte wahrnehmen können, hatte es auch ihm nicht gefehlt. Manche Gegend hätte gern den Durchmarsch, manche Stadt die Last der Einquartirung mit schwerem Gelde abgekauft; bei der Lieferung hätte Manches für ihn abfallen können, Geschenke, freiwillige oder unfreiwillige, wären ihm reichlich zugeflossen, hätte er sie gewollt; aber nichts von alledem, — er war sogar im Allgemeinen ein so abgesagter Feind jeder Erpressung, mochte sie Namen haben, wie sie wollte, daß der König, der seinen Mann wohl kannte, ihn mit Brandschatzungen, Erhebung von Kriegssteuern und dergleichen, gar nicht zu behelligen pflegte. Seydlitz war in dieser würdigen Gesinnung, die sich überhaupt im preußischen Heere mehr und mehr Bahn brach, der eifrigste Genosse seines Oberfeldherrn, des Prinzen Heinrich. Aehnlich wie dieser verbot er seinen Soldaten jede Bedrückung oder Beraubung friedlicher Bürger und Bauern, und wies dagegen auf die Magazine und das Gepäck der feindlichen Heere hin: da gelte es, Beute zu machen, je mehr desto besser. Selbst die Freikorps, die doch auf Kosten der feind=

lichen Lande leben mußten und also eigentlich auf's Beutemachen angewiesen waren, durften sich dennoch nicht nach Kosackenmanier betragen. Seydlitz, bei dem Adel seiner Gesinnung im Allgemeinen, hatte auch eine hohe Ansicht vom Kriegerstande: Ruhm und Belohnung gebührt nach seiner Meinung dem Soldaten; den Ruhm soll er sich selbst geben durch seine Thaten, die Belohnung aber nur von seinem Kriegsherrn nehmen, alles anderweitige entehrt ihn; — — diese Grundsätze strebte er auch seiner gesammten Mannschaft einzuprägen. Es konnte nicht fehlen, daß der gute Ruf, den Seydlitz sich in dieser Beziehung erworben, ihm die besondere Achtung und das Vertrauen des Königs wie des ganzen Heeres gewann, und dies machte ihn wieder zu der geeignetsten Person, gewisse Veränderungen im Heerwesen, welche der König beschlossen hatte, in Schlesien durchzuführen.

Das erste, was der König Seydlitz, sobald dieser in Schlesien anlangte, auftrug, war die Auflösung der Freiregimenter zu Pferde, ein Geschäft, welches für unsern Helden, der mit Leib und Seele Soldat war, unerquicklicher wurde als die Mühen und Sorgen des wirklichen Krieges. Die ersten dieser Freikorps waren schon während der ersten Feldzüge beim preußischen Heere aufgetaucht; da diese sich für den kleinen Krieg sehr brauchbar erwiesen hatten, und überdies zur Ergänzung der regelmäßigen Truppe dem Könige mehr und mehr die Mittel ausgingen, so waren in den letzten Jahren immer mehre solche Schaaren aufgenommen worden. Da sie nicht vom Könige sondern von einzelnen unternehmenden Offizieren geworben und zusammengehalten also auch mit ihrem ganzen Loose an deren Person gekettet waren, so hatten sie keinen Anspruch darauf, daß der König

sich ihrer weiter annähme; und da nun im Frieden viele Truppen als fernerhin unnütz und lästig abgedankt werden mußten, so sollte mit jenen der Anfang gemacht werden. Wie ein Donnerschlag traf sie dieser herbe Beschluß. Sie, die stets die ersten am Feinde gewesen, in den letzten Zeiten sogar den Krieg fast allein geführt und das preußische Panier in der Fluth von Bedrängnissen immer noch emporgehalten hatten, — sie sollten nun so ohne Weiteres preisgegeben werden! — sie hatten ihre frühere Erwerbsquelle aufgegeben — der Krieg allein hatte sie ernährt, — sie waren ihrem ersten Berufe entwöhnt, zu dem sie zum Theil auch körperlich untauglich geworden, und nun wurden sie in's Elend hinausgestoßen! Unter dem allgemeinen Jubel der glücklich heimgekehrten preußischen Krieger und den frohen Grüßen derer, die sie empfingen, sah man ganze Schaaren gesenkten Hauptes stehen: es waren die braven Mannschaften der Freiregimenter. Inzwischen mußte die königliche Verfügung vollzogen werden. Seydlitz ging mit aller möglichen Schonung zu Werke, und suchte den unglücklichen Kriegern Ersatz zu schaffen, wo er nur konnte. Ein Theil der Leute wurde noch untergesteckt, den brauchbarsten der verabschiedeten Offiziere ward die Aussicht auf den Wiedereintritt bei einem der noch fortbestehenden Regimenter oder auf Anstellung im Civildienste eröffnet. Aber die große Mehrzahl mußte doch einfach entlassen werden, und der schlimme Eindruck, den die Sache an und für sich machte, ließ sich nicht verwischen; es gährte, man murrte über schreiende Ungerechtigkeit, und gerade in dem Augenblicke, als die Masse versammelt war ihren Abschied zu empfangen, kam es zu offener Widersetzlichkeit, indem die Gemeinen sich auseinanderzugehen weiger-

ten. Nun aber war Seydlitz' Geduld erschöpft. Augenblicklich sprengte er in den dichtesten Haufen der Aufrührer hinein, und hätte ihren verwegenen Rädelsführer unfehlbar mit einem Pistolenschusse niedergestreckt, wenn ihm nicht sein Adjutant von Tschirske, welcher viel bei ihm galt, noch zu rechter Zeit in den Arm gefallen wäre. „Wenn es geschehen soll, so lassen Ew. Excellenz mich es thun!" rief dieser, und Seydlitz, durch dieses Wort getroffen, hielt inne, besann sich, und nahm dann kaltblütig die Auflösung der Truppe vor, die nun auch ohne weitere erhebliche Störung geschah.

Bald kam eine andere Aufgabe für Seydlitz. Da der ersehnte Friede endlich errungen war, lag dem Könige vor Allem daran, die großen Schäden, die der Krieg dem Lande gethan, zu heilen, besonders dem Landbau und den Gewerben, welche gänzlich darniederlagen, wieder aufzuhelfen. Damit diesen fortan so wenig Kräfte als möglich entzogen würden, sollten die eigenen Bürger und Bauern nicht mehr so streng zum Militärdienste herangezogen, sondern lieber Ausländer an ihrer Statt genommen werden; das Anwerben dieser größeren Masse fremder Mannschaften machte dann aber manche neue Einrichtungen nöthig. Ein zweiter Punkt, auf den der König sein Augenmerk gerichtet hatte, war größtmögliche Ersparniß beim Militärwesen, und darum sollte die Verwaltung desselben auf's Genaueste geordnet und unter eine allgemeine Controle und oberste Leitung gebracht werden. Zu diesem Zwecke wurde der neue Posten der General-Inspectoren errichtet, und Seydlitz selbst erhielt das Inspectorat über die schlesische Kavallerie. Anfangs hatte dieser gegen die Neuerung mancherlei Bedenken, die sich auch bald

als begründet zeigten: es wurden zu viele Interessen verletzt, und die Folge war fast allgemeine Unzufriedenheit. Besonders waren die Regimentsinhaber der Sache sehr entgegen und suchten sie nach Möglichkeit zu hintertreiben. Nicht nur daß sie an ihrem Einkommen, welches sie von dem Solde der Beurlaubten bezogen, beträchtlich verloren, — auch die Vortheile, die sie von der Anwerbung und der Verpflegung der Truppen gehabt, fielen fort, da nach der neuen Einrichtung diese Angelegenheiten nicht mehr von dem Gutbefinden der Chefs abhängen sollten. Manchem war schon dadurch überhaupt, daß nun Alles nach einer fremden Schnur gehen sollte, die rechte Lust und Liebe zum Wirken verloren gegangen: während er früher, als die Sache mehr von seinem Ermessen abhing und sein Werk war, aus eigenem Antriebe viel Sorgfalt und Thätigkeit gezeigt hatte, that er jetzt nur eben was er mußte und nichts weiter. Auch das Amt der General-Inspecteurs selbst fand ebensowenig Beifall. Während man bisher nur dem Könige unmittelbar Rechenschaft abgelegt hatte, sollte man nun diesen Verkehr, durch den man sich geehrt fühlte, aufgeben und sich einem Kameraden, vielleicht gar einem jüngeren, unterordnen! — Es läßt sich denken, daß Seydlitz sich durch seinen neuen Posten bei den Regementsinhabern wenig beliebt machte; aber da der König unabänderlich auf den neuen Einrichtungen bestand, und Seydlitz nun einmal die Durchführung derselben auf sich genommen hatte, so ließ er sich das Widerstreben der Gegner nicht weiter irren, sondern hielt sein Amt aufrecht, indem er ohne Ansehn der Person pünktliche Befolgung der königlichen Anordnungen verlangte. Die Festigkeit seines Auftretens im Bunde mit dem bekann=

ten Rufe, daß er keine selbstsüchtigen Zwecke verfolge, sondern stets das Beste wolle und nach dem Rechten trachte, that denn auch ihre Wirkung, und so drang er trotz der anfänglichen Schwierigkeiten doch bald überall durch.

Mit seinem neuen Posten erhielt Seydlitz einen bedeutenden Wirkungskreis, denn er hatte 20 Schwadronen Küraſſiere, 10 Schwadronen Dragoner und 40 Schwadronen Husaren, die gesammte über 7000 Pferde betragende Reiterei Ober- und Niederschlesiens, die eigentlich zwei für sich bestehende Inspectionen hätte bilden sollen, zu beaufsichtigen. In diesem Kreise hatte nun der Einfluß, den Seydlitz schon durch sein Beispiel gewissermaßen als das Ideal eines vollkommenen Reiters und Reitergenerals, ausübte, durch das hinzugekommene amtliche Ansehen noch ganz besonderen Nachdruck erhalten, da es nun nicht mehr im Belieben der andern Befehlshaber stand, ihm nachzuahmen oder nicht, sondern er nöthigen Falls vorschreiben konnte. In der wirklichen Ausübung seines Amtes jedoch trat Seydlitz durchweg human auf; er tadelte was zu tadeln war, jedoch mit Schonung, so daß er statt zu erbittern guten Willen belebte, so wie er auch durch Angabe der Gründe des Tadels die Einsicht der Betroffenen zu erhöhen und sie damit zum Bessermachen anzuleiten suchte. Nie hatten seine Verweise einen ehrenkränkenden Beigeschmack, vielmehr war es sein Hauptaugenmerk, das Gefühl der Ehre in dem Soldaten stets lebendig zu erhalten. Erregbar in hohem Grade ließ er sich doch nie von leidenschaftlicher Aufwallung fortreißen, in ruhigem Tone und ohne heftige Geberden ertheilte er seine Zurechtweisung. Scheinen von dieser Selbstbeherrschung auch einige Ausnahmen vorgekommen zu sein, so muß

man diese doch mehr auf Rechnung der damaligen Zeit überhaupt schreiben; auch söhnen wir uns mit diesen wenigen Fällen von Uebereilung um so leichter aus, da sie uns Gelegenheit geben, einen andern rühmlichen Charakterzug an Seydlitz kennen zu lernen. Sobald er sein Versehen erkannt hatte, gab er ohne die geringste Spur von Eigensinn der Stimme der Gerechtigkeit Gehör und nahm keinen Anstand, sein Unrecht einzugestehen. So hatte er es von jeher, auch im Kriege, gehalten, was besonders schön an einem in der Schlacht bei Freiberg vorgekommenen Falle hervortritt. Der preußische Angriff war in's Stocken gerathen, und Seydlitz eben rastlos bemüht, ihm wieder größere Lebhaftigkeit zu geben. Seitwärts hielt ein Offizier mit einem Trupp Kürassiere, auf die Gelegenheit wartend, sich am Kampfe zu betheiligen. Seydlitz jedoch nahm dies Stillstehen für Lässigkeit und bedeutete jenem in verletzenden Ausdrücken, daß jetzt keine Zeit zum Ausruhen sei. Der Offizier, der dies schweigend hingenommen hatte, war gleich darauf, da eben der günstige Augenblick gekommen, mit seiner Schaar in Bewegung, und zeigte nun genügend durch Thaten, daß sein General ihm Unrecht gethan. Am folgenden Tage ließ Seydlitz dem Rittmeister durch dessen Regimentskommandeur vollständige persönliche Genugthuung anbieten. Dies genügte natürlich dem Gekränkten vollkommen, so daß damit Alles ausgeglichen war. — Besondere Nachsicht und Geduld bewies Seydlitz altgedienten Offizieren, falls sie nur guten Willen zeigten und übrigens ehrenhaft waren, mochten sie auch sonst nicht mehr so rasch von Begriffen sein; als daher einer seiner Offiziere einst über einen alten Rittmeister die Achseln zuckte, weil dieser einige neue

Vorschriften nicht sogleich fassen konnte, beschämte Seydlitz denselben durch die Worte: „Lassen Sie ihn nur machen; er hat dergleichen vor dem Feinde mehr gemacht als wir beide.“ Ueberhaupt gab er bei den Offizieren nicht so sehr viel auf glänzende Geistesgaben als auf praktische Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit. — In sachlicher Hinsicht konnten die Beaufsichtigungsreisen, welche Seydlitz zu den einzelnen Regimentern unternahm, förmlich eine Art Leitfaden für die Kommandeure abgeben, so vollständige Belehrung boten sie über die Hauptpunkte, auf welche es bei der Ausbildung des Soldaten ankam, wie über den ganzen Gang der Uebungen. Kein Versehen, kein Mangel blieb von ihm unentdeckt, mit einem Blick erkannte Seydlitz, wo der Grund des Fehlers steckte und gab sogleich die wirksamsten Anweisungen zur Abhülfe. Wollte er sich überzeugen, wie weit es ein Regiment im Reiten gebracht habe, so pflegte er zum Uebungsplatze eine Stelle mit sehr unebenem Boden oder mit Buschwerk und Hecken zu wählen; fiel dann die Probe ungenügend aus, so wurde an den gegebenen Hindernissen sofort das Bessermachen gelehrt. Scheuten die Reiter etwa das Wasser, so mußten sie wohl gar mitten im Flusse ein Manöver ausführen. In seinen Inspectionsbefehlen mahnt er die Regimentskommandeure stets von neuem, darauf zu denken, wie der Soldat „adroiter und gewisser im Gebrauche seines Pferdes und der Waffen gemacht werde,“ und beklagt sich über die Ungeschicklichkeit der Mannschaften einmal in folgender Weise: „Da ich bei der letzten Revue einige Flanqueurs gesehen, die ihre Sache ziemlich mit der Adresse machen, wie ein schlesischer Bauer, wenn er als Hochzeitbitter seine Pistolen abfeuert, und ich daher glauben muß, daß die

Königlichen Ordres, nach welchen Kürassiers, Dragoner und Husaren, einzeln Mann vor Mann ausgearbeitet werden sollen, ... von Einigen vergessen, von Andern vielleicht nicht einmal gelesen, so wiederhole es ernstlich nochmals, daß" u. s. f.

Seine nächste Sorge widmete Seydlitz beständig als Regimentsinhaber seinen eigenen Kürassieren; ein wahrhaft inniges Verhältniß verknüpfte ihn mit diesen. In Ohlau, wo auch der Stab und die erste Schwadron des Regimentes stand, richtete er sein Leben wieder ganz in der alten Weise ein, wie es vor dem Kriege gewesen war. Sein jetziger höherer Rang und sein Amt als Generalinspecteur machte sich außer auf den Inspectionsreisen wenig bemerklich. In Ohlau schien er wie verwachsen mit seinem Regimente und im Besondern mit der dortigen Schwadron, welche unausgesetzt seine Neigung und Sorge in Anspruch nahm. Er bekümmerte sich um ihren Garnisondienst, ihre Quartiere, Montirung, Pferde, Waffen, und alle sonstigen Angelegenheiten bis in's Kleinste. Kein Tag verging, wo er sie nicht selbst exercirte oder wenigstens besichtigte. Unabläßig bildete er durch Lehre und Beispiel, spornte durch Lob und Tadel. Für die ersten Uebungen mit dem Säbel, mit Karabiner und Pistolen kamen die Anweisungen von ihm, die Elementarregeln für den ersten Unterricht im Reiten gab er, und so war weiter hinauf bis zu den Manövern im Großen Alles von ihm selbst angeordnet und in den gehörigen Zusammenhang gebracht. Nichts war für den hochstehenden General zu gering, und wer ihn nur in Ohlau bei seiner Schwadron gesehen hätte, ohne ihn sonst zu kennen, würde ihn für einen einfachen Schwadronschef gehalten haben, da er

auch die Uniform seines Regimentes trug. Diese Sorge auch für die geringfügigsten Kleinigkeiten spricht sich besonders in den von ihm erlassenen Regimentsbefehlen aus. In einem derselben heißt es: „Da ich wahrnahm, daß schon wieder viele Leute zu kurz reiten, so muß durchgängig darauf gesehen werden, daß die Bügel so lang, daß die Leute auf dem Sattel nicht wie auf einem Polsterstuhle sitzen, sondern die Füße beinahe gerade herunter haben.“ Besonders viel beschäftigt ihn demnächst das Aeußere der Soldaten; er verlangt von den Offizieren, daß sie den gemeinen Reiter dergestalt ausarbeiten, daß er auch „außer dem Gewehr und ohne die Gegenwart seines Offiziers wie ein rechtschaffener ordentlicher Mensch aussehe.“

Die Ohlauer Kürassiere waren Seydlitz' Freude und Aerger, immer aber sein Stolz. Wenn so der vollendetste Meister Alles vom Kleinsten bis zum Größten selbst anordnete, Alles selbst sah und verbesserte, was Wunder, daß die Truppe in Ohlau bald als Muster der Vollendung dastand. Man sah nur Ausgezeichnetes, und das Seydlitzsche Kürassierregiment lieferte nun die Lehrmeister für die übrige preußische Reiterei, — es war gewissermaßen das allgemeine Lehrregiment geworden. Vor Allem war es eine Pracht, das Regiment reiten zu sehen. In Folge der unausgesetzten Uebungen gab es kaum noch einen merklichen Unterschied zwischen Offizieren und Gemeinen; einer ritt wie der andere, rasch und gewandt, sattelfest wie angewachsen und doch wieder freibeweglich auf dem Pferderücken, in jeder Art und nach allen Seiten kampftüchtig, wie nur der Fußsoldat auf dem festen Boden; die ganzen Schwadronen im vollen Laufe machten augenblicklich, sowie der Befehl erscholl,

Halt und standen in gerader Linie; sie schwenkten im Galopp rechts und links, und Alles ging wie an der Schnur gezogen. Die Schule freilich, welche der Reiter durchzumachen hatte, war keine gelinde. Der frische Ankömmling hatte sogleich eine derartige Einweihung zu bestehen, daß ihm Hören und Sehen verging und er froh war, nicht Arme und Beine zu brechen. Man setzte ihn auf das unbändigste Pferd, dessen man habhaft werden konnte, machte es durch Geschrei und Streiche noch erst recht scheu, und jagte es dann quer feldein. Bestand der Reiter die Gewaltprobe, so galt das als ein Zeichen, daß es die Mühe lohne, sich mit ihm zu befassen, und man nahm ihn beim Regimente auf; kam er zu Schaden, so wurde weiter kein Aufhebens davon gemacht, es war so gut, als wäre er gar nicht dagewesen. Seydlitz kannte in diesem Punkte keine Rücksicht auf Leben und Gliedmaßen; er hatte nur seinen Zweck vor Augen, dem Neuling gleich von vornherein alle Zaghaftigkeit auszutreiben. Auch in dem nachfolgenden regelmäßigern Gange der Uebungen kamen mancherlei halsbrechende Aufgaben vor; es schien fast, als wollte Seydlitz mit seinen Zöglingen ähnlich verfahren, wie der Markgraf von Schwedt es einst mit ihm selbst gethan, nur mit dem Unterschiede, daß er hier kein bloßes Spiel mit der Gefahr trieb, sondern stets den kriegerischen Zweck im Auge hatte. Als daher der König, welchem endlich doch die Menge der Unglücksfälle aufgefallen war, ihn einmal darüber zur Rede stellte, gab er, ohne im geringsten in Verlegenheit zu gerathen, die trockene Antwort: „Ew. Majestät dürfen nur befehlen, und es soll nicht wiederkommen, aber ich bin dann auch außer Schuld, wenn das Regiment gegen den Feind nichts aus-

richtet. Nach seiner Ansicht verlangte die Sache nun einmal solche Opfer, und das fand er gar nicht so außer der Ordnung; verlangte doch der Krieg seine Opfer zu Hunderttausenden, — sollte nicht die Vorbereitung zu ihm, der Uebungsdienst, auch einige fordern dürfen? Der Ministerin von Schlabrendorf, welche ebenfalls einen Sohn in Ohlau hatte, und, als sie von den dortigen verwegenen Reitkünsten hörte, um diesen in fortwährender Angst schwebte, gab er den freilich wenig beruhigenden Trost: „Ihro Excellenz können ruhig sein; einen Kornet und eine Katze kann man vom Thurme herabwerfen, sie brechen nicht gleich den Hals.“ — Es bedarf kaum der Erwähnung, daß Seydlitz, der ja vorzugsweise durch sein Beispiel zu wirken gewohnt war, alles das, was er seinen Untergebenen zumuthete, auch selbst leistete. Unter den verwegenen Reitern in Ohlau war und blieb er der kühnste; Beweise davon gab er täglich. Dies konnte kaum ganz ohne Unfälle für ihn ablaufen. Bei einer Truppenschau, welche der König bei Lissa abhielt, stürzte er dergestalt mit dem Pferde, daß man ihn für todt aufhob; nachdem er sich wieder erholt, blieb er noch geraume Zeit an's Krankenlager gefesselt und bedurfte der sorgsamsten Behandlung. Kaum aber soweit hergestellt, daß er des ungehinderten Gebrauchs seiner Glieder mächtig war, so fing er auch sofort sein Reiten wieder an, und nicht lange, so war er im alten Zuge und überbot womöglich noch die früheren Wagnisse.

Nicht wenig rauh mochte die Seydlitz'sche Schule sein; daß sie aber vortreffliche Reiter bildete, war eine ausgemachte Sache. Bei dem großen Rufe, in welchen Ohlau dadurch gekommen, konnte ein allgemeiner Zudrang zu dem dortigen

Regimente nicht ausbleiben. Die Blüthe der adeligen Jugend nicht nur aus Preußen sondern auch aus andern deutschen Ländern meldete sich zum Offizierdienste, und viele dieser geistig wie körperlich meist sehr begabten Jünglinge begnügten sich dann gern mit dem Eintritt als Freiwillige, um nur überhaupt diesem Musterregimente anzugehören und unter einem Seydlitz sich ausbilden zu können. Dieser Zufluß von Talenten und jugendlichem Feuer schuf ein reges Leben beim Regimente und erhöhte noch den Wetteifer im Ringen nach Vervollkommnung. Es stand eine Truppe da wie es keine zweite gab. In derselben aber gebührte wieder der erste Preis der Leibschwadron des Generals in Ohlau. Gemeine gab es da nur dem Namen nach, dem Werthe der Leute nach war es eine Schwadron von lauter Offizieren. Dessen war sich die Mannschaft auch sehr wohl bewußt; „erste Schwadron Seydlitz!" wenn der gemeine Reiter sich damit legitimirte, trug er den Kopf noch einmal so hoch und war sicher, daß man ihm Platz machte. In jedem Offiziere aber schien ein Seydlitz zu stecken.

Seydlitz selbst war auf seine Kürassiere nicht wenig stolz, und ließ sich gelegentlich gern mit ihnen sehen. Einst waren Offfziere aus der Mark angelangt, um sich auf des Königs Geheiß mit dem Ohlauer Exerzirwesen bekannt zu machen. Sie gaben zunächst einige Proben von ihrer eigenen Art und Weise, allein Seydlitz konnte dies nicht lange mit ansehen und machte der Sache mit den Worten ein Ende: „Morgen sollen Sie sehen, wie Reiterei exerziren muß." Tags darauf bekamen sie denn auch Dinge zu sehen, die sie staunen machten: die Uebungen beschränkten sich keineswegs auf den Exerzirplatz oder sonst sichern Boden, —

mitten im Ohlau-Flusse wurde manövrirt, und die schwierigsten Bewegungen gingen schön und schnell von statten. Besonders glänzend war der Schluß des Ganzen, nachdem man wieder auf den Marktplatz zurückgekehrt war. Die Züge standen an verschiedenen Stellen aufgeritten und sollten nun die Schwadronslinie vor des Generals Quartier bilden. Zum gestreckten Laufe ward kommandirt, im Sturmesfluge formirte sich die Schwadron, das Halt ertönte, und — gerade und fest geschlossen stand die Linie da.

Ging es zu den größeren schlesischen Musterungen, so war Seydlitz sicher, Ehre mit seinem Regimente einzulegen. Dort pflegten sich hohe und höchste Militärpersonen, einheimische wie fremde, zahlreich einzufinden, um Seydlitz mit seinem Regimente zu sehen; jedes Mal spendeten sie reichlichen Beifall und das Endurtheil über die Leistungen dieser Truppe blieb stets: daß sie von keiner andern, jede andere nur von ihr lernen könne. — Auch ganz ruhig haltend flößte das Regiment schon durch sein Aussehen Achtung und Bewunderung ein. Der Kürassier nahm sich stattlich und schmuck aus, ohne mit Putz überladen zu sein: er trug einen schwarzen Hut und Busch, nur der Offizier den letztern weiß; ferner ein weißes Kollet, an welchem Kragen und Aufschläge dunkelblau und mit Borten — bei den Offizieren mit Silbertressen — besetzt waren; dann einen polirten schwarzen Küraß, der bei den Offizieren goldene Beschläge hatte, weißlederne Beinkleider, hohe Reiterstiefel und Stulphandschuhe; die Pallaschtasche war blau, die Schabracke weiß, beide wieder bei den Gemeinen mit blauen Borten, bei den Offizieren mit Silbertressen eingefaßt und mit dem schwarzen Adler und dem Namenszuge des Königs versehen. Und welche Ge-

stalten in diesen Uniformen! welche Haltung an der ganzen Mannschaft! Nur kerngesunde und starke Leute sind es auf lauter kräftigen feurigen Pferden, nichts Plumpes ist zu sehen, an Mann und Roß prägt sich Kraft und Geschicklichkeit zugleich aus, und Entschlossenheit steht in jedem Gesichte zu lesen. Vor der Linie aber hält er selbst, auf den sich Aller Blicke stets wieder zurückwenden, dessen Namen sich Soldaten und Volk voll Begeisterung zurufen, der ruhmreiche Chef und Schöpfer dieser herrlichen Truppe, der sich nach Leib und Seele in derselben abspiegelt. Diese Gestalt, nicht durch Größe, jedoch durch das schönste Ebenmaß ausgezeichnet, verräth in jeder Linie die höchste Schnellkraft und Gewandtheit, — ein bündig-geschlossenes Wesen; in dem lebhaften Auge blitzt das Feuer der Schlacht noch fort; die Haltung, stolzaufgerichtet und doch überaus geschmeidig, scheint der Jahre zu spotten. Seydlitz zu Pferde — denn nur so ist es der ganze Seydlitz — stellt die höchste Vollendung alles Reiterwesens in Person dar. — Ein Seydlitz und ein solches Regiment — in einem dereinstigen Sturm auf den Feind — müßten ein neues Roßbach bringen.

Wir haben bisher nur Rühmliches von dem Seydlitz'schen Regimente berichtet, dürfen aber auch eine Schattenseite desselben nicht übergehen. Wie wir gesehen haben, zählte es viele jugendliche Offiziere, Kornets und Freiwillige, unter denen ein lebhafter Wetteifer herrschte. So förderlich dieser im Allgemeinen war, so warf er sich doch nach der Weise junger Leute gar bald auch auf unwesentlichere Nebendinge und brachte eine Art üppigen Tones in das Ohlauer Treiben. Gerade die begabteren der jungen Krieger waren es, die sich hier in Uebermuth jeder Art versuchten

und in eitlen Tand und Ausschweifungen verirrten. Sich in Waffen- und Reitkünsten auszuzeichnen und in der Strenge des Dienstes Lob einzuernten blieb allerdings das Erste, aber auch schon der Besitz kostbarer Waffenstücke, das Halten schöner Pferde und Jagdhunde galt für einen Ruhm. „Die That allein macht den Mann!“ man ließ das gelten für die Zeit des Krieges, wo auch die „Grasteufel“ besser seien als Paradesoldaten; jetzt aber, da die Zeit der Thaten vorbei, sollte auch das Kleid schon den Mann machen. Man wollte durch das Aeußere schimmern und damit besonders bei den Frauen Triumphe feiern. Da Anreiz und Gelegenheit dazu nicht fehlten, und die einseitige mehr mechanische Beschäftigung des Exerzirens den Geist nicht ausfüllte, so fanden diese Auswüchse des jugendlichen Ehrgeizes Raum und Nahrung zum Wuchern, und eine lockere Aufführung riß mehr und mehr ein, zumal da ihr der General selbst wol nicht mit genügender Strenge entgegentrat. In Betreff der Kleidung herrschte unter anderm eine fast lächerliche Manie für enganschließende Beinkleider. Diese mußten straff wie eine Ueberhaut auf dem Körper sitzen, um dessen Formen auf's vortheilhafteste hervortreten zu lassen. Sie waren der Offiziere Lust, aber auch ihre Strafe. Es wird nämlich erzählt, die Seydlitz'schen Offiziere hätten das lederne Kleidungsstück, naß wie es aus dem Wasser gekommen, an einem eigens dafür bestimmten Gerüst ausgespannt, wären dann sofort von oben hineingestiegen, weil das Leder auf dem Körper antrocknen sollte, und hätten dann stundenlang hängen müssen, ehe sie sich vermöge des eigenen Körpergewichtes hindurchgepreßt. Wie die Offiziere ihren endlichen Rückzug aus der ledernen Haft bewerkstelligten, davon berichtet die schalkhafte

Sage nichts. Dieses stutzerhafte Wesen scheint auch Seydlitz nicht eben unlieb gewesen zu sein, es ist sogar wahrscheinlich, daß er es, wenn auch nicht gerade absichtlich, durch gelegentliche Beifallsäußerungen noch befördert hat; jedenfalls war er nicht sehr erzürnt, wenn der Offizier auch hierin den möglichsten Gegensatz gegen alles Schlichtbürgerliche darzustellen suchte. Schon beim gemeinen Soldaten hielt er sehr auf das Aeußere; beständig wiederholte er den Offizieren die Mahnung, „den Bauer aus dem Gemeinen zu bringen, und selbigem so viel Ambition als möglich einzuprägen," und wollte auch, daß der Beurlaubte sich so viel als möglich vom Bauer unterschiede, daß er sich nicht in einem „der preußischen Armee so despektirlichen Aufzuge" sehen ließe, sondern des Sonntags und wenn er nicht auf Arbeit, nur in vollständiger Montirung und mit Seitengewehr erschiene.

Ueberhaupt nahm Seydlitz für das Militär dem Civilstande gegenüber durchaus eine bevorzugte Stellung in Anspruch. Wie ihm Kriegsruhm und Ehre über Reichthum und Familienglück gingen, so stellte er auch den Soldaten über den Bürger. Den Einwand, daß des Kriegers Ehre so viel Blut verlange, ließ er nicht gelten, und als ihm einst der Sohn eines reichen Geldmannes damit kam, fertigte er ihn mit den Versen des Dichters Haller ab:

„Der Held, der sucht sein Glück auf hunderttausend Leichen,
Und vieler Dörfer Noth macht einen einz'gen Reichen."

Bisweilen trieb er sogar die Ansprüche des Kriegerstandes über alles Maß hinaus, wie folgender Fall beweist. Seydlitz gegenüber am Markte von Ohlau wohnte der Bürgermeister dieser Stadt. Der General nun pflegte sich des Vor-

mittags zu Pferde umherzutummeln, nachdem er aber sein Reitlust befriedigt, meist den ganzen Nachmittag gemüthlich seine Pfeife rauchend im offenen Fenster zu liegen und über den Markt hinzuschauen. In diesem Zeitvertreibe fand er aber einen Genossen an seinem Gegenüber. Der Bürgermeister hatte sich die Morgenstunden gewählt und streckte, wenn der General aufstand, ihm seinen Kopf in der Nachtmütze aus dem Fenster entgegen. Seydlitz fand dies ungeziemend und verbot ihm geradezu, sich ferner in der Mütze sehen zu lassen. Diese Behandlung nahm nun wieder der Andere sehr übel auf, er wollte sich nun desto weniger fügen; als er aber am nächsten Morgen wieder in seinem gewohnten Kostüm am Fenster erschien, machte Seydlitz kurzen Prozeß, ergriff ein Pistol und schoß es auf den Bürgermeister ab, der sich nun allerdings zum Nachgeben genöthigt sah und nichts weiter thun konnte als sich beim Könige beschweren. Von dem Erfolge dieser Beschwerde ist nichts weiter bekannt geworden. — Blieb nur diese Standeseifersucht aus dem Spiele, so war Seydlitz ein Feind jedes Eingriffs in die Rechte Anderer. Besonders nahm er den Landmann in Schutz und wollte ihn nie unnöthigerweise in Schaden gebracht sehen, so sehr ihm sonst bäurisches Wesen an seinen Soldaten verhaßt war.

So streng Seydlitz es im Allgemeinen mit der Disciplin hielt, so zeigte er seinen Offizieren doch gern Nachsicht, wo er es, ohne dem Ansehn des Gesetzes zu viel zu vergeben, thun konnte; stets aber brachte er dann diese Milde doch so an, daß sie nur als eine persönliche Rücksichtsnahme, keinesweges als von Amtswegen erschien. Das nahegelegene Breslau mit seinem reichen geselligen Verkehr bot

begreiflicherweise den lebens= und abenteuerlustigen Offizieren starke Verlockung, und sie unternahmen nicht selten ohne Urlaub heimliche Ausflüge dahin. Dann mußten sie aber auf Tod und Leben reiten; denn war Seydlitz dahintergekommen, so hatten sie ihn sicherlich auf den Fersen. Wußten sie ihm in solchem Falle glücklich zu entgehen, so war er ein viel zu großer Freund gewandten Reitens, als daß er sie bei ihrer Zurückkunft allzuschlimm empfangen hätte; er zollte ihnen vielmehr noch Anerkennung und stellte sie öffentlich als Muster im Reiten auf, während er, falls sie sich hätten einholen lassen, sicherlich mit der größten Strenge gegen sie verfahren sein würde. Unwillkürlich gedenkt man hierbei der alten Spartaner, die ihre Jünglinge allerhand eigentlich verbotene jedoch dereinst für den Krieg brauchbare Streiche ausführen ließen, und nur diejenigen, welche dabei erwischt wurden, mit den härtesten Strafen belegten.

Anders war es, wenn in irgendwelcher Angelegenheit die Ehre des Offiziers betheiligt war; diese sollte heilig gehalten und nicht leichtfertig auf's Spiel gesetzt werden, und in diesem Punkte hörte alle Nachsicht auf. Nach einer gesetzlichen Bestimmung war der Offizier nicht gehalten, Schulden zu bezahlen, wurde ihm daher dennoch geborgt, so geschah dies im Vertrauen auf die Unverbrüchlichkeit des Ehrenwortes, und ein solches Vertrauen wollte Seydlitz in keinem Falle getäuscht wissen. Als sich daher einst ein Offizier, um einen ihn hart drängenden Gläubiger loszuwerden, auf jenes Gesetz berief, war Seydlitz darüber so entrüstet, daß er jenem auf der Stelle Haft gab, und ihn nicht eher entließ, als bis er zu zahlen versprach.

Wie hoch Seydlitz im Ganzen seine Anforderungen

spannte, und wie viel er wieder unter Umständen nachließ, — wie sich Strenge und Milde bei ihm die Hand reichten, — wurde in besonderem Maße seinen Adjutanten fühlbar, unter denen vor Allen der Regimentsadjutant von Reibnitz als der nächste um des Generals Person vielfache Prüfungen zu bestehen hatte. Schon die Art, wie dieser in Seydlitz' Nähe kam, war etwas seltsam: er wurde gewissermaßen zum Adjutanten gepreßt. Als Junker bei einem Husarenregimente war er einst Seydlitz auf einem Inspectionsritte als Ordonnanz beigegeben worden, und hatte sich durch rasches Wesen und Pünktlichkeit schnell in des Generals Gunst gesetzt, so daß dieser ihn nun als Kornet in sein Regiment haben wollte. Dem stellten sich aber anderweitige Schwierigkeiten entgegen, denn Reibnitz war unbemittelt und hatte schon mit Freuden das Anerbieten seines Majors angenommen, der ihm, wenn er in dem Husarenregimente verbleiben würde, dereinst die Lieutenantsequipirung schenken wollte. Trat er nun jetzt bei den Kürassieren als Offizier ein, so verlor er jene Unterstützung; wie sollte er, der Unbemittelte, dann die obendrein viel kostspieligere Equipirung als Kürassier bestreiten, — wie überhaupt bei dem Seydlitz'schen Regimente bestehen, wo das ganze Leben auf einem weit größeren Fuße geführt wurde! — Die sonst so schöne Aussicht schlug ihn förmlich nieder. Da nahm sich der Major seiner an und stellte dem General vor, daß sich Reibnitz nicht für seinen Dienst eigne, daß er sich daher doch einen bemittelteren Junker aussuchen möchte. Allein mit dieser wohlgemeinten Einsprache kam er übel an. „Wenn ich einen Vorschlag haben wollte, würde ich Sie gefragt haben," erwiederte Seydlitz barsch; — „Der Junker Reibnitz gefällt

mir; und thut er seine Pflicht, und vertraut auf Gott und auf mich, so wird er nie verlassen sein." So war der Major abgefertigt, Reibnitz aber wurde Kürassier. Wie sich erwarten läßt, sorgte nun Seydlitz auch dafür, daß der junge Kornet die Unterstützung des vorigen Gönners nicht allzusehr vermißte: er schenkte ihm einen großen Theil seiner Ausstattung. Nach einigen Jahren war Reibnitz Adjutant und mußte als solcher dem General zu Dienstleistungen der mannigfachsten Art und zwar ohne Unterschied der Zeit schnell zur Hand sein. Was dies zu sagen habe, sollte er sogleich beim Antritt seines neuen Postens im höchsten Maße erfahren, denn Seydlitz pflegte überall die Neulinge durch Feuerproben einzuweihen. Es ist schon Nacht, es schneit und stürmt, — da verlangt er noch nach dem Adjutanten, der mitten im besten Schlafe liegt. Eins zwei drei — hat dieser sich angezogen und erscheint in einfacher Uniform ohne Ueberrock vor dem General. Dieser will zu so später Stunde noch wissen, wie viele Familienväter und mit wie vielen Kindern er beim Regimente habe. Reibnitz weiß auf's beste Auskunft zu geben, und darf gehen. So eben hat er sich wieder schlafen gelegt, da heißt es auf's neue: „Der Herr Adjutant werden beim General verlangt!" Ein paar Minuten, und Reibnitz steht abermals vor dem General, dessen nächtliche Sorge nun ist, welche Schwadron den größten Kürassier habe. Der Bescheid ist gegeben, und der Adjutant darf wieder gehen. Aber es ist noch nicht genug; er muß zum dritten, zum vierten Male heraus, erscheint jedoch immer gleich munter und diensteifrig, nicht den geringsten Zug von Mißvergnügen im Gesichte, ungeachtet es sich stets um Kleinigkeiten handelt, die sich in aller Bequem-

lichkeit bei der nächsten Mittagstafel hätten abmachen lassen. Jetzt endlich hat Seydlitz der Beweise genug; in seinem Lehnstuhle sitzend mustert er wohlgefällig den vor ihm stehenden jungen Krieger und erklärt ihm dann die Strapazen der Nacht mit den Worten: „Ich wollte nur sehen, ob Sie verdrießlich sind.“ Nachdem er ihn darauf noch besonders wegen seines Verhaltens belobt, bittet er ihn schließlich, fünf Dukaten zu einem Ueberrock für die kalten Nächte von ihm anzunehmen.

Später einmal entstand während eines großen Gewitters plötzlich Feuerlärm; ein Dorf der Umgegend, hieß es, sei vom Blitz in Brand gesteckt worden; welches Dorf es aber sei, konnte wegen der Regentrübe und der umliegenden Waldungen nicht ermittelt werden. Da sollte nun Reibnitz auf Kundschaft ausreiten. Dieser trabt flugs in das Unwetter hinaus und kehrt nach anderthalb Stunden vom Regen triefend wieder zurück. „Reibnitz!“ ertönt es von des Generals Fenster her. Der junge Reiter, der in der kurzen Zeit gegen 4 Meilen zurückgelegt hat, läßt sein Pferd, als wäre es eben frisch aus dem Stalle gekommen, einen Satz über einen ziemlich hohen Trog machen und hält dem General gegenüber: „Was steht zu Befehl, Excellenz?“ „Nicht den Hals brechen! sonst jetzt nichts,“ antwortet jener, und empfiehlt dem Adjutanten, sich vor Allem umzukleiden. Als sich später ergab, wie stark Reibnitz geritten und wie gewagt der Sprung mit dem erschöpften Thier gewesen, sagte Seydlitz: „Ich befehle Ihnen, nicht so toll zu reiten, man bricht den Hals nur einmal; übrigens meinen Dank für Ihren Eifer!“ Zum Schluß nöthigte er dem Adjutanten noch 20 Thaler auf, damit, wie er dazu bemerkte, sein Pferd bei Kräften bliebe und mehr Fleisch bekäme.

Nachdem es mehre Male kurz hintereinander vorgekommen, daß Küraſſiere beim Exerziren den Hut verloren, kündigte Seydlitz eines Morgens für wieder vorkommende Fälle beſtimmte Strafen an, und zwar dem Gemeinen zwanzig Hiebe, dem betreffenden Unteroffizier dreitägige und dem Zugführer vierundzwanzigſtündige Haft. Beim darauf folgenden Exerzieren nahm jeder ſeinen Hut wohl in Acht, um ſo mehr, da Seydlitz an dem Tage ganz beſonders übler Laune war; die Uebungen blieben ohne Störung und fielen auch im Uebrigen gegen den Schluß ſo befriedigend aus, daß Seydlitz' Züge ſich ſchon erheiterten. Der Vorbeimarſch ſoll nun das Ganze krönen. Reibnitz reitet vorauf, und iſt eben im Begriff bei dem General vorbeizugaloppiren, als ſein Pferd plötzlich ſcheut und ihm den Hut zur Erde wirft. Glücklicherweiſe kommt dieſer aufrecht zu ſtehen, ſo daß er an dem emporſtehenden Federbuſch allenfalls noch vom Pferde aus zu ergreifen iſt. Eine raſche Wendung, ein Herabbücken vom Sattel — und Reibnitz hat den Federbuſch geſchickt erfaßt, den Hut im Nu wieder auf dem Kopfe, und galoppirt noch rechtzeitig beim General vorüber, von dem er auch augenblicklich keinen Verweis ſondern nur Befehl erhält, gleich nach dem Einrücken vor ihm zu erſcheinen. Dort getröſtet er ſich nicht des beſten Empfanges, trifft jedoch zu ſeiner Verwunderung den General in ſeinem Lehnſtuhle mit der Pfeife ſitzend und überhaupt in der beſten Laune an. Freundlich fragt ihn dieſer: „Warum habe ich Sie wohl kommen laſſen?“ „Ew. Excellenz,“ erwiedert Reibnitz, „ich fürchte, daß ich als der erſte die heute angedrohte Strafe werde erleiden müſſen.“ Er ſucht das Vorkommniß darauf noch mit dem Reißen einer Schnur zu ent-

schuldigen und setzt den Hut auf des Generals Verlangen noch einmal zur Probe auf. Endlich erklärte ihm der letztere, daß er, weil er sich auf dem Exerzirplatze so geschickt zu helfen gewußt, diesmal frei ausgehen solle, und hatte auch bei dieser Gelegenheit wieder eine Geldrolle bei der Hand, auf die er mit den Worten hinwies: „Nehmen Sie zum Futter für Ihr Pferd, damit es ruhiger wird.“

Alles, was sich irgendwie unmännlich oder nicht soldatenmäßig ausnahm, mochte Seydlitz auch an seinen Offizieren nicht leiden, und er that seinem Widerwillen in dieser Beziehung so wenig Zwang an, daß er auch öfter losbrach, wo es weniger an der Stelle war. „Herr, sitzen sie doch nicht so schläfrig vor dem Zuge, als wenn Sie vor dem Filetkästchen säßen!“ Dies ward einem Lieutenant beim Exerziren zugerufen; und doch schätzte Seydlitz sonst diesen Offizier, der nur nicht sehr lebhaft von Natur war und, was das schlimmste, in freien Stunden das Häkeln als Liebhaberei betrieb. — Ein anderes Mal wiederfuhr einem Offizier Aehnliches sogar bei der Mittagstafel, und zwar nur darum, weil er eines bösen Halses wegen, von dem freilich der General nichts wußte, statt der steifen Halsbinde von Rasch, wie sie Offiziere und Gemeine ohne Unterschied tragen sollten, eine sammetne angelegt hatte. Wahrscheinlich wollte der General nur einen rechten Kraftausdruck anbringen, gleichviel ob treffend oder nicht, und so brach er los: „Ich bin nicht gewohnt, Handwerksburschen am Tische zu haben.“

Nachdem wir Seydlitz in seinen Dienstverhältnissen kennen gelernt haben, wollen wir nun auch auf sein Familienleben einen Blick werfen. Es ist schon erwähnt worden, daß er sich am 18. April des Jahres 1760 mit der Gräfin Susanna

Albertina von Hacke vermählte. Sie war die Tochter des ehemaligen Generallieutenants und Kommandanten von Berlin, Grafen von Hacke, und lebte als Hofdame in der Residenz, wo sie als eine der anmuthigsten Erscheinungen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, und auch Seydlitz nach dessen Verwundung bei Kunersdorf zuerst bekannt wurde. Dieser, obgleich von je her, wie wir wissen, ein großer Freund weiblicher Gesellschaft, daher er auch in seinen Standorten vorzugsweise die Kreise angenehmer Frauen aufgesucht hatte, war doch dabei von keiner ausschließlichen Neigung dauernd gefesselt worden, und der Krieg mit seinen Thaten und Ereignissen hatte dann vollends jeden Gedanken an ein häusliches Glück gänzlich zurückgedrängt. Nun aber kam er von Kunersdorf krank nach Berlin. Das rauhe Kriegsleben trat zurück, eine sanftere Art und Weise des Verkehrs, wie sie seinem Leidenszustande wohl that, nahm ihn auf, und in dem gebildeten Kreise, mit dem er verkehrte, war es nun vor Allen die genannte junge Gräfin, welche ihn durch Theilnahme und zarte Sorge so wie durch Liebreiz und alle Talente glänzender Geselligkeit mit Freundschaft und Bewunderung erfüllte. Er fühlte sich unwiderstehlich angezogen und gab sich dieser Neigung ganz und gar hin, so daß er sogar trotz des bevorstehenden Feldzuges an eine schleunige Eheverbindung dachte. Dazu bedurfte es aber erst noch der Einwilligung des Königs, und dieser konnte leicht Anstoß daran nehmen, daß sein General mitten in der schweren Kriegssorge an Liebesbündnisse und Hausstand denke. Die Sache gut anzubringen, war nichts Geringes. Indessen Seydlitz schlug auch hier den kürzesten Weg ein, wobei er gerade dasjenige, was in Friedrich's

Augen allein Gewicht hatte, nämlich sein militärisches Verhältniß, seinen Abgang zur Armee und künftige Wunden hervorhob, und seine Heirath nur als eine Sache behandelte, durch die sein soldatisches Verhältniß noch gewinnen sollte. Sein Schreiben lautet, wie folgt: „Ew. Königliche Majestät bitte allerunterthänigst, gnädigst zu erlauben, daß 'ich den Tag zuvor, ehe ich von hier zur Armee abgehe, die jüngste Gräfin Hacke heirathen darf. Bei einer künftigen Blessur der Diskretion der Domestiken nicht wieder gänzlich unterworfen zu sein, ist nicht der geringste Beweggrund, warum ich Ew. Majestät mit dieser Bitte anzutreten mich unterstehe. Litte mein Eifer zum Dienst einen Zusatz, so würde er durch die gnädige Permission solchen erhalten, so aber kann ich nichts als die gewohnte Treue zu Füßen legen, mit welcher ersterben will" u. s. f. Noch kürzer war die auf die Rückseite des Briefes geschriebene gewährende Antwort des Königs: „Ich wünsche Ihm Glück darzu. Fch." So war die Hauptschwierigkeit glücklich gehoben und die Trauung des Paares konnte bald darauf stattfinden. Indessen blieb Seydlitz während des ersten Jahres seiner Ehe noch fortdauernd kränklich; als er aber endlich genesen, mußte er wieder in den Krieg nach Sachsen, wo er nun während seiner beiden Feldzüge fast gänzlich von seiner Familie getrennt blieb, da die Feindseligkeiten dort selbst zur Winterzeit nie ganz ruhten; so vergingen also fast drei Jahre, ohne daß Seydlitz zum rechten Genusse häuslichen Glückes kam.

Nach dem Eintritte des Friedens waren alle äußerlichen Erfordernisse für eine ungestörte behagliche Häuslichkeit in reichlichem Maße vorhanden. Seydlitz war in das ruhige Garnisonleben zurückgekehrt, erfreute sich einer dauernden

Gesundheit und hatte eine blühende Gattin nebst zwei muntern kleinen Töchtern; auch das jährliche Einkommen, welches er in der doppelten Eigenschaft als General und Regimentsinhaber bezog, betrug eine für die damalige Zeit sehr bedeutende Summe (später, als er auch Generalinspecteur geworden, etwa 15,000 Thaler), und setzte ihn in Stand, sein Hauswesen in Ohlau mit jeder Behaglichkeit und zugleich mit allem seiner Stellung gebührenden Glanze auszustatten. Es wurde ein großes Haus gemacht; für die dortigen Offiziere war in der Regel offene Tafel, auch auswärtiger Besuch ging ab und zu. An Seydlitz' vollständigem Glücke schien nichts zu fehlen; auch abgesehen von seinem Kriegsruhme und persönlichen Ansehn, durch welche allein er schon die erste Person in Schlesien war, umgab ihn all der äußere Reichthum und Glanz des Lebens, den er sich von jeher gewünscht hatte; jede Lieblingsneigung durfte er befriedigen — exerziren, reiten und jagen nach Herzenslust, und behielt auch Muße genug übrig, in zwangloser Gesellschaft von Kameraden bei einer Pfeife Taback gemächlich zu plaudern.

Aber alles dies war doch eben nur ein Glanz, der nach außen strahlte und den Heerd des Familienlebens kalt ließ; das eheliche und Familienglück, welches diesem äußern Lebensgenuß erst Maß, Weihe und rechten Werth verliehen haben würde, dies Glück war Seydlitz nicht beschieden. Kein wahrhaft gemeinsames Leben verband die Gatten, jeder ging seinen eigenen Weg. Seydlitz war wol zu ausschließlich Krieger von Fach, als daß er für die geselligen Bedürfnisse einer Frau das rechte Verständniß gehabt hätte; jedenfalls aber vernachlässigte er seine Familie viel zu sehr,

und war dadurch größtentheils selbst Ursache an dem Mißgeschick seiner Ehe. Fand sich Gesellschaft bei seiner Frau ein, so ließ er es an dem höflichen Empfange nicht fehlen, aber sehr bald verschwand er um seinen gewohnten Vergnügungen nachzugehen; von den ländlichen Ausflügen, von Concerten und dergleichen, an denen sie sich eifrig betheiligte, schloß er sich von vornherein aus. Die natürliche Folge davon war, daß seine Gattin sich daran gewöhnte, ihre Neigung zu zerstreuender Unterhaltung auch ohne ihn zu befriedigen. Besonders gefiel sie sich in der lebhaften Gesellschaft junger Offiziere und nahm die leichtfertigen Huldigungen derselben nicht ungern an. Der Gatte, der sich selbst wol Einiges vorzuwerfen hatte, konnte kaum viel dagegen einwenden; er sah ihr lieber Manches nach, statt es zur Sprache zu bringen. Beide wurden einander immer gleichgültiger, die junge Frau mit den Offizieren dagegen nur noch vertrauter. Bei den lockeren Sitten der letzteren konnte es indessen nicht fehlen, daß ein solcher Umgang bald zu mancherlei zweideutigen Abenteuern führte, ja endlich offenbar die Gattenpflichten verletzte und öffentliches Aergerniß erregte. Nun litt die Ehre des Generals nicht, länger zu schweigen, und wie die Sachen standen, konnte hier nur noch von Scheidung die Rede sein. Nach nur einjährigem Zusammenleben in Ohlau wurde die Verbindung wieder getrennt, und die geschiedene Frau begab sich nach Berlin.

Seydlitz wußte sich leicht zu trösten, er mochte wol gar einen Gewinn darin finden, daß er mit der Entfernung seiner Frau auch das gesellschaftliche Geräusch in seinem Hause losgeworden war. Von dieser Zeit an war er in Ohlau nur noch der Exerzirmeister; er lebte und webte in seinem

Regimente, und die eintönige stets wiederkehrende Tagesordnung des Garnisondienstes war recht eigentlich sein Lebenselement. Mit Ausnahme der amtlichen Besichtigungsreisen verließ er selten seinen Standort, selbst auf den Musterungen zu Potsdam und bei Hofe ließ er sich nur wenige Male sehen. Sollte es Abwechselung geben, so blieb immer noch die Jagd oder auch — leider — sein Umgang mit angenehmen Frauen; denn bei diesen blieb er beliebt wie früher, auch fand er unter ihnen leicht solche, die seinem Geschmacke zusagten, weil er nicht sehr wählerisch war, sondern ohne viel auf feinere Bildung oder Gemüthsvorzüge Anspruch zu machen, sich leicht schon durch den Reiz üppiger Körperformen fesseln ließ. Diesem alten Hange gab er sich zu seinem eigenen und Anderer Schaden nur allzusehr hin. Es ist das vielleicht der einzige Schatten, der sich auf das Bild des Helden legt, der einzige Punkt, in welchem die jüngern ihm nacheifernden Kameraden ihn weniger zum Vorbilde hätten nehmen sollen.

Daß Seydlitz, wie sehr er auch im Allgemeinen die Gunst der Frauen besaß, doch nicht bei allen gleiches Glück hatte, beweist nachfolgendes Geschichtchen, dessen Schluß zugleich von einer andern Seite wieder ein vortheilhaftes Licht auf den Charakter unsers Helden wirft. Seydlitz war von einer lebhaften Neigung für ein schönes junges Mädchen in Ohlau ergriffen worden. Dieses jedoch widerstand seinen Bewerbungen, und schenkte inzwischen einem der dortigen Offiziere ihre Neigung. Sobald Seydlitz dies bemerkte, versetzte er den Nebenbuhler in eine entlegenere Garnison, und glaubte nun gewonnenes Spiel zu haben. Allein dem war nicht so. Der Verbannte ließ sich weder

durch die Entfernung noch durch seines Generals Absichten hindern. Allabendlich, sobald es dunkelte, warf er sich, als schlichter Bürger verkleidet, auf's Pferd und flog heimlich nach Ohlau zur Geliebten. Endlich aber erhielt Seydlitz Kunde davon; eines Morgens bestieg er in aller Frühe seinen Jagdklepper und ritt in einiger Entfernung von der Stadt hin und her auf dem Wege, den, wie er wußte, der Lieutenant bei der Heimkehr einzuschlagen pflegte. Nicht lange, so kommt dieser auch richtig von der Stadt herangaloppirt. Er hatte sich bei so früher Stunde ganz sicher gewähnt; welche Bestürzung daher, als er plötzlich den General ganz nahe vor sich sieht! — er muß auf die schärfste Bestrafung gefaßt sein, denn er hat seinen Posten ohne Urlaub verlassen, obendrein zu dem Zwecke, seinem General die Geliebte streitig zu machen! Aber schon wird er durch Seydlitz selbst aller Sorge frei. „Reiten Sie weiter," sagt dieser, „aber sehen Sie sich vor, daß es der General nicht erfährt, es möchte sonst nicht gut ablaufen." — Seydlitz hatte hier wieder auf eine seiner würdige Weise einzulenken gewußt, und bald bekam diese ganze Angelegenheit den befriedigendsten Abschluß in der feierlichen Verbindung des jungen Offiziers mit seiner Geliebten.

Der Jagdlust eröffnete sich bald ein sehr ergiebiges Feld, denn Seydlitz kaufte das Gut Minkowsky, welches jenseit der Oder nur einige Meilen von Ohlau entfernt inmitten ausgedehnter wildreicher Waldungen lag. Nicht lange währte es, so stand auch ein stattliches neues Schloß dort, dessen Nebengebäude fast lauter großartige Pferdeställe enthielten; und so war nun auch für die gastliche Aufnahme von Jagdbesuchen hinreichend gesorgt. Die Jagdgesellschaf-

ten pflegten sich sehr zahlreich einzustellen; besonders wußten Seydlitz' Offiziere die Gunst einer Einladung zu schätzen, nicht nur des zu erwartenden Vergnügens, sondern auch des Ruhmes wegen, denn es war eben wieder eine Seydlitz'sche Jagd, an Gefahren durfte es nicht fehlen, und man konnte sich dort zeigen. Auch in den Jagdmitteln wetteiferte man; die bestabgerichteten Hunde hatte selbstverständlich wieder der Jagdgeber selbst, dem seine Rüden die Beute auf den Sattel hinauf apportirten. — Im Schießen wurde alles Mögliche geleistet, sollte es aber etwas Rechtes sein, so mußte dabei wenigstens ein Menschenleben auf dem Spiele stehen. Den Apfelschuß, den Tell nur gezwungen that, hätte man hier freiwillig übernommen; Seydlitz soll sich sogar erboten haben, nach einem zwischen zwei Fingern gehaltenen Thaler zu schießen, oder auch selbst den Thaler zu halten. Durch tägliche Uebung in der Stadt selbst hatte er eine ungemeine Treffsicherheit erworben; sein Ziel waren gewöhnlich in die Erde gesteckte Thonpfeifen, auch legte er manchmal dem Rathhausglöckner das Handwerk, indem er ihm vom Fenster aus den Strick wegschoß.

Das Reiten setzte Seydlitz in der gewohnten verwegenen Weise fort; ja er schien, je älter an Jahren, desto jünger an Reitlust zu werden, und gab noch einmal das tollste Stück seiner wilden Pagenzeit zum Besten: er ritt zwischen den herumsausenden Flügeln einer Windmühle hindurch, und sah dann mit stolzem Vergnügen, wie einige seiner Offiziere, welche ihn gerade begleiteten, unverzüglich hinterherfolgten. Ein anderes Mal versperrte ihm zufällig eine Halbkutsche den Weg; herumreiten, — oder gar warten, bis sie sich in dem tiefen Mahlsande vorbeigearbeitet hätte?

Kein Gedanke, — das langgestreckte Vordertheil des Wagens war zu einladend zu einer Springübung; der voraussichtliche Schreck des Geistlichen und seiner Frau, die im Wagen saßen, kam natürlich gar nicht in Betracht, Seydlitz war einmal in seiner Springlaune; ein Ruck mit den Sporen, und in gewaltigem Satze flog er hinüber, zwischen Kutscher und Pastor hindurch, sein ganzes Gefolge aber — wer hätte zurückbleiben dürfen! — in kürzester Aufeinanderfolge hinter ihm drein. Alles lief glücklich ab, auch die Fahrenden, die sich vom wilden Heer überfallen wähnen mochten, kamen mit dem Schrecken davon.

XV.

Seydlitz und Friedrich der Große.

Im Feld- wie im Garnisondienste war es den Generalen schwer, den hochgespannten Anforderungen des Königs Genüge zu leisten: im Kriege galt weder feindliche Uebermacht noch Ungunst der Umstände als genügende Entschuldigung für erlittene Unfälle, zur Friedenszeit war es fast unmöglich, ein Regiment so einzuschulen, daß der König bei der Musterung nicht noch etwas auszusetzen gefunden hätte. Unter den Generalen war daher fast kein einziger, der nicht zu Zeiten die Unzufriedenheit des Königs empfunden hätte, und einige der verdientesten von ihnen, wie Schmettau, Fink und selbst ein Zieten, erfuhren sogar länger dauernde

Ungnade. Seydlitz machte hiervon während seiner ganzen Dienstzeit eine Ausnahme, da er durch seine Leistungen die Erwartungen des Königs gewöhnlich nicht nur erreichte, sondern noch übertraf, und überdies zufolge seines Charakters überhaupt wenig Anlaß zum Mißvergnügen gab, indem er sich stets in gemessenen Grenzen hielt, ebenso fern von Anmaßung und Ueberhebung wie von ängstlicher Unterwürfigkeit. Auch als er nach seiner Verwundung zum ersten Male wieder beim Heere eintraf, hatte er, wie wir gesehen, eigentlich keinen Grund, sich über den König zu beklagen; ohne Zweifel war es nur die Wirkung einer noch von der Krankheit her in ihm zurückgebliebenen größeren Reizbarkeit, wenn er sich damals kühl aufgenommen und zurückgesetzt wähnte, als er vom Könige, von dem er wie ein lang ersehnter Helfer begrüßt und mit den wichtigsten Posten betraut zu werden erwartet hatte, nicht sofort ein Kommando erhielt. Die Art freilich, wie Seydlitz sich plötzlich wieder vom Heere entfernte, mag dann wirkliches Mißfallen beim Könige erregt haben; zu einem eigentlichen Ausbruche aber kam es auch da nicht; es war überhaupt keine Ungnade sondern nur eine gewisse Entfremdung zwischen König und General, die nicht einmal lange anhielt. Im Laufe desselben Sommers erhielt Seydlitz von dem Könige selbst die Nachrichten von dessen Siegen, sein eigenes patriotisches Auftreten in Berlin hatte darauf die letzte Mißstimmung bei seinem Monarchen verwischt, und die späteren Briefe des letztern an den kranken Helden athmen nur Werthschätzung und Theilnahme. Am Schluß des Krieges endlich benutzte der König die erste sich darbietende Gelegenheit, Seydlitz sich auch persönlich wieder näher zu bringen. Nachdem er durch den erwähnten mit

den Oesterreichern abgeschlossenen Waffenstillstand Muße erhalten, und das Schlachtfeld von Freiberg besichtigt hatte, bekam er Lust zu einem Besuche der herzoglichen Familie in Gotha. Bei dem Gedanken an Gotha fiel ihm auch sogleich ein, wie glänzend Seydlitz sich dort kurz vor der Schlacht bei Roßbach eingeführt hatte; er wählte diesen daher zu seinem Begleiter auf der Besuchsreise, und gab ihm durch solche Aufmerksamkeit einen schmeichelhaften Beweis von Anerkennung und Huld. Es ist ein wohlthuender Anblick, im Geiste die beiden Helden im herzoglichen Schlosse zu sehen, wie sie nach so manchen gemeinsam durchlebten Jahren der Strapazen nun die ersten Tage der friedeathmenden Erholungszeit vereint mit einander genießen.

Auch in der Friedenszeit bestand dieses schöne Verhältniß fort; besonders lebhaft zeigte sich die sorgende Theilnahme des Königs bei Seydlitz' gefährlichem Sturz vom Pferde auf der Musterung bei Lissa. Auf die erste Kunde von dem Unglücksfalle eilte er herbei, stieg vom Pferde und beugte sich lauschend über den verunglückten Helden, sandte dann nach seinem eigenen Wagen, und ließ schleunigst den geschicktesten Arzt aus Breslau herbeirufen. Als Seydlitz endlich wieder das Auge öffnete, äußerte der König seine innige Freude und war dann auf's tiefste ergriffen, als jener vergeblich sich aufzurichten und zu sprechen versuchte. Täglich bis zu seiner Abreise erschien er am Krankenlager, verfolgte mit der größten Aufmerksamkeit den Fortgang der Heilung und konnte den Aerzten und Pflegern nicht Sorgfalt genug anempfehlen. — Auch für Seydlitz' ökonomische Verhältnisse hatte der König ein Auge. Da er wohl wußte, wie wenig jener im Kriege seinen Vortheil wahrgenommen

hatte, und wie geringen Bedacht derselbe überhaupt auf Mehrung seines Vermögens nahm, so wollte er nun selber dafür sorgen, daß dem verdienten Helden auch in dieser Hinsicht nichts abgehe. Seydlitz' regelmäßiges Einkommen hatte er durch die bereits im Kriege erfolgte Ernennung zum Drost von Blotho und neuerdings durch die Verleihung der beiden schlesischen Inspectionen schon sehr beträchtlich erhöht; aber er wollte noch ein Uebriges thun. Wie schon im Kriege, gingen daher auch jetzt noch außerordentliche Geldunterstützungen nebenher, welche als Beweise der königlichen Gnade und Geneigtheit für Seydlitz stets angenehm waren, wenngleich sie bei des Königs beschränkten Mitteln und grundsätzlicher Sparsamkeit nicht eben sehr bedeutend ausfielen. Als endlich Seydlitz seinen kostspieligen Lieblingsplan, den Schloßbau zu Minkowsky, auszuführen im Begriff war, fehlte auch da des Königs zuvorkommende Beisteuer nicht; er schenkte die Summe von 20,000 Thalern, und gestattete Seydlitz außerdem zur gewinnreicheren Nutzung der Gutswaldung die unentgeltliche Abflößung seines Holzes. Zu alledem erfuhr Seydlitz auch noch einen Zuwachs an kriegerischen Ehren: im Jahre 1767 wurde er zum General der Kavallerie befördert und stand nun auf der höchsten für ihn erreichbaren militärischen Stufe, da im Frieden keine Feldmarschälle mehr ernannt wurden.

Durch so vielfache Huldverweisungen mußte in Seydlitz das höchste Dankgefühl erweckt und jene unbegränzte Hingebung, die er dem Könige stets durch That und Wort bezeugt hatte, nur noch tiefer gegründet werden.

Herrschte so im Ganzen zwischen dem Könige und Seydlitz ein gutes Vernehmen, so fehlte es dessenungeachtet nicht

an einzelnen augenblicklichen Verstimmungen, denn Seydlitz war nicht wenig empfindlich, und, glaubte er sich einmal herausgefordert, flugs mit einer kurzen schroff abschneidenden Antwort bei der Hand. Auch war er kein Freund von langen Erörterungen, und wurde leicht ungeduldig, zumal in Sachen der Reiterei, wo er sich als Autorität betrachten durfte. Oefter ließ der König ihm ein dreistes Wort hingehen. So wurde einmal ein Vorschlag des Königs, die künftige Regelung des Pferdebestandes betreffend, besprochen; Seydlitz, der fortwährend stumm dagestanden, sollte endlich auch sein Gutachten abgeben, und da sagte er: „Darnach wird binnen 10 Jahren das jüngste Pferd der Reiterei funfzehn Jahre alt sein," worauf der König das Gespräch abbrach, und von der Sache überhaupt abstand. — Als einst darüber debattirt wurde, ob zweischneidige oder Rückenklingen für die Reiterei zweckmäßiger wären, war sein Urtheil: „Falls man nur eher an den Feind kommt, ehe dieser sich die Klingen besehen kann, so wird man auch mit Spießgerten in der Hand siegen."

Am empfindlichsten war Seydlitz in Betreff seines eigenen Regimentes. Zwar war er von dem Werthe desselben zu sehr überzeugt, als daß es ihn irre gemacht hätte, wenn er bei einer Truppenschau einmal weniger Lob zu hören bekam, aber wirklichen Tadel konnte er nicht ertragen. Der König war eigentlich auch mit Seydlitz' Truppe im höchsten Grade zufrieden, jedoch hatte er es einmal an der Art, bei seinen Generalen dann und wann irgend etwas Tadelswerthes zu finden, gleichsam um sie nicht übermüthig werden zu lassen; und da er nun bei Seydlitz so wenig wirklichen Grund zum Tadeln fand, so suchte er vielleicht deshalb erst

recht den Anlaß dazu. So hatte er bei einer Musterung auch herausgefunden, daß das Seydlitz'sche Regiment länger reite als die übrige Reiterei; als er den Punkt jedoch zur Sprache brachte, fuhr Seydlitz rasch mit der Antwort heraus: „Ew. Majestät, das Regiment reitet heute noch ebenso wie bei Roßbach." — In manchen Fällen sprach Seydlitz auch ohne Worte. Als er einst um die richtige Linie herzustellen, den einen etwas zurückstehenden Flügel der Reiterei mehr nach vorn kommandirte, der König aber gleich darauf mit dem Rufe „zurück! zurück!" heransprengte, so wandte er sich ohne ein Wort zu sagen seitwärts, machte sich mit seinem Zaumzeuge zu schaffen und that, als ob er überhaupt nichts zu kommandiren hätte. Alsbald ritt der König wieder hinweg, und mischte sich hier nicht weiter ein.

War Seydlitz empfindlich, so hatte der König wiederum seine Launen und Antipathien. In dem Hasse gegen jeden verweichlichenden Luxus beim Soldaten übertraf er vielleicht Seydlitz noch, und war vorkommenden Falls selbst letzteren nicht schonen zu müssen gemeint; als er daher einst einen kostbaren Muff, den er für Seydlitz' Eigenthum hielt, in seinem Vorzimmer fand, schleuderte er ihn ohne Umstände in's Kaminfeuer. Er hatte indessen selbst den Schaden zu tragen, denn, wie sich nachher ergab, war es der Muff eines fremden Gesandten gewesen. Seydlitz aber labte sich herzlich und nicht ohne Schadenfreude an der Geschichte. — Vor Allem war der König ein Feind der Tabackspfeife, und obwohl er Seydlitz zuweilen selbst zum Rauchen aufforderte, mochte er es doch zu andern Zeiten wieder nicht an ihm sehen. Eines Tages hatte jener wieder stark geraucht, und der König, der es ihm sogleich anroch, fragte, wo er gewe-

sen. Als nun Seydlitz von Hofbesuchen sprach, die er gemacht, erwiederte der König ungehalten: „Frag er doch einmal die Hofdamen, seit wann sie Taback rauchen.“

Sogar in dienstlichen Angelegenheiten ließ sich der König sehr von vorübergehenden Eindrücken bestimmen, und seine Entschließungen waren nicht im entferntesten vorauszuberechnen. Seydlitz selbst gesteht einmal, daß er eigentlich nie ganz sicher sei, wegen irgend eines Anliegens, das er dem Könige vortrage, nicht unmittelbar aus dessen Kabinet nach Spandau zu wandern. Daher die Behutsamkeit, mit der Seydlitz in minder dringenden Fällen zu Werke ging. In Zeiten, wo er weniger gut zum Könige stand, sandte er lieber gar keine Vorschläge in Sachen des Regimentes oder sonstige Privatgesuche ein; man mußte sich einstweilen behelfen, und wer Urlaub oder den Abschied nehmen oder wer heirathen wollte, wurde auf günstigere Zeiten vertröstet.

Ganz anders dagegen, wenn Seydlitz' edelste Gefühle angerufen wurden. Sobald es den Unrecht Leidenden und Bedrängten zu schützen galt, trat er ritterlich ein; dann kannte er auch dem Könige gegenüber keine Scheu, und selten war es, daß er die Sache seiner Schützlinge nicht glücklich durchfocht. So nahm er sich einst in Breslau einer Anzahl Invaliden an, welche in der Erwartung, beschenkt zu werden, den König umringten. Als dieser, der vielleicht den Kopf voll anderer Gedanken hatte, das Gedränge lästig fand und die Bittenden kurz abwies, sagte Seydlitz: „Das sind die braven Männer, die ihr Leben und ihre Knochen für Ew. Majestät drangegeben, und die nun betteln gehn mögen!“ worauf der König sich seine ehemaligen Soldaten noch einmal ansah, und sie dann mit

Geschenken entließ. — Auch einige Generale, die der König mit gar keinem oder mit allzu geringem Gnadengehalte verabschiedet hatte, wurden Seydlitz zu Dank verpflichtet; er machte dem Könige so eindringliche Vorstellungen, daß dieser schließlich noch weit mehr bewilligte, als beansprucht worden. Dabei ging er ganz frei mit der Sprache heraus und — was sich so leicht kein anderer unterfangen hätte — rückte dem Könige sogar vor, daß er unredlichen Einflüsterungen zu bereitwillig sein Ohr leihe.

Für die Unterhaltung Friedrich's des Großen freilich paßte Seydlitz eigentlich nicht. Von dem reichen Geist und Witz, von der allgemeinen Bildung, von der Belesenheit und den mannigfachen Kenntnissen des Königs in Politik, Kunst und Wissenschaft u. s. w. hatte er wenig aufzuweisen, und mußte gegen einen Voltaire, Jordan, Marquis d'Argens, Keith, durch welche Friedrich verwöhnt war, ja selbst gegen manche seiner Mitgenerale, die wenigstens den geistreichen französischen Gesellschaftston inne hatten, unvortheilhaft abstechen. Der französischen Sprache war er zwar ziemlich mächtig; mit Literatur aber scheint er sich überhaupt wenig befaßt zu haben; auch war er zu einem höheren Grade geistiger Bildung wol von Natur nicht angelegt. Er taugte nur für ein engeres Gebiet, das soldatische Fach; in diesem entwickelte er auch einen Scharfblick, der ihn fast jederzeit und augenblicklich den rechten Punkt treffen ließ. — Auch in einer andern Beziehung unterschied sich Seydlitz von den bevorzugten Gesellschaftern des Königs. Während man in den philosophischen Kreisen von Sanssouci auf Dinge der Religion keinen besonderen Werth legte, bekundete Seydlitz einen eigenthüm-

lichen religiösen Sinn, der nur nicht innerlich genug war, um ihn auch zum Sieger über seine schlimmen Neigungen zu machen. Er hielt die gottesdienstlichen Gebräuche hoch in Ehren, duldete von seinen Offizieren keine Späße über kirchliche Dinge, und sah auf regelmäßige Andachtsübung bei seinen Truppen; im Kriege mußte der Geistliche die Soldaten zum Kampfe vorbereiten und nach demselben die Schwerverwundeten durch tröstenden Zuspruch oder Ertheilung des Abendmahls stärken; auch das Singen geistlicher Lieder hatte Seydlitz von den Soldaten gern, obgleich er für seine Person nicht mitsang, und als einst der König, da gerade ein Dragonerregiment unter solchem Gesange vorbeiritt, diesen Brauch etwas unkriegerisch fand, sprach er sich eifrig für denselben aus und berief sich zugleich auf das Beispiel Zieten's, der ja sogar selbst mitzusingen pflege, worauf denn der König nichts weiter gegen die Sache einwandte.

Es begreift sich leicht, daß Seydlitz, wie er einmal war, sich in des Königs Gesellschaften nicht heimisch fühlen konnte. Durch lebhaftere Betheiligung an den Gesprächen, deren Gegenstand ihm meist fern lag, würde er ohne Zweifel Blößen gegeben haben, und es war immer die beste Partie, die er ergreifen konnte, still und ernst dabei zu sitzen. In dieser Rolle indessen fühlte er sich gelangweilt und gedrückt, die gute Laune war dahin, er blieb nun auch einsilbig, wenn die Unterhaltung auf ihm bekanntere Dinge überging, und seine Mienen nahmen bisweilen sogar einen unfreundlichen und mürrischen Ausdruck an. Daran konnte wieder der König kein Behagen finden. Und doch mochte er den langjährigen Kriegsgefährten nicht ganz entbehren; oft

sehnte er sich nach seinem Anblick, nach einem Wort aus seinem Munde, wünschte sich früherer Erlebnisse mit ihm zu erinnern und ihm von neuem seine Erkenntlichkeit zu beweisen; darum pflegte er ihn von Zeit zu Zeit zu sich einzuladen. Was nun aber mit dem ungeselligen Gaste beginnen! — lauter Kriegs- oder Jagdgeschichten, an denen allein sich Seydlitz zu ergötzen schien, mochte er selbst nicht hören, noch viel weniger ganze Stunden mit jenem stumm bei der Tabackspfeife verbringen. Auf diese Weise wurde das Beisammensein dem Einen wie dem Andern unerquicklich, und leicht entstand daraus eine wirkliche Spannung. Es lag dann wie eine Gewitterschwüle zwischen beiden, sie fühlten sich unheimlich im Gegenüber, sie wichen einander aus, — bis sich dieser Bann doch endlich, zuweilen wie mit einem Schlage, auf das Erfreulichste wieder löste. So geschah es auch einst bei Tafel, wo beide sich anfangs ungewöhnlich kühl gegen einander zeigten, Seydlitz ganz theilnahmlos dasitzend, der König, von ihm abgewandt, in angelegentlichem Zwiegespräch mit einem gerade anwesenden französischen General begriffen, der Näheres über die Schlacht bei Zorndorf zu erfahren wünschte. Der König gab eine lebendige Schilderung, und als er auf die Glanzthaten der Reiterei kam, da fiel sein Auge auch öfter und wärmer auf den Helden neben sich, der jene so ruhmvoll geführt hatte. Seydlitz jedoch blieb marmorkalt, — bis endlich der König in gesteigerter Erregung mit den Worten auf ihn hinwies: „Was soll ich mehr davon sagen? da sitzt er ja, der die Schlacht gewonnen hat!“ — Da war das Eis durchbrochen, die Unterhaltung kam sogleich in lebhaften Fluß, und jedes Gefühl der Mißstimmung war vergessen.

Machte jener fast unheimliche Ernst Seydlitz zu einem schlechten Gesellschafter des Königs, so brachte er andererseits seinen eigenen Vortheil mit sich: jeder achtete Seydlitz und scheute sich, ihn zur Zielscheibe des Witzes und der Neckereien zu machen, selbst der König wagte sich nicht an ihn. Diese Ausnahme war so auffallend, daß der Oberstallmeister Graf von Schwerin, dem bei Tische in der Regel arg zugesetzt wurde, Seydlitz einst als Schild benutzen konnte, die Ausfälle des Königs zurückzuschlagen. „Mir können Ew. Majestät wol so was anthun, aber versuchen Sie es doch einmal mit dem!" rief er in höchster Aufregung über die Tafel hin, als er eben wieder erbarmungslos gehetzt worden war. Alle saßen plötzlich wie auf den Mund geschlagen, und selbst dem Könige war die Lust zu Neckereien vergangen. —

Den Mann der Waffen wußte Friedrich in Seydlitz so gut zu schätzen, daß er bei einer Gelegenheit seinetwegen sogar eine gewisse Eifersucht kundgab, und leider mußte diese dann ebenfalls zur Trübung des guten Verhältnisses beitragen. Zu der oberschlesischen Musterung bei Neiße im Jahre 1769 fand sich auch der Kaiser Joseph II. von Oesterreich, ein erklärter Bewunderer von Seydlitz, ein. Die Aufmerksamkeiten, welche Kaiser und General sich gegenseitig erwiesen, behagten dem Könige keineswegs. Von vornherein schon berührte es ihn unangenehm, als der Kaiser ausdrücklich auch das Seydlitz'sche Regiment, obgleich dieses eigentlich nach Niederschlesien gehörte, bei Neiße zu sehen verlangte. Als er darauf Seydlitz, um den Aufzug des Regimentes glänzender zu machen, neue Fahnen anbot, fand dieser gerade in den alten zerschossenen mehr

Ehre für seine Reiter, wünschte seinerseits aber neue Paukenbehänge, da die alten als den Oesterreichern abgenommene Beute dem Kaiser vielleicht unangenehm in's Auge fallen könnten. Obwohl nun der König der Sache nach hiermit vollkommen übereinstimmte, so war es ihm doch wieder nicht recht, daß eben Seydlitz so sorgsamen Bedacht auf das Wohlgefallen des Kaisers nahm. Dazu noch ein anderes Aergerniß. Die Verabredung zu der Zusammenkunft mit Joseph II. war geheim geschehen, und der König hatte Seydlitz, dem er zuerst vor allen Andern die Sache mittheilte, ausdrücklich Stillschweigen eingeschärft. Unglücklicherweise übersah Seydlitz diese auf der Kehrseite des Briefes befindliche Erinnerung, und so sprach man bald überall von der bevorstehenden Zusammenkunft der beiden Monarchen. Dem Könige war dies höchst ärgerlich, und er ließ Seydlitz seinen Unwillen empfinden. Gleich bei seiner Ankunft in Schlesien fragt er ihn in schneidendem Tone: „Seit wann hat er denn vom Hühnersteiß gegessen, daß Er nichts bei sich behalten kann?" Jener verliert hier vielleicht zum ersten Male in seinem Leben den Kopf; er weiß sich nicht anders zu helfen, als daß er die Schuld auf seinen Inspectionsadjutanten schiebt, dem er doch ausdrücklich die Weiterbeförderung der Nachricht erlaubt hatte. Nun bekommt er es mit diesem zu thun, der sich auf's bitterste beklagt, daß er auf diese Weise vielleicht auf immer um die Gunst des Königs gebracht sei. Das ist für Seydlitz zu viel, und um sich nur Ruhe zu verschaffen, verfällt er auf den aus seinem Munde allerdings befremdenden Trost, daß Friedrich's Ungnade am Ende kein so großes Unglück mehr sei, wobei er auf die zunehmen=

den Altersgebrechen des Königs hinweist. So lagerte sich ein gegenseitiges Mißbehagen über den Glanz dieser Tage, und auch die eigentliche Truppenschau, so glänzend sie ausfiel, konnte diesen Schatten nicht vertreiben: der König ließ Alles, was Seydlitz mit seiner Truppe anstellte, mit gleichgültiger Miene vorübergehen, und dies verletzte wieder den empfindlichen Seydlitz dermaßen, daß er in seiner Erbitterung sich den Rest dieser Musterungszeit hindurch gänzlich vom Könige fern hielt. Am dritten Tage traf es sich, daß der König auf einige Zeit von aller Begleitung verlassen auf einem Hügel hielt, hundert Schritte abseits aber Seydlitz mit seinem Regimentschirurg. Dort schaut der König, alles Andere vergessend, durch sein Perspectiv mit prüfendem Blicke nach den Bewegungen der Truppen hin, als plötzlich sein Pferd zusammenschaudert und sich niederwirft, wobei er selbst ebenfalls zu Boden fällt, nur glücklicherweise nicht unter sondern neben das Pferd. Der Chirurg gewahrt es, macht Seydlitz aufmerksam, und will dem Könige zu Hülfe eilen. Dieser aber hat sich mittlerweile schon wieder erhoben, und da hält Seydlitz den Arzt zurück: „Bleiben Sie nur hier, der König sieht es eben nicht gern, daß jemand so etwas bemerkt, besonders wenn es ohne Schaden abgeht.“ „„Aber soll ich nicht wenigstens eins von Ew. Excellenz Handpferden für den König holen?““ „Nein!“ sagt Seydlitz, mit dem Kopfe schüttelnd, „wofern es nicht der König ausdrücklich verlangt. Meine Pferde möchten Streiche machen; sie sind etwas scheu um die Köpfe.“ Letzteres bezog sich auf die Art, wie der König die Pferde zu strafen pflegte, indem er ihnen seinen Stock zwischen die Ohren schlug. Unterdessen war des Königs Pferd, nachdem es sich

einige Male hin und hergewälzt, aufgesprungen und davongelaufen, und so blieb der König allein und ohne Pferd. Ruhig stand er dort, als ob nichts vorgefallen, unverwandt die Truppenbewegungen beobachtend; hier hielt Seydlitz ebenso unbeweglich zu Pferde, die Augen zur Seite gewandt, als hätte er von dem Unfalle des Königs nicht das Geringste wahrgenommen. Erst nach Verlauf einer Viertelstunde wurde dem Könige sein Pferd zurückgebracht; er bestieg es sofort und äußerte nie eine Silbe über das Vorgefallene. — Der Kaiser seinerseits zollte Seydlitz' Kürassieren die höchste Bewunderung; bei keiner einzelnen Truppe verweilte er so lange und mit solchem Wohlgefallen wie bei diesem Regimente; hier beobachtete er Alles, auch das Kleinste, und erkundigte sich nach den geringfügigigsten Einzelheiten des Dienstes; die Uebungen selbst endlich sprachen ihn in dem Grade an, daß er, sich gleichsam unter Seydlitz' Kommando stellend, alle von diesem befohlenen Bewegungen in eigener Person mit durchmachte, und bei einer derselben entzückt ausrief: „Das war ein Stückchen von Roßbach!" — Aber selbst hier sollte Seydlitz nicht ohne eine kleine Zugabe von Aerger davon kommen, denn als eben das Regiment in Parade vorbeimarschirt war, äußerte einer der Begleiter des Kaisers nachträglich: „Schade nur, daß der eine Herr Offizier dort einen Maulesel reitet." Seydlitz zuckt empor, blickt nach, und ist nicht wenig empört, als er nun wirklich, wenn auch keinen Maulesel, so doch etwas Aehnliches gewahrt, nämlich ein Pferd mit einem Rattenschwanze. Der Reiter des Thieres war ein wegen seiner Prahlerei beim Regimente wenig beliebter Offizier, den man spottweise „den Großmogul" nannte. Auf einem übermüthigen nächt-

lichen Ausfluge hatte er kürzlich sein Paradepferd lahm geritten; da nun keiner der Kameraden ihm ein passendes hatte hergeben wollen, so war ihm nichts anderes übrig geblieben, als jenes häßliche mauleselähnliche Thier, welches er nur zur Aushülfe für gewöhnliche Fälle hielt, zur Parade zu besteigen. Gleich nach der Parade erhielt er für die ganze übrige Manöverzeit von Seydlitz Haft; diesen selbst aber peinigte die Geschichte noch lange in der Erinnerung. —

Die Heerschau war zu Ende. Ueberschwengliches Lob hatte Seydlitz von dem Kaiser und allen übrigen Anwesenden eingeerntet; jedoch von seinem eigenen königlichen Kriegsmeister war er nicht beachtet worden, und das war schwer zu verschmerzen, die Freude war vergällt. Wie wenig aber Seydlitz dadurch in seiner Anhänglichkeit an König und Vaterland wankend gemacht werden konnte, zeigt sogleich noch ein letztes Privatgespräch, mit welchem ihn der Kaiser vor seiner Abreise beehrte. Vor seinem Quartier, dem bischöflichen Palaste in Neiße, angelangt, zog er Seydlitz aus dem großen königlichen Gefolge heraus, ließ sich noch über verschiedene Dinge Auskunft geben, versicherte ihn in den rühmendsten Ausdrücken seines Beifalles wie seiner besonderen Gewogenheit, und fügte dann noch das schmeichelhafte Anerbieten hinzu: „Wenn die Verhältnisse es mir erlaubten, so käme ich zu Ihnen, um den Reitereidienst zu lernen, allein da dies nicht sein kann, so wünschte ich, Sie kämen in meine Dienste.“ Seydlitz jedoch lehnte mit der freimüthigen Versicherung ab: er wisse nur einem Herrn zu dienen, und das sei sein gegenwärtiger. Etwa zwölf Schritte entfernt stand der König, eifersüchtige Blicke auf die beiden werfend, wie sie sich so angelegentlich unterredeten, und ob-

wohl er Seydlitz' Antwort gehört hatte und also seines ihm so werthvollen Generals ganz sicher sein konnte, vermochte er sich doch vor Ungeduld kaum zu halten, rief Seydlitz sogleich nach Beendigung des Zwiegesprächs zu sich heran, und fragte ihn gereizt, was er denn so lange mit dem Kaiser zu reden gehabt hätte; als dieser ihm nun fast Wort für Wort alles wiederholt hatte, entließ er ihn mit dem Bedeuten: „Er ist dem Herrn keine Erläuterungen schuldig." — Eine gewisse Kühle blieb auch noch einige Zeit nach dieser Truppenschau zwischen Friedrich und Seydlitz zurück; auf Kaiser Joseph aber hatte unser Held einen bleibenden Eindruck gemacht, und noch späterhin empfing er verschiedene Geschenke, unter andern drei prächtige türkische Pferde, als Zeichen der kaiserlichen Gunst.

Gegen das Ende der irdischen Laufbahn unsers Helden — denn diesem Ende nahen wir uns jetzt — ist das Verhältniß zum Könige schön und klar, und des Letzteren fürsorgende Güte und warme Theilnahme spricht sich inniger denn je aus. Im April des Jahres 1772 schickte der König eine sehr freundliche Einladung zum Potsdamer Frühjahrsmanöver an Seydlitz ab; als dieser sie jedoch empfing, konnte er ihr nicht mehr persönlich nachkommen, sondern nur als traurigen Ersatz ein Schreiben mit der Nachricht von seiner plötzlichen Erkrankung senden. Ein Schlaganfall hatte ihn getroffen. Gleich darauf schrieb der König wieder: „Es thut mir recht sehr leid, daß, anstatt das Plaisir zu haben, Euch hier zu sehen, Euch eine Attaque vom Schlagflusse betroffen hat" u. s. w.; er erwähnte dabei auch, wie er vor Jahren selbst einmal einen Schlaganfall erfahren

habe, jedoch auf das vollständigste wieder hergestellt worden sei, und sprach die Hoffnung aus, daß der Karlsbader Brunnen, welchen die Aerzte Seydlitz angerathen, ihm zur völligen Wiedergenesung verhelfen werde. „Ich wünsche solche wenigstens mit aufrichtigem Herzen," schloß der Brief. Späterhin, als Seydlitz' Zustand sich verschlimmert hatte, bewies der König seine Sorge durch wiederholtes Schreiben; auch vom Prinzen Heinrich langte ein Brief an. Inzwischen war Seydlitz zwar durch die Karlsbader Kur wieder soweit zu Kräften gekommen, daß er im Herbste noch an der Spitze seines Regimentes erscheinen und Dienstgeschäfte verrichten konnte; aber es war nur eine Gnadenfrist, die er überdies leider dazu mißbrauchte, sich seinen unordentlichen Neigungen mit um so größerer Begier wieder hinzugeben. Die Anordnungen der Aerzte wurden nicht beachtet, alle Mahnungen des Königs, alle Warnungen, die ihm Freunde, die ihm seine eigenen herben Erfahrungen gaben, wurden in den Wind geschlagen, und so konnte es denn mit seinem Zustande nur schlimmer werden. Als er sich zur schlesischen Herbstmusterung einstellte, war er schon so herabgekommen, daß er sich kaum noch auf dem Pferde erhalten, die Uebungen aber gar nicht mehr mitmachen konnte. Während des Winters versiegte die Lebenskraft mehr und mehr, denn zu dem schon vorhandenen hatte Seydlitz seinem Körper noch neue Uebel eingeimpft. Auch die Aerzte wußten kaum mehr Rath. Im Frühjahr besuchte der Hinsiechende abermals Karlsbad, kehrte jedoch geschwächter denn vorher zurück, und ließ sich nun nach seinem Schlosse Minkowsky bringen, wo er an das Bette gefesselt blieb. Indessen als die Zeit herankam, wo die Uebungen seines Regimentes bei

Ohlau beginnen sollten, da ließ es ihm in seiner einsamen Halle keine Ruhe; ein Wagen mußte ihn nach Ohlau schaffen, er wollte die lieben alten Trompeten noch einmal hören, die zerschossene Standarte flattern, seine Bursche reiten sehen. Er sah auch noch mehr, er sah hier seinen König wieder, der im August Schlesien bereiste, er sah ihn an seinem Bette, über eine Stunde lang, er hörte die Stimme des Königs, die aus vollem sorgendem Herzen erklang: „Mein lieber Seydlitz, Er muß nicht eigensinnig sein, und muß schon dem Doctor folgen, und innig rührte es ihn, als der König nun auch die Aerzte ermahnte, daß sie seinen Seydlitz nicht ohne Noth mit Pulvern quälen sollten, wenn er lieber Tropfen wolle. Wie wohl that es ihm, als der König ihm endlich mit bewegter Stimme zurief: „Ich kann Ihn nicht missen, ich kann Ihn nicht missen!" Dies Wort schien ihm neue Lebenskraft zu geben; nun wollte er wieder leben, nur um seinem Könige zu dienen; nun hoffte er wieder. Aber wie ein wahres Jammerbild lag er da: alle frühere Manneschöne war dahin, und die Spuren der zerstörenden Krankheit sprachen der Hoffnung Hohn. Der König, der über Seydlitz' nahes Ende wol nicht mehr zweifelhaft sein konnte, zeigte die größte Bereitwilligkeit, dessen Herzenswünsche zu befriedigen. Diesem lagen nun vor Allem seine jüngern Freunde und Kameraden im Sinne; ihnen, für die er bisher wie ein Vater gesorgt, wollte er auch über seinen Tod hinaus die Wege ebnen. Er benutzte daher die günstige Gelegenheit zu ihrem Besten, und schlug die tüchtigsten derselben, unter ihnen auch seinen Regimentsadjutanten Reibnitz, zur Beförderung vor, worauf der König ihm sogleich die freundlichsten Zusicherungen

gab, die nachmals an den Empfohlenen auch vollständig erfüllt wurden. Nun sollte Seydlitz aber auch sagen, wen er zum Nachfolger auf seinem eigenen Posten am geeignetsten halte, und da dachte er sogleich wieder an den Oberst von Wacknitz, den Löwen von Zorndorf, den er schon an jenem Siegestage so warm empfohlen hatte; trotz des Uebelstandes, daß derselbe schon in auswärtige Dienste übergetreten war,*) brachte er ihn sogleich in Vorschlag. Aber einem in fremden Diensten stehenden Offizier einen solchen Posten geben — unmöglich! — Der König wollte sich nicht dazu verstehen und verlangte einen andern Vorschlag, während Seydlitz hartnäckig an Wacknitz festhielt, weil er, wie er erklärte, keinen Würdigeren kenne. Da wurde der König ungeduldig und brach kurz ab, indem er annehmen zu müssen glaubte, daß Seydlitz' Gedanken wol schon etwas unklar würden. Im Vorzimmer besprach er noch mit dem Arzte das bei Seydlitz neu hinzugetretene Uebel, und als jener sich etwas lebhaft über die Unfügsamkeit seines Kranken beschwerte, sagte er: „Nicht so laut! nicht so laut! denn wo Seydlitz es in seiner Stube hört, so holt der Teufel Ihn und mich!"

Auch der Prinz von Preußen, nachmals König Friedrich Wilhelm II., fand sich an Seydlitz' Krankenlager ein, so wie er auch später noch ein theilnehmendes Schreiben an denselben richtete. Noch weniger fehlten die vertrauteren Freunde. Als Seydlitz gleich nach des Königs Weggehen seinen Reibnitz wiedersah, war es ihm ein erquickender Triumph, diesem sagen zu können: „Reibnitz,

*) Er starb als hessischer Generallieutenant und Staatsminister.

sei'n Sie ruhig; hilft mir Gott noch einmal, so ist Ihnen auch geholfen, wo nicht, so sind Sie der Gnade des Königs empfohlen."

Tage vergingen wieder. Von Potsdam tönte es noch einmal zu dem darniederliegenden Helden herüber: „Ich kann Ihn nicht missen, ich kann Ihn nicht missen!" Aber Seydlitz' Zustand gab keine Hoffnung mehr; es war ein allmähliches Ausgehen der Kräfte ohne große Schmerzen. Stillergeben und sanft verschied er am 7. November 1773 in einem Alter von nicht ganz dreiundfunfzig Jahren.

Ein großes Heldenleben war dahin. Wie mit dämonischer Gewalt war es einst über die Schlachtfelder geschritten. In dieser Seele war eine seltsame Mischung von übermüthigem Humor — mehr in Thaten als Worten — und strengem Ernste, der jenem Uebermuthe wieder die Schranken anwies. In Seydlitz' Wesen traf Eis und Feuer zusammen, aber eben das machte ihn so gewaltig in der Schlacht, wo er mit seinen Schwadronen, einer Gewitterfluth ähnlich, jeden Widerstand hinwegriß. Auch seine Reiter hatte er sich selber geschaffen. Gleich groß in der Schlacht wie auf dem Uebungsplatze steht er in doppelter Vortrefflichkeit auf immer als ein Vorbild für jeden Reiter und Reiterführer da. Auch durch edle Charaktereigenschaften ragte er hervor, vor Allem durch seine kriegsmännische Geradheit, die keine Umwege weder auf dem Schlachtfelde noch im gewöhnlichen Leben liebte. Privatfeinde hatte er kaum, denn Selbstüberhebung und Neid lagen ihm fern, und auch fremder Neid mußte verstummen, wo solche Thaten sprachen. — Das ganze preußische Heer trauerte über den schweren Verlust, den es erfahren, niemand aber empfand ihn mehr als

der königliche Kriegsherr selbst. Wie treffend und schön ist, was Friedrich bei der Trauerkunde dem abgeschiedenen Helden nachruft:

„Seydlitz ist das schönste Loos geworden, das ein Soldat erreichen kann; er lebte unübertroffen und stirbt, ohne ersetzt werden zu können!"

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Förster Buchh.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Neue Geschichts-Bibliothek

Bd.: 1

Leipzig 1859

H.un. 220-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031898-6